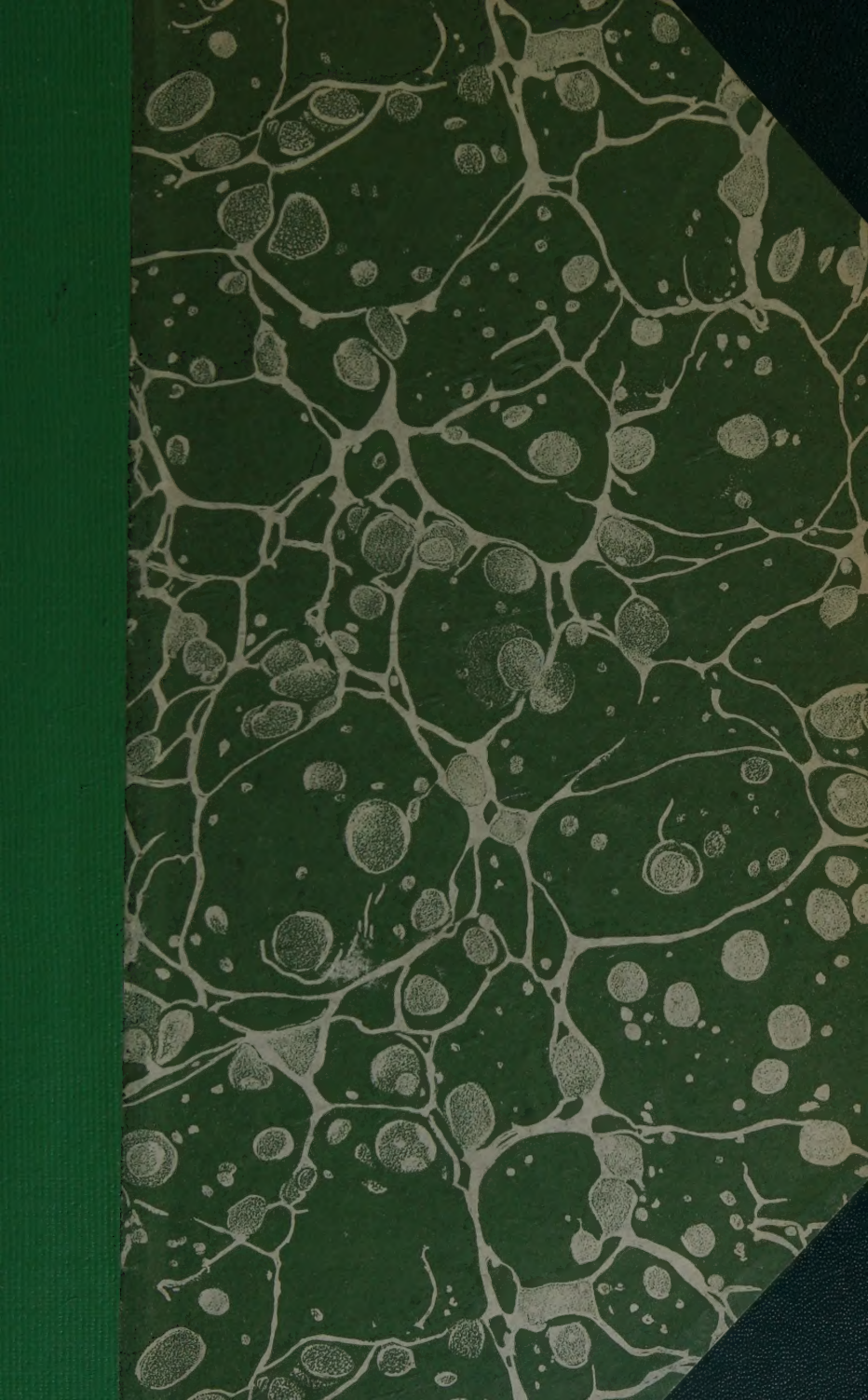


The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

Imprimatur.

Paderbornae, d. 13. m. Maii 1911.

Vicarius Generalis

Schnitz.

Vorrede.

An besondern Werken über die äußere Kanzelberedsamkeit kann die Literatur der deutschen Homiletik nicht reich genannt werden; sie ist im Gegenteil, wenn es sich um katholische Werke handelt, geradezu arm. Woher mag das kommen?

Es sind in diesen letzten Jahren von mehr denn einer Seite Klagen laut geworden über die Mängel der kirchlichen Predigtweise und die Unzulänglichkeit der homiletischen Vorbildung an unsern theologischen Lehranstalten. Hinwiederum kann nicht geleugnet werden, daß infolge des Motu proprio unseres hl. Vaters Pius X. vom 1. September 1910, durch die homiletische Konferenz von Maria Zell und den homiletischen Kursus von Ravensburg manches zur Förderung der oratorischen Interessen auch in den deutschredenden Gegenden geschehen ist. Wie gut Unterrichtete schreiben, sind bereits in mehrern Lehranstalten weitgehende Reformen inbezug auf den Kursus der Homiletik eingeführt worden. Gott segne das begonnene Werk!

Vorliegende Schrift über die äußere Kanzelberedsamkeit soll zur Förderung dieser Reformbewegung das Ihrige beitragen.

Des Verfassers Absicht ging dahin, die Grundsätze der alten Meister über die kirchliche Vortragsweise dem Lehrenden und Lernenden in logischer Ordnung vorzuführen, ja diese Grundsätze zu einer Wissenschaft über die Kunst des kirchlichen Vortrags auszubauen. Darum wurden die altbewährten Prinzipien nicht bloß in losen Sätzen vorgetragen, sondern auch eingehend bewiesen und so geordnet, daß die einen aus den andern fließen und alle zugleich aus einem großen Prinzip, der Begriffsbestimmung des Subjekts, sich folgern.

Was ein Lehrer der Rubrizistik von sich selber sagte: „Ich lese nie die Regeln über die hl. Messe und die andern kirchlichen Funktionen in dem von mir selbst verfaßten Handbuch durch — und ich tue es jedes Jahr — ohne daß ich dieses oder jenes an mir zu korrigieren hätte," das darf wohl mit noch größerm Rechte ein jeder von sich inbezug auf die Regeln der kirchlichen Redekunst sagen. Der schon längere Zeit

im Amte Stehende hat sich im Laufe der Jahre manches Fehlerhafte angewöhnt; andere haben gar mit unrichtigen Anschauungen ihr Predigtamt begonnen; wiederum andere haben sich in Ermangelung eines sichern Führers eine Predigtweise nach ihrer Art zusammengestellt; andere endlich sollen erst das Predigen erlernen und möchten es mit aller Vollkommenheit inbezug auf Diktion und Aktion später ausüben: Allen diesen soll vorliegendes Werk geboten sein. Es wird kaum einer derselben ohne großen Nutzen ein eingehendes Werk über äußere Kanzelberedsamkeit aufmerksam lesen oder studieren.

Die äußere Beredsamkeit ist nicht nur eine Wissenschaft, sondern auch eine Kunst, und als solche muß sie nicht bloß erlernt, sondern auch geübt werden. Erst die Übung macht auch hier den Meister.

Um dem Schüler diese Übung zu erleichtern, wurde den einzelnen Regeln eine Anzahl von Beispielen beigegeben. Im Abschnitt über die Gestikulation haben diese Beispiele zugleich den Zweck, dem Leser zum Verständnis zu bringen, wann und in welchen Fällen die daselbst beschriebenen Gestus zu machen sind.

In manchen Punkten war die Aufstellung genau abgegrenzter, allgemein gültiger Regeln unmöglich. Der Vortrag muß ja individuell getreu sein, und die Individualitäten können nicht Gegenstand einer Wissenschaft werden. Allein insoweit bestimmte Regeln gegeben werden konnten, wurde es getan, unter andern bei der Lehre über die Kadenzen und die Bewegungen der Arme und Hände, um so wenig wie möglich der Willkür und dem persönlichen Dafürhalten des einzelnen zu überlassen. Die Erfahrung, die beste Lehrmeisterin, hat den Verfasser längst überzeugt, daß dies die geeigneteste Methode ist, junge Leute schnell und leicht zu einer guten Diktion und Gestikulation zu führen. Einem langjährigen Rhetoren wird man hierin eine gewisse Kompetenz des Urteils kaum absprechen können.

Möge vorliegende Schrift, von Gottes Segen begleitet, eine gütige Aufnahme finden und manchen Anfänger und Veteranen im Predigtamt zur Vollendung in der kirchlichen Vortragskunst führen. Je vollkommener der geistliche Redner das ihm vom Himmel übertragene Amt ausführt, je näher er dem Ideal der Beredsamkeit inbezug auf Inhalt und Vortrag kommt, desto mehr wird er befähigt sein, für Gottes Ehre zu wirken und der Menschen Seelenheil erfolgreich zu fördern.

Luxemburg, im März 1911.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorrede III

Einleitung.

§ 1. Begriff der äußern Beredsamkeit 1
§ 2. Bedeutung der äußern Beredsamkeit 5
§ 3. Wichtigkeit der Aktionslehre 8

Erster Teil: Die Pronuntiation.

Vorbedingungen.

§ 4. Richtiges Atemholen. Atemtechnik. Atemgymnastik 12
§ 5. Gesunde, sonore Stimme 22

Eigenschaften.

§ 6. Die Korrektheit 29
§ 7. Die Artikulation 33
§ 8. Angenehmer Fluß 40
§ 9. Richtige Accentuation 44
§ 10. Richtige Kadenzierung 51
§ 11. Die Natürlichkeit 64
§ 12. Richtige Einhaltung der Pausen 72
§ 13. Gehörig langsames Tempo 83
§ 14. Gehörige Stärke 87
§ 15. Die Abwechselung 93
§ 16. Frische und Lebendigkeit 101
§ 17. Psychischer Ausdruck 103
§ 18. Heiliger Ernst und Überzeugung 117
§ 19. Ein letztes Wort über die Diktion 125

Zweiter Teil: Die Aktion.

§ 20. Möglichkeit einer kirchlichen Gebärdensprache 127
§ 21. Notwendigkeit der geistlichen Mimik 130
§ 22. Notwendigkeit des Studiums und der Übung 131
§ 23. Eigenschaften der Aktion 134

Seite

§ 24. Die Aktion nach den verschiedenenen Körperteilen 140
Stellung und Haltung des Körpers 141
Das Haupt 143
Das Antlitz, die Miene und der Blick 144
Die Arme und Hände 146
Einige Grundsätze für die kirchliche Gestikulation 148
§ 25. Die Aktion nach den einzelnen Redemomenten 151
Die indikativen Gestus 152
Die mensurierenden Gestus 153
Die interpellativen Gestus 154
Die intellektuellen Gestus 156
Die affektiven Gestus 160
Die imitativen Gestus 164
§ 26. Zusammensetzung der einzelnen Gestus 166
§ 27. Zu vermeidende Fehler 167
§ 28. Akzeß zur Kanzel und Präliminarien 171
§ 29. Ein letztes Wort über den Gestus 174

Einleitung.

§ 1. Begriff der äußeren Beredsamkeit.

Mit der Sammlung, Anordnung und Ausarbeitung der rednerischen Gedanken ist nicht alles getan. Es muß ein anderes Moment hinzukommen, das diese Gedanken in einer anderen Weise als durch die Lektüre in das Innere des Menschen hineinträgt und die oratorischen Gedanken zur formellen Rede erhebt. Dieses Moment nennen wir in Ermangelung eines besonderen Wortes die äußere Beredsamkeit oder auch, indem wir das Wort Vortrag allgemeiner fassen[1] — oratorischen Vortrag.

Der oratorische Vortrag ist die Kunst, seine Gedanken und Gefühle in Wort und Gebärde so zum Ausdruck zu bringen, daß der Ausdruck geeignet ist, die Zuhörer in ansprechender Weise zu belehren und zu bewegen.

In dieser Begriffsbestimmung ist die ganze Aufgabe des Vortrags und der Vortragskunst angedeutet.

Daß die äußere Beredsamkeit eine Kunst ist, muß jedem einleuchten, der auch nur einen flüchtigen Blick in die vielgestaltigen Regeln derselben hineingeworfen, oder der es auch nur einziges Mal erprobt hat, mit welchen Schwierigkeiten ein mustergültiger Vortrag verbunden ist. Und weil sie eine Kunst ist, muß sie theoretisch und praktisch erlernt werden.

Gegenstand dieser Kunst sind die Ideen und Empfindungen des Redners, insofern sie sich in Pronuntiation und Gebärdensprache ausprägen. Hiermit ist die Zergliederung der äußeren Beredsamkeit gegeben: Pronuntiation und Aktion,[2] Deklamation[3] und Gebärdensprache, mündlicher

[1] Unter Vortrag kann ein Dreifaches verstanden werden: 1. die Rede mit allem was dazu gehört: Inhalt, mündlicher Vortrag und Gestus; 2. die Pronuntiation oder der sprachliche Ausdruck der Rede; 3. die gesamte äußere Beredsamkeit, insofern sie das tonische und sichtbare Element, d. h. Pronuntiation und Aktion umfaßt. Aus dem Zusammenhange wird es sich ergeben, in welchem Sinne das Wort an dieser oder jener Stelle gebraucht wird.

[2] Die Alten bezeichneten mit dem Worte Actio die gesamte äußere Seite der Rede. Est actio quasi corporis quaedam eloquentia, quae constat e voce atque motu. Cicero, Orat. c. 17. Wohl nicht mit Unrecht. Denn die Rede soll nicht bloß gedacht und geschrieben werden, um dann etwa durch die Lektüre in die Seele zu dringen; sie soll geschehen, sie soll sich zu einer Tat ausbauen und zwar zu einer lebendigen Tat des ganzen Menschen nach seiner leiblichen und geistigen Seite. Um diesen Begriff Actio adäquat zu bezeichnen, fehlt uns in der deutschen Sprache das geeignete Wort. Denn mit dem Worte Aktion wird gewöhnlich nur die sichtbare Seite des Vortrags bezeichnet: die Bewegung der Arme, die Haltung des Körpers, der Blick der Augen, der Ausdruck des Gefühls, in einem Wort: die Gebärden. Das Wort Vortrag aber bedeutet, auch wenn es ohne bestimmendes Beiwort gebraucht wird, gemeiniglich nur die Pronuntiation.

[3] Hier soviel wie mündlicher Vortrag. Die rednerische Deklamation ist wohl zu unterscheiden von der theatralischen oder quasi theatralischen. S. unten.

Vortrag und Gestus. Durch das erste dieser Elemente, die Pronuntiation, soll auf das Gehör, durch die Gebärdensprache soll auf den Gesichtssinn eingewirkt werden. Das sind in der Tat die zwei Sinne, durch welche der Redner in den Geist und das Herz des Zuhörers eindringt.

Zweck dieser Kunst ist, den Gegenstand so auszudrücken, daß der hörbare und sichtbare Ausdruck, wie er sich in der Pronuntiation und Gestikulation darstellt, geeignet ist, in ansprechender, gefallenerregender Weise auf das Innere der Zuhörer einzuwirken, um dieselben zu belehren und zu bewegen. Diese drei Eigenschaften sind es, welche eine jede Rede nach den Worten des hl. Augustinus haben muß: Ut veritas doceat, ut veritas placeat, ut veritas moveat. Wenn diese Worte zunächst vom Inhalte der geistlichen Rede gelten, so gelten sie an zweiter Stelle doch auch vom äußeren Vortrag.

Unterschied zwischen oratorischem, dramatischem, deklamatorischem und Lese-Vortrag.

In der angegebenen Begriffsbestimmung ist auch der Unterschied zwischen den Arten des Vortrags gegeben, wie er sich beim Redner, beim Lektor, beim Schauspieler und beim Deklamator darstellt.

Der Redner soll seine Gedanken, seine Gefühle und Empfindungen zum Ausdruck bringen. Alles, was er sagt und darstellt, was er wünscht und anstrebt, ist seine Angelegenheit. Wenn er auch die Sache eines anderen vertritt, so macht er dieselbe doch zu der seinigen und verficht sie als solche. Darum sind im oratorischen Vortrag, in welchem der Redner mit seiner ganzen Persönlichkeit eintritt, alle Mittel der äußeren Beredsamkeit: Verstandesbetonung, Empfindungsbetonung, Ton der Überzeugung, Bewegung der Arme und Hände, sprechender Blick und Ausdruck des Gefühls am rechten Platz. Hier kann und soll die Empfindung in allen Tonfarben sich aussprechen, hier ist die Gebärde die naturgemäße und notwendige Begleiterin des Wortes.

Der Leser gibt die Gedanken eines andern wieder. Die eigene Persönlichkeit tritt in den Hintergrund; es ist nur das Buch oder das Schriftstück, das spricht und dem der Leser seine Stimme leiht. Zur richtigen Lektüre gehört, daß derjenige, welcher vorliest, ruhig lese, ohne Wärme und Begeisterung, ohne sein eigenes Gefühl hineinzutragen, einzig bedacht auf richtige, deutliche Aussprache und Betonung. Ein Lektor, der mit Wärme und Gefühl, mit lebhafter Betonung und vielen Handbewegungen den Inhalt des Buches oder der Schrift zum Ausdruck brächte, würde uns abstoßen: wir verlangen von ihm nüchterne Objektivität, nicht pathetische Darstellung, ausgeprägte Verstandesbetonung, aber keine Empfindungsbetonung.

Darum ist ein großer Unterschied zwischen Lesevortrag und freiem Vortrag. Wenn wir jemanden, den wir nicht kennen und den wir nie gehört haben, in einem Nebenzimmer vortragen hören, so erkennen wir gleich, auch wenn wir den Sinn seiner Worte nicht verstehen, ob derselbe vorliest oder frei spricht. So verschieden ist die

Art und Weise des Vortrags in beiden Fällen. Der freie Vortrag fesselt im allgemeinen mehr die Aufmerksamkeit als das Vorlesen. Jeder Professor kann diese Erfahrung machen, wenn er sie nicht längst schon gemacht hat. Er braucht nur dieselben Gedanken einmal in freier Weise vorzutragen und ein andermal aus einem Buche abzulesen. Aus der herrschenden Stille, aus den sprechenden Blicken wird er ohne Mühe den Unterschied feststellen können.

Eine Lesung in der Kirche zieht durchschnittlich weniger an als das gesprochene freie Wort; unter denselben Umständen kann erstere einschläfern, während letzteres die Aufmerksamkeit rege hält. Nach den Moraltheologen genügt der Pfarrer, welcher an den Sonn- und Festtagen eine Predigt bloß vorliest, seiner Pflicht als Seelsorger nicht. Und wenn man dann nach dem Grunde fragt, warum das Tridentinum die Predigt, d. h. den freien Vortrag des göttlichen Wortes dem Seelsorger zur Pflicht gemacht hat, so lautet die Antwort: Weil die Lektüre des geschriebenen Wortes weniger unterrichtet, weniger bewegt und, wenn sie häufig angewandt wird, geeignet ist, den Gläubigen Überdruß an der Heilslehre einzuflößen. Und doch fehlen bei der einwandfreien Lektüre nicht das richtige Verständnis, die scharfe Artikulation, die Natürlichkeit, die entsprechende Pausierung, selbst eine gewisse Variation in der Dynamik der Stimme; allein es fehlen andere Momente, die vor allem geeignet sind, dem Vortrag Leben, Wärme und Bewegung zu geben. Außer dem psychischen Element, das beim freien Vortrag so mächtig wirkt, außer den Bewegungen des Körpers, vorzüglich der Hände und Arme, welche das gesprochene Wort unterstützen, ist es ein gewisses Interesse, das man deshalb dem Redner entgegenbringt, weil man ihn hört, weil seine Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck kommen, weil man in seinen Geist, in sein Herz, in seine Seele und bis in die Tiefen seines Innern hineinschauen darf.

Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, die Hirtenbriefe und die offiziellen Aktenstücke, welche auf der Kanzel zur Verlesung kommen sollen, mit aller Sorgfalt, mit genauester Beobachtung der für die Lektüre aufzustellenden Regeln vorzulesen, damit nicht durch die Schuld des Lektors den Gläubigen das an und für sich schwierige Anhören der Lektüre noch erschwert und die Wirkung des zu verlesenden Schreibens vermindert oder gar vereitelt werde.

Der Schauspieler geht ganz in der darzustellenden Person auf; er spielt eine Rolle (personam agere oder gerere); seine Aufgabe besteht darin, die fremde Person möglichst naturgetreu vorzustellen, sich selbst zu verleugnen und zu vergessen, um sich ganz in die Lage und Stimmung dessen zu versetzen, dessen Rolle er spielt. Stimme, Ausdruck, Mienenspiel, Haltung, Bewegung, selbst das Gewand, das der Dramatiker trägt, muß der aufzuführenden Rolle entsprechen. Ist die darzustellende Person langsam, leiernd, langweilig in der Aussprache, holperig im Benehmen, rauh im Ton der Stimme, so fordert die Kunst des Akteurs, daß er ebenso langsam, linkisch und rauh auf der Bühne auftrete. Kommt

er dieser Kunstforderung nach, so spielt er seine Rolle gut und erntet Beifall.

Sowohl inbezug auf den mündlichen Vortrag als auf den Gestus unterscheidet sich der Akteur in vielen Punkten vom Redner.

Der Akteur darf z. B. die Achseln zucken zum Ausdruck des Spottes oder des Hohnes; der Redner dürfte es nie tun, am allermindesten der Kanzelredner. Viele Bewegungen der Hände und Arme, im Mienenspiel und Ausdruck des Gesichtes, viele Körperhaltungen sind auf dem Theater erlaubt, auf der Kanzel sind sie es nicht. Die letzten Worte des Sterbenden spricht der Schauspieler langsam, leise, von tiefem Atemholen unterbrochen, immer leiser und schwächer: er ist ja (repraesentative) der Sterbende selbst. Wenn der Redner den Tod dieses Sterbenden vorführt, spricht er dessen letzte Worte zwar nicht schnell oder mit froher, eilender Stimme, sondern rührend und bewegt, sogar langsamer als die gewöhnliche Rede, aber ganz anders als der Akteur. Dieser spricht sie wie der Sterbende, den er vorstellt, mit den Gefühlen und Stimmungen, die den Sterbenden damals beseelten, mit jenem Ausdruck der Stimme, den dessen körperlicher Zustand damals zuließ; der Redner spricht sie *unter und nach dem Eindruck, welchen die Worte und Handlungen des Sterbenden* auf ihn gemacht haben.

Um diesen Grundsatz noch durch ein anschauliches Beispiel zu erklären, nehmen wir an, der Schauspieler und der Prediger sprechen die spöttischen Worte der Soldaten: „Sei gegrüßt, du König der Juden" oder den blasphematorischen Ruf der Juden bei der Verurteilung Jesu: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!"

Der Akteur spricht diese Worte, wie sie damals gesprochen wurden, mit jenem frechen, spöttischen resp. lauten und herausfordernden Ton, wie sie damals erklungen sind. Der Kanzelredner aber wird diese Worte nicht sprechen, ohne daß eine gewisse ehrfurchtsvolle Liebe zum Heiland und Mitleid mit dessen Leiden in seiner Stimme liegt, und nur mit einer Art von zurückhaltender Scheu, als ob er sich nicht erkühnte, jene gotteslästerischen Worte über seine Lippen zu bringen.

Die Deklamation verwendet außer den gewöhnlichen Mitteln der Pronuntiation in weitem Maße die Tonmalerei. Sie wird besonders auf dem Theater und in den Schulen beim Vortrag von kleineren oder größeren Gedichten geübt. Der Deklamator weiß einzelne Worte, Satzteile, Gedanken oder ganze Szenen je nach der Natur derselben bald mit dumpfer, bald mit heller und lieblicher, bald mit lauter, bald mit leiser, schwerfälliger oder hüpfender Stimme darzustellen, so daß der Zuhörer schon durch die Modulation der Stimme auf den Charakter des vorzutragenden Inhaltes aufmerksam gemacht wird.

Manche Worte sind an sich tonmalend, insofern sie *Naturlaute oder Geräusche* nachahmen, wie Donner, Blitz, ächzen, zischen, zwitschern, brummen, klirren usw. Der Deklamator weiß solche Wörter durch den Klang der Stimme und die besondere Artikulation zur charakteristischen Erscheinung zu bringen.

Auch *Zeitmaße und Raumverhältnisse* werden tonmalend angewandt. So spricht der Deklamator „des Augenblickes Schnelligkeit" kürzer und rascher als

„der Jahre ew'ge Folge“: die Worte „eine weite Ebene“ sucht er mehr zu dehnen als die Worte „nur diese schmale Schwelle“.

Ebenso werden Handlungen und Tätigkeiten tonmalend ausgedrückt. Bei den Worten: „Leise auf den Zehenspitzen naht mir“ dämpft der Deklamierende den Ton, ja er läßt die Wörter aufeinanderfolgen wie jemand, der auf den Zehenspitzen naht, vorsichtig einen Fuß nach dem andern setzt. Bei den Versen: „Von dem Dome — Schwer und bang — Tönt die Glocke — Grabgesang. — Ernst begleiten ihre Trauerschläge — Einen Wanderer auf dem letzten Wege“ ahmt er durch den dumpfen Ton, durch die Betonung der schweren Silben in den ersten vier Zeilen den schweren Glockenklang nach, durch das gemessene einförmige Tempo in den beiden letzten zeigt er den gleichförmigen Schritt der Leidtragenden an.

Ein andermal sind es Laute der Tiere oder Menschen, die imitiert werden, wie der Volksjubel, der Kuckuckruf usw.

Ein andermal werden Zustände tonmalend geschildert, z. B. die letzten Augenblicke des Sterbenden durch die matten und gehauchten Töne der bebenden Stimme.

Auch Stimmungs- und Beleuchtungseffekten weiß der Deklamator ihre Malerei zu geben: „Im hellen Sonnenschein“ spricht er heller und auch höher als: „In finstrer öder Nacht.“ Die 4 Verse der Uhlandschen Ballade

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

färbt er lieblicher, edler und süßer als die folgende vierzeilige Strophe, wo er finstere, tiefe Töne anwendet.

Dort saß ein stolzer König an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.[1]

Für uns kommt nur der oratorische Vortrag in Betracht, und wir haben nur deshalb so ausführlich die Deklamation geschildert, um schon jetzt gleich vor der Anwendung der sog. Tonmalerei in der Predigt zu warnen.[2]

§ 2. Bedeutung der äußeren Beredsamkeit.

Ein guter Vortrag ist von der größten Wichtigkeit. Die alten Rhetoren schreiben demselben eine so hohe Rolle zu, daß ihre Ausdrücke beinahe übertrieben erscheinen. Aristoteles sagt vom Vortrag in der ihm eigenartigen kräftigen Weise: „*Δύναμιν ἔχει μεγίστην.*“[3] Cicero spricht wohl aus Erfahrung, wenn er sagt:[4] „Actio in dicendo una dominatur; sine hac summus orator esse in numero nullo potest, mediocres hac instructa summos saepe superare.“ Als man Demosthenes einst fragte, welches der erste und wichtigste Faktor in der oratorischen Kunst sei, antwortete er in lakonischer Weise: „Der Vortrag.“ Als man ihn dann weiter nach dem zweiten Hauptfaktor in der Redekunst fragte, gab er dieselbe Antwort. „Und fraget ihr mich“, fügte er hinzu, „nach dem dritten und vierten Hauptfaktor, ich werde euch immer dieselbe Antwort geben: der Vortrag.“ Er schien, sagt Quintilian, der uns diesen Zug erzählt,[5] das Äußere des Vortrags

[1] Straup, Die Kunst der Rede und des Vortrags, 3. Abschnitt, 4.
[2] Siehe § 17. [3] Rhet. 3. 1. [4] De orat. III. 56 sq.
[5] Quint. Instit. Orat. 11. c. 5 init.

nicht nur für die Hauptsache zu halten, sondern geradezu für das allein Wichtige.

Bekannt ist ein Wort des Äschines, der auf Veranlassung des Demosthenes in die Verbannung geschickt worden war. Als er in Rhodus seinen Kursus der Beredsamkeit eröffnete, las er zuerst seine eigene Rede vor, die er im Prozeß „über die Krone" in Athen gehalten hatte. Er erntete reichlichen Beifall. Nachdem er aber auch die Gegenrede des Demosthenes gelesen hatte, erreichte die Begeisterung ihren Höhepunkt, und die Beifallsrufe wollten kein Ende nehmen. Da sagte Äschines, seinem Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassend: „Hättet ihr ihn nur selbst gehört!" — Es war nicht minder durch die Aktion als durch den Redeinhalt, daß Demosthenes die Menge begeisterte und seine herrlichen Triumphe feierte. Und so ist es bei allen Rednern, sowohl geistlichen als profanen, der Fall gewesen.

Wer hätte noch nicht praktisch die Parallele gezogen zwischen der Lektüre und dem mündlichen Vortrag ein und derselben Rede? Stets ist der Vergleich zugunsten des letzteren ausgefallen. Manchmal erkennen wir eine Predigt, die wir angehört, beim späteren Durchlesen gar nicht wieder und staunen darüber, daß dieselbe mit einem Male so minderwertig geworden. Mehr denn einmal möchten wir bei der Lektüre einer Rede, von der man uns ungemein Hohes erzählt, über die Wahrheit des Gesagten geradezu zweifeln; wenigstens begreifen wir nur schwer, wie dieselbe einen so gewaltigen Eindruck machen konnte.[1]

Der Hörer einer Predigt ist leichter zufriedenzustellen, eher belehrt und bestimmt als der Leser. Worin liegt der Grund für diese Tatsache?

Der Grund dafür liegt in dem philosophischen Satze, daß die Wahrheit, um in unsern Geist zu gelangen, ihren Weg durch die Sinne nimmt. Per sensus ad intellectum. Die Eindrücke, welche die Seele bewegen, welche sie belehren und erheben, gehen uns durch die äußern und innern Sinne zu. Je mehr die Sinne beeinflußt werden, je reicher und nachhaltiger die Sinneseindrücke sind, desto tiefer und reicher ist auch der Eindruck, der in der Seele geschaffen wird. Und hier springt mit einem Male der enorme Unterschied zwischen dem geschriebenen und gesprochenen Wort in die Augen.

Wenn der Mensch redet, so werden die verschiedensten Hebel in Bewegung gesetzt, um Vorstellungen und Empfindungen in der Seele zu wecken. Die Haltung des Redners, der Ton seiner Stimme, der Blick seines Auges, die Bewegungen seiner Arme und Hände und alles, was man unter der Gebärdensprache versteht, vereinigt sich, um das Gewicht des gesprochenen Wortes zu vermehren. *Δύναμιν ἔχει μεγίστην.*

Das ganze subjektive Element des Redners, die Überzeugung, die sich in seinem Worte offenbart, das Feuer der Begeisterung, mit welcher

---

[1] Neque nescius eram, sagt Muretus (ad Scip. Gonzag. praef.), morosiora et difficiliora esse legentium quam audientium iudicia, saepeque accidere ut quae audientes mirabamur, eadem legentes rideamus.

er spricht, der Klang der Stimme, welche bald wie der Donner des göttlichen Gerichtes ertönt, bald wie lindernder Balsam sanft und mild in das wunde Herz hineinfällt, bald innig wie das Flehen des Kindes zum Himmel hinaufruft, das alles findet sich nicht auf dem Papier, das läßt sich überhaupt nicht mit dem Schreibgriffel dem Papier aufprägen, das kann nur im lebendigen Wort dargestellt werden. *Δύναμιν ἔχει μεγίστην.*

Freilich gilt das Gesagte nur von dem guten Vortrag. Wenn der mustergültige, beredte Vortrag Wunderdinge hervorzurufen geeignet ist, so kann der schlechte Vortrag ebenso destruktiv wirken. Eine arme Rede, welche gedruckt niemand lesen möchte, kann einen beneidenswerten Erfolg haben, wenn sich der Redner in Pronuntiation und Aktion auszeichnet, während ein gut ausgearbeiteter Inhalt durch den schlechten Vortrag oft kaum auch nur einen geringen Eindruck hervorbringt. So viel ist sicher, daß eine in mattem Tone, ohne Überzeugung und Wärme vorgetragene Rede in den meisten Fällen weniger wirkt als das geschriebene Wort. Und erst, wenn der Redner in eilender Geschwindigkeit, wie in rasendem Tempo durch die Gedanken dahineilt oder im Gegenteil nach jedem Punkt und Strichpunkt so lange absetzt, als habe er den Ideengang verloren, wenn er in endloser Monotonie seine Gedanken dahinspinnt oder im jammernden Kanzelton stets in derselben Weise steigt und fällt, wenn er gar in holperiger Weise, sich überstürzend, ohne Accentuation, noch dazu stotternd und sich stetig wiederholend seine „Rede" vorträgt, dann ist die Rede kein Genuß mehr, dann ist sie nicht mehr ein süßer, wohltuender Zauber für das Ohr, dann wird sie zu einer Qual für die Hörer, und eine nicht geringe Tugend ist erfordert, um einem solchen Prediger fortgesetzt seine Aufmerksamkeit zu schenken. Und erst wenn dieser Prediger 20—30 Jahre lang vor derselben Gemeinde aufzutreten hat!

Einen eigenen Gedanken über die Bedeutung der äußeren Beredsamkeit hat Aristoteles in seiner Ars Rhetorica[1] niedergeschrieben: „Gegenwärtig", sagt er, „hängt auf dem Theater fast alles von der Aufführung ab, und es kommt darum viel mehr auf den Schauspieler an als auf den Dichter des Stückes. Gerade dasselbe ist bei öffentlichen Reden der Fall in Rücksicht auf das Äußere des Vortrags: Jene Redner haben meistens den Erfolg für sich, welche diesen Teil der Beredsamkeit (die Pronuntiation und die Aktion) am besten zu handhaben wissen, freilich nur infolge des Verfalles des öffentlichen Lebens und der Urteilslosigkeit der Zuhörer." — Die in diesen Worten angeführte Tatsache, die Bedeutung des Vortrags betreffend, hat sich zu allen Zeiten wiederholt. Daß aber der von Aristoteles angegebene Grund — der Verfall des öffentlichen Lebens — die psychologische Erklärung für diese Tatsache abgebe, muß trotz der Autorität des Stagiriten bezweifelt werden. Die Erklärung ist vielmehr in dem oben Gesagten zu suchen. Freilich ist

[1] 5. c. 1. n. 4.

die übermäßige, fast ausschließliche Bedeutung des Äußeren und Zufälligen die Folge des ethischen Verfalles und der damit in Verbindung stehenden intellektuellen Beschränktheit, und insofern hat der Philosoph recht. Allein aus dieser Wahrheit ergibt sich noch eine andere Folgerung für die weitaus meisten Prediger, d. h. für diejenigen, welche vor einer weniger gebildeten Zuhörerschaft zu reden haben. Je weniger geistig gebildet der Mensch ist, desto mehr hängt er in der Beurteilung der Dinge von dem Äußeren und Sinnfälligen ab. Wenn auch der geistig Gebildete sich über die Form hinwegzusetzen und aus der rauhen Umhüllung den Kern herauszuschälen versteht, der Ungebildete vermag es nicht. Und das muß ein weiterer Grund sein, vor einem solchen Publikum nicht *weniger*, wie man von vornherein annehmen möchte, sondern *mehr* Gewicht auf das äußere Gewand, d. h. auf die sichtbare und tonische Seite der Rede zu legen. Diese verdoppelte Sorgfalt mag bei dem Künstler eine Sache des Ehrgeizes sein, beim Kanzelredner wird sie zur Gewissenspflicht. „Man dürfte", schreibt Bischof von Keppler, „füglich den Vortrag, der den ganzen Erfolg der Predigt gefährden oder mächtig fördern kann, geradeso wie die Ausarbeitung der Predigt als Gewissensangelegenheit behandeln."[1]

§ 3. Wichtigkeit der Vortragslehre.

Ohne Zweifel könnte Gott, der aus Steinen Kinder Abrahams zu erwecken vermag, ohne Dazwischenkunft einer Kunst, durch das einfache unbeholfene Wort, ja ohne das Zutun eines Menschen Wunder in der Gnadenordnung wirken. Er hat es oft getan. Allein das ist nicht das gewöhnliche Verfahren Gottes. Es liegt in den Plänen der göttlichen Vorsehung, die Menschen durch die Menschen und unter Anwendung aller menschlichen Mittel zu führen, zu belehren und im Guten zu erhalten. Wir dürfen nur dann mit Zuversicht auf Gottes Gnadenhilfe hoffen, wenn wir unserseits alles getan, was in unseren Kräften stand, wenn wir die Mittel, welche die Natur und die Kunst uns darbieten, so angewandt, als ob der Erfolg einzig und allein von uns abhinge. Daraus folgt für den Prediger die Notwendigkeit der theoretischen und praktischen Ausbildung. Denn auch das beste Rednertalent, das die Natur geschaffen, wird nie, wenn es sich selbst überlassen bleibt, jene Resultate erzielen, die man von einer geschulten und durch die Kunst gebildeten Rednergabe erwarten kann. Auch das beste Talent bedarf der Vervollkommnung nicht bloß durch das Studium der Hilfsmittel zur zweckmäßigen Anordnung und Darstellung des Redestoffes, sondern auch durch die Erlernung der schwierigen, zahlreichen und oft verwickelten Regeln, nach welchen der äußere Vortrag zu geschehen hat. Es tritt also an jeden, der sich zum Predigtamt berufen fühlt, die ernste Aufgabe heran, sich in den Präparationsjahren nicht bloß in der Dogmatik und Moral und den übrigen

[1] Homiletische Gedanken und Ratschläge.

theologischen Lehrfächern, sondern auch in der Kunst des Vortrags auszubilden.

Diese Aufgabe drängt sich bei den einen mit größerer Evidenz auf als bei den andern, je nach der Verschiedenheit der natürlichen Rednergabe. Denn wie das Talent für Musik, Philosophie oder die mathematischen Wissenschaften verschieden ist nach den einzelnen Individuen, so differentiiert sich auch die natürliche Anlage zur Beredsamkeit nach den einzelnen Menschen, ja nach den einzelnen Völkerschaften. Wir Deutsche — und das gleiche gilt überhaupt von den nordischen Völkern — stehen in diesem Punkte weit hinter den Italienern und Franzosen zurück. Vom Italiener sagt man, daß er ein geborener Redner sei, vom Deutschen und Engländer sagt man das nicht. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe zu untersuchen, auf denen diese Erscheinung beruht: die angeführte Tatsache kann niemand leugnen. Ein Reisender erzählt: „Ich ging eines Tages mit einem deutschen Landsmann über einen öffentlichen Platz der Stadt Rom. Vor uns ging ein kleines Kind von etwa 7 Jahren, das sich mit einem andern Kinde ungefähr desselben Alters in italienischer Sprache unterhielt. Obwohl ich nicht alles verstehen konnte, so hatte ich doch meine Lust daran, den kleinen Redner zu beobachten. Er sprach mit einer solchen Redefertigkeit, er begleitete seine Worte mit einem so schönen und harmonischen Gestus, daß ich unwillkürlich zu meinem Begleiter sagte: „Sehen Sie diesen Kleinen, so gestikuliert bei uns kein gebildeter junger Mann von 20 Jahren.“ „Sie haben recht,“ meinte mein Begleiter, nachdem auch er die Beobachtung gemacht hatte.“ Diese natürliche Inferiorität darf uns nicht entmutigen; sie muß vielmehr ein neuer Antrieb sein, uns mit Fleiß und Ausdauer der theoretischen und praktischen Ausbildung der äußeren Redekunst zu widmen. Dem Deutschen hat man nie Trägheit vorgeworfen, und was uns die Natur versagt hat, das vermögen wir durch den angeborenen eisernen Fleiß leicht zu ersetzen.

Wenn jemals, dann bedarf es in unserer Zeit dieser rhetorischen Ausbildung. Unsere Zeit ist eine Zeit des öffentlichen Redens. Die Bildung ist eine allgemeine geworden und darum auch der Sinn für Literatur und Redekunst. Man redet heutzutage nicht bloß in der Kirche oder im Parlament oder vor dem Gerichtshof; es gibt kaum einen Stand, dessen Mitglieder sich nicht zur Erreichung gemeinschaftlicher Ziele vereinigt hätten, und man versteht es oft meisterhaft, sich gegenseitig zu belehren und für die Gesellschaftszwecke zu begeistern. Ein Führer der sozialistischen Partei in Deutschland, der eben nicht zu den minderwertigsten Rednern gerechnet werden darf, rühmt es den katholischen Gesellenvereinen nach, daß er als Jüngling in ihren Vereinigungen das Abc der Redekunst erlernt habe. Bei einem solchen Aufschwung der Bildung und speziell der rhetorischen Kunst darf der Priester auch inbezug auf die äußere Seite derselben nicht inferior bleiben.

Freilich ist mit der Erlernung der theoretischen Regeln nicht alles getan; es muß die Übung hinzukommen. Die Beredsamkeit ist eine Kunst, und eine Kunst erlernt sich nicht durch fleißiges Memorieren der

Kunstregeln. Wenn jemand auch alle Schriften gelesen und studiert hat, die über den äußeren Vortrag handeln, so wird er dadurch ebensowenig ein guter Redner, wie man durch das Lesen der besten Singschulen schon ein guter Sänger wird.

Ohne ernste, andauernde Übung hat es noch niemand zum Virtuos in einer Kunst gebracht. Das ist auch für die Redekunst der Fall. Die sog. „geborenen" Redner sind selten. Für die meisten gilt das Axiom, das die französische Sprache in die Worte gekleidet hat: Le poête naît, l'orateur se fait.

Es gibt eine gewaltige Anzahl von Fehlern, die der vollkommenen Vortragsweise entgegengesetzt sind und die alle, wenn nicht vereint, so doch sporadisch in Wirklichkeit auftreten: mangelhafte Atmung, fehlerhaftes Aussprechen einzelner Buchstaben, wie des a, ü, r, ch, das Zischeln, Stottern, Stocken, das Sichüberstürzen, das Verschlucken einzelner Silben, fehlerhafte Betonung oder Kadenzierung, Monotonie, Isotonie, Singen, Deklamieren, beständiges Pathos, fehlerhafte Pausierung, ungeschickte Haltung, Nasenton, Gaumenton usw. usw.

Man glaube es dem Dozenten der Rhetorik, daß es nicht selten einer himmlischen Geduld von seiten des Lehrers und eines eisernen Fleißes von seiten des Schülers bedarf, um auch nur einen einzigen Fehler abzulegen.

Es kommen hinzu eine Menge positiver Eigenschaften und Requisite, die sich aus der Ablegung der genannten Fehler nicht gerade als Resultat ergeben und die der angehende Redner sich oft genug erst anzueignen hat: gehörige Ausdauer, Stärke, Biegsamkeit der Stimme, edle, natürliche Gestikulation, die dem Redner gleichsam zur zweiten Natur werden muß, vollständige Beherrschung seiner selbst, die es ihm ermöglicht, seinen Gegenstand mit Eifer und Feuer vorzutragen, anderseits wieder die allzu tiefe Empfindung zu mäßigen usw.

Wieviel Übung ist für das alles erfordert!

„Es ist sehr zu bedauern," sagt ein deutscher Rhetoriker,[1] „daß in unserm Schulwesen, namentlich in den hierzu berufenen Mittelschulen, der Rede- und Vortragskunst ein so geringes Augenmerk zugewendet wird. Man sollte doch bedenken, daß die Sprache das Hauptverkehrsmittel der Menschen ist, daß eine ausdrucksvolle Redeweise im Leben oft der beste Empfehlungsbrief ist."

Und etwas weiter: „Wir hören oft Kanzelredner, die durch die Macht ihrer Rede die Gemüter erbauen und in ihrem Glauben stärken sollen; wir hören Richter, Advokaten, Verteidiger, die dem Rechte, dem Gesetze zum Siege verhelfen sollen; wir vernehmen Volksvertreter, die für die Freiheit und die Entwicklung der Völker eintreten sollen, und vor allem hören wir Lehrer, welche die Jugend für das öffentliche Leben vorbereiten sollen, aber wie selten hören wir, daß diese alle über eine schönheitsgemäße, ja nur natürliche Redeweise verfügen. Und so erkennen

[1] Skraup, Die Kunst der Rede und des Vortrags, 1894. S. 4.

wir, daß all diese Berufsklassen in der Ausübung ihrer Pflichten durch eine mangelhafte sprachliche Ausbildung gehemmt sind."

In der Österreichischen Rundschau (November 1909) führt der Direktor des Wiener Burgtheaters, Alfred Freiherr von Berger, schwere Klage über „den modernen Verfall der Sprechkunst". Es sei unglaublich, wie arm an Tönen selbst der Vortrag von Schauspielern sei, die als große Künstler gelten; erzprosaische Stimmen bringen eigentlich nur Geräusche hervor, nicht edle Menschenlaute und wecken die Empfindung von etwas Steinhartem usw.

Daran anknüpfend sagt Bischof von Keppler:[1] „Trifft Ähnliches vielleicht auch auf homiletischem Gebiete zu? Man wird allerdings zweifeln dürfen, ob allgemein dem Vortrag der Predigt die Aufmerksamkeit zugewendet wird, die er verdient."

„Die Achtung vor der Majestät des Wortes Gottes", sagt er weiter, „verpflichtet zu Arbeit, Anstrengung, steter Übung. Dem darf man sich nicht entziehen wollen mit Berufung auf das Wort: Es trägt Verstand und guter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor. Wer auch für das, was dem Vortrag ziemt, Verständnis und guten Sinn hat, der braucht freilich wenig Kunst mehr; aber man muß auch in dieses sich einlernen und einüben. Man darf den Vortrag nicht als etwas ansehen, was eben der eine hat und der andere nicht hat. Die Ungleichheit der Veranlagung ist zuzugeben; aber auch eine gute Anlage bedarf der Veredlung und Ausbildung, und auch eine mittelmäßige kann durch Pflege und Übung gekräftigt und bereichert werden. Hochkünstlerische Feinheiten des Vortrags verlangt man vom Prediger nicht, aber er soll zum mindesten korrekt und frei von Fehlern und Verstößen sprechen können."

Was Monsabré von seinen französischen Landsleuten sagt, das möchte wohl auch anderswo Geltung haben: „Es herrscht, wenn ich nicht irre, in der Erziehung der jungen Religiosen und Kleriker eine zu große Gleichgültigkeit inbezug auf diesen Punkt. Man schaut weit mehr auf die Solidität der Rede als auf die Art und Weise des Vortrags. Bei der Lektüre der Dissertationen und bei den Predigtübungen bespricht und beurteilt man sorgfältiger die Eigenschaften des Gedankens und des Stils als die Unvollkommenheiten der Stimme, der Pronuntiation, der Diktion, des oratorischen Tones, der Haltung, des Spiels der Physiognomie und des Gestus. Und doch dürfen die Jugenderzieher nicht vergessen, daß der mangelhafte Vortrag einer Rede imstande ist, die ganze Arbeitsfrucht eines intelligenten Mannes zugrunde zu richten."[2]

Bei Goethe heißt es im Faust:

> In dieser Kunst möcht' ich was profitieren,
> Denn heutzutage wirkt das viel.
> Ich hab' es öfters rühmen hören,
> Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

[1] Homiletische Gedanken und Ratschläge.
[2] La prédication, Pendant la prédication, Chap. V.

Erster Teil: Die Pronuntiation.

Vorbedingungen zum guten Vortrag.

Zum vollendeten Vortrag, wie er von der Redekunst angestrebt wird, sind gewisse Momente erfordert, die zwar keine formellen Eigenschaften der Diktion sind, ohne die aber eine gute Pronuntiation nie erzielt werden kann. Diese Requisite — Vorbedingungen des guten Vortrags — sind vor allem die richtige Atmung und eine gesunde, sonore Stimme.

§ 4. Erste Vorbedingung: Das richtige Atmen.

I. Bedeutung. — Die Respiration gilt als erstes Kennzeichen des Lebens bei den sensitiven Wesen. Forensisch hat ein Kind gelebt, wenn es geatmet hat; mit dem letzten Atemzuge des sterbenden Menschen gilt das leibliche Leben für erloschen; manche Scheintote werden durch künstliche Atmungsversuche ins Leben zurückgerufen. Eine volle und kräftige Atmung ist für das körperliche Wohlbefinden von eminenter Wichtigkeit; sie wirkt auf die hauptsächlichsten Organe, das Herz, den Magen und das Gehirn günstig ein; sie kann sogar durch die stete Bewegung, die sie im Innern schafft, die Nachteile der sitzenden Lebensweise zum Teil aufheben. Manche körperliche Leiden und langjährige Übel haben ihren ersten und tiefsten Grund im Mangel des richtigen Atemholens.

Von nicht geringerer Bedeutung ist das vollkommene Atmen für die Zwecke der Rede- und Gesangkunst. Denn die Respiration hat nicht bloß den Zweck, durch die Inspiration den zum Leben nötigen Sauerstoff in den Organismus zu führen, durch die Exspiration oder Ausatmung den Kohlenstoff hinauszuleiten, sondern auch die für die Tonbildung nötige Luftmenge zu liefern.

Die Stimme ist wie eine kunstgerechte Orgel oder sie ist vielmehr selbst die feinste und vollkommenste Orgel, von Gottes eigener Hand gebaut, aus welcher die verschiedensten Töne, tiefe und hohe, dunkle und helle, schwache und starke, wehmütige und freudige in wunderbarer Variation sich entlocken lassen; dasjenige aber, was diese Orgel in Vibration setzt und die melodischen Töne erzeugt, ist die Respiration oder Atmung. Die Intensität und Dauer des Tones hängt von der Quantität der Atmungsluft ab: ein längerer Satz braucht mehr Luft als ein kurzer; starke, erregte Töne fordern einen größeren Aufwand an Luft als zarte und leise Töne.

Ohne vollkommene Atmung und ohne die dazu erforderlichen Requisite ist es nicht möglich, ein ausgezeichneter Redner oder Sänger zu werden.

Mehr denn ein Redner hatte jahrelang mit Kehlkopf-, Lungen- und andern Leiden zu tun, die er sich durch Anstrengung beim Sprechen zugezogen. Die verschiedensten Ärzte wurden konsultiert, beinahe das ganze Lexikon der medizinischen Medikamente erprobt, bis der Patient endlich wie durch Zufall seine Zuflucht zu einem Sprachlehrer nahm und das Heilmittel in der vervollkommneten Atmung fand.[1]

Von den buddhistischen Priestern ist bekannt, daß sie sich üben, in richtiger Weise möglichst tief zu atmen und den Atem lange anzuhalten. Die Griechen und Römer benutzten die Atmungsgymnastik zu hygienischen Zwecken, besonders zur Erwerbung eines schön gewölbten Brustkastens.

„Vor ungefähr fünfzig Jahren", erzählt Oldenbarnevelt, „wurde in Paris eine Kommission ernannt zu untersuchen, was der Grund sein könnte, daß die Gesangskunst so zurückginge, mit Ausnahme der gottbegnadeten Sterne, die damals am musikalischen Firmament glänzten. Man kam zu der Entdeckung, daß die mangelhafte, ungenügende und unbewußte Atmung die Hauptschuld daran trug." Daraufhin entstanden zuerst in Frankreich und dann auch in Deutschland eingehende Werke über die Respirationskunst[2], und man will ausgezeichnete Resultate, Heilungen von Lungen-, Kehlkopf- und Magenkatarrhen, selbst Heilungen von Asthma durch die Atmungstheorie erzielt haben.

---

[1] Diesbezüglich konnte man unlängst in einem weitverbreiteten Blatte (Regensburger Offertenblatt 1909) einige frappante Beispiele lesen, die ein Korrespondent eingesandt hatte.

Einer meiner Bekannten, schreibt er, leidet an Stimmbänderlähmung. Als er zu einem Spezialisten kam, sagte ihm dieser: „Sie haben in der Jugend nicht richtig atmen gelernt." Jetzt war es allerdings zu spät. Er war früher ein guter Sänger, er hatte einen schönen Tenor; hätte ihn nun der Gesanglehrer frühzeitig angeleitet, beim Singen und Reden richtig zu atmen, so hätte er heute noch seine schöne Stimme und wäre nicht vorzeitig ein kranker Mensch geworden, der leistungsunfähig ist, dann müßte er nicht als Kommorant kümmerlich sein Dasein fristen, sondern könnte noch frisch arbeiten.

Ein weiterer Fall. Ein anderer Bekannter war Prediger in einer Stadt. Er hatte eine robuste Gesundheit und eine gute Lunge und Brustkasten, und doch tat er sich sehr schwer im Sprechen. Man merkte es ihm an, wie er sich auf der Kanzel abquälte, um die Töne herauszupressen; man glaubte, er habe einen Knödel im Halse. So gut er auch seine Predigten vorbereitete, sie hatten wenig Wirkung, sie waren hölzern. Er verwendete alle Kraft auf das Sprechen, das ihm sichtlich immer schwerer wurde. Die Folge war, daß auch die Kirche nach und nach sich leerte, und nach einer kurzen Reihe von Jahren hatte er ein Kehlkopfleiden und Herzaffektionen. Und die Ursache? Der Mann hatte nicht richtig sprechen resp. atmen gelernt. Anstatt den Luftdruck durch das Zwerchfell und die Lunge zu bilden, bildete er den Ton nur in der Kehle. Das kostete ihm sichtliche Anstrengung für die große Kirche.

Die alten Ärzte pflegten die Kehlkopf- und Stimmbänderkrankheiten Morbus clericorum zu nennen. Würde in den Seminarien beim Gesangunterricht mehr Gewicht auf das richtige Atmen und Tonbilden gelegt, so könnte damit mancher vor schwerem Schaden und früher Invalidität behütet werden.

[2] Unter anderm: Die Atmungskunst des Menschen in Verbindung mit Ton und Wort von Jeanne von Oldenbarnevelt, Verlag von W. Müller, Oranienburg. — Gymnastik der Stimme gestützt auf physiologische Gesetze von Oskar Guttmann, Verlag von Weber, Leipzig.

Die Atmungskunst sucht es durch fortgesetzte Übung dahin zu bringen, gut zu sprechen und zu lernen, die größte Kraft und Ausdauer dabei zu entfalten und doch den Organismus so wenig als möglich zu ermüden. Welches sind die Geheimnisse dieser Kunst?

Im folgenden sollen die vorzüglichsten und wesentlichsten Regeln der Atemtechnik vorgeführt werden.[1]

II. Atemtechnik.

Erste Regel: Beim Reden gebrauche man soviel wie möglich die Zwerchfellatmung, nie die Schulteratmung.

Es gibt ein dreifaches Atmen: das Schulter-, Flanken- und Zwerchfellatmen.

Bei der Schulteratmung füllt sich nur der obere Teil der Lunge mit Luft; die Schultern und der Brustkasten werden mit Aufwendung einer gewissen Kraftanstrengung in die Höhe gehoben, was den Menschen ermüdet und dem Körper ein unästhetisches Aussehen gibt. Diese Art des Atmens wird mitunter von den Ärzten als Mittel angegeben, um drohenden Lungenkrankheiten vorzubeugen oder schon vorhandene zu heilen. Durch dieselben sollen die Lungenspitzen, welche bei der ruhigen Atmung sich nicht genug entfalten und so für die Aufnahme der Tuberkelbazillen weniger widerstandsfähig sind, ventiliert und gegen Entzündung und Schwindsucht gekräftigt werden. Auch sind diese Übungen nur ausnahmsweise, einige Monate dauernd und neben den andern Atmungsweisen herlaufend, vorzunehmen. Zu rhetorischen Zwecken können sie nicht verwertet werden.

Die Schulteratmung ist nicht bloß sehr ermüdend, weil bei derselben der Brustkasten in seiner Gesamtheit gehoben und bei jeder Einatmung der Kehlkopf gewaltsam niedergedrückt wird, sie ist auch ungenügend für den Redner, denn sie macht durch den Mangel an Luftvorrat die Rede keuchend, stockend und ungefällig; ja sie ist ungenügend für das gesundheitliche Leben, da sie nur einen geringen Teil der Lungen mit der lebenbringenden Luft in Berührung bringt.

---

[1] Zum bessern Verständnis des Nachfolgenden sei aus der Anatomie bemerkt: Die Lungen, das spezielle Organ der Atemfunktion, liegen wie auch das Herz in der Brusthöhle. Diese besteht aus den Rückenwirbeln, den Rippen und dem Brustbein. Die Erweiterung und Verengung dieses Knochengerüstes geschieht durch die Rippenmuskeln, welche die Rippen miteinander verbinden. Von der Bauchhöhle (mit dem Magen, der Leber, den Eingeweiden) wird die Brusthöhle durch das Zwerchfell getrennt, eine fleischige Wand, welche nach oben gewölbt ist und bei tiefer Atmung sich nach unten abflacht.

Das Einatmen ist eine Folge der Ausdehnung des Brustkastens und vorzüglich des Niedersenkens des Zwerchfells. Durch diese Erweiterung des Lungenraumes werden die Lungen, welche hermetisch in den Brustkasten eingefügt sind und dessen Exkursionen folgen, selbst ausgedehnt. Beim Ausatmen senken sich die Rippen und geht das Zwerchfell in seine gewölbte Stellung zurück. Erwachsene atmen 12—20 mal in der Minute, Säuglinge meist über 40 mal, Lungen-, Herz- und Fieberkranke atmen schneller als Gesunde. Ein Erwachsener atmet bei jeder Respiration ca. $^1/_2$ Liter Luft ein, in 24 Stunden nicht weniger als 12 Meter^3.

Überdies kann sie durch das gewaltsame Zusammendrücken der oberen Röhren und Gefäße dem Körper Gefahr bringen und bei erhöhter Anstrengung sogar einzelne im Brustkasten liegenden Organe zerreißen.

Diese Atmung findet also in der Beredsamkeit keine Anwendung; es bleibt nur noch die Flanken- und Zwerchfellatmung.

Bei der Flankenatmung füllen sich nur die mittleren Teile der Lunge mit Luft. Wir üben sie, wenn wir ruhig und weniger tief, ohne bei jedem Atemzug die Schultern auffällig in die Höhe zu ziehen, ein- und ausatmen. Viele, wenn nicht die meisten Menschen atmen gewöhnlich nur in dieser Weise.

Die Zwerchfellatmung ist die tiefe Ein- und Ausatmung. Wenn wir tief Atem holen, dehnen sich die unteren Rippen weit auseinander; das Zwerchfell, d. i. jene Muskelwand, welche die Brusthöhle von der Bauchhöhle trennt, senkt sich nach unten, so daß die Lungen einen weiten Raum gewinnen. Die Zwerchfellatmung umfaßt eigentlich die drei Respirationsarten, wenngleich die erstern nur in unvollkommener Weise, und ist sowohl für die Zwecke der Hygiene als die der Redekunst die beste und vorzüglichste, ja sie ist die einzig vollkommene Atmungsweise. Die Luft, welche in großer Menge in die Lungen einströmt, kann dieselben nach allen Seiten bis in die kleinsten Teile durchdringen und ihre doppelte Tätigkeit, die der Einführung des Sauerstoffes und der Formation des Tones vollkommen ausführen. Zudem geschieht diese Ausdehnung der Rippen und des Zwerchfelles mit großer Leichtigkeit, so daß sie auf die längste Dauer ohne Ermüdung fortgesetzt werden kann.[1] Bei den Frauen, deren Zwerchfell aus natürlichen Gründen nicht so tief nach unten sinkt, ist diese Atmung schwieriger und häufig nicht so vollkommen wie beim Manne.

In dieser Weise atmet der Mensch in naturgemäßem Zustande, z. B. das neugeborene Kind. Bei ihm finden sich alle drei Atmungsarten gleichzeitig angewandt, am stärksten die Zwerchfellatmung, dann die der untern Rippen, am schwächsten die der Schultern und der obern Rippen. Leider verliert der Mensch infolge der Kultur, d. h. infolge der beengenden Wickelbänder, der Gürtelschnallen, des unvermeidlichen Korsetts usw. nur zu oft die Fähigkeit, so zu atmen, wie die Natur und die organische Bildung es verlangen. Das unästhetische Heben der Schultern bei jeder Einatmung, das man bei manchen Menschen, besonders bei Frauen jüngern und höhern Alters beobachten kann, deutet darauf hin, daß sie nur mit dem obern Teile der Lungen atmen. Eine solche Atmung kann für den Blutreinigungsprozeß, der sich lediglich auf einem

[1] Äußerlich kennzeichnet sich diese Atmung dadurch, daß die Bauch- und Brustwände von der Magengegend an bis zum Halse sich nach außen wölben und zwar in abnehmender Weise, je mehr der sich hebende Körperteil nach oben liegt. Die Wölbung der Bauchdecke (über der Magengrube, nicht unterhalb) kommt daher, weil durch das Herabsinken des Zwerchfelles die Eingeweide weniger Raum haben und darum nach außen sich ausdehnen. Die Schultern heben sich nur leicht, am besten so wenig wie möglich, um dem Körper sein ästhetisches Aussehen zu wahren.

vollständigen Luftwechsel in den Lungen aufbaut, natürlich nicht genügen; die schlimmen Folgen dieser ungenügenden Respirationsweise sind im Laufe der Zeit unausbleiblich.

Wer das vollkommene Atmen verlernt hat, suche es durch methodische, andauernde Übung wieder zu erlernen. Und sollte die Ausbildung auch mit Schwierigkeiten verbunden sein, — Hygiene, Rede- und Gesangkunst sind einer Anstrengung in dieser Hinsicht wert.

Im besondern habe man beim Vortrag acht, daß die Einatmung immer tief sei und man den größtmöglichen Vorrat an Atmungsluft gewinne.

„Diese Regel", sagt ein Physiolog, „soll sowohl bei der Frau wie beim Manne mit der größten Strenge ausgeführt werden." Hat man bloß den obern Teil der Lunge oder Brusthöhle mit Luft angefüllt, so ist der Vorrat bald erschöpft, und man gleicht einem Menschen, der nur mit wenigen Lebensmitteln sich in die tiefe Wüste hineinwagt.

Zweite Regel: Man vermeide alles, was die regelmäßigen Bewegungen des Brustkorbes erschweren kann.

Darum lege man Mantel und Überzieher ab, um die Schultern behufs der ev. kleinen Hebung nicht unnütz zu belasten. Aus demselben Grunde ist das Tragen des Pluviale kein Vorteil für den geistlichen Redner; dem gewöhnlichen Priester ist es übrigens nicht erlaubt, im Chormantel zu predigen.[1] Man vermeide, wenn möglich, alle Kleider, welche die Rippen und das Zwerchfell zusammendrücken können; darum sind Hosenträger den einengenden Leibgürteln vorzuziehen. Da ein voller, ausgedehnter Magen das Niedersinken des Zwerchfelles hindert, so singe oder rede man wenn möglich nicht gleich nach der vollen Mahlzeit. Browne gibt als Regel an, man solle 4 Stunden nach der Mahlzeit abwarten, um zu singen, 2 Stunden, um zu reden. Jedenfalls ist während etwa einer Stunde nach dem Essen der Magen am meisten beschwert und darum die Lungenhöhle am kleinsten; zugleich ist in diesem Zeitraum die Zirkulation des Blutes gehemmt, wodurch die innern Organe am meisten kongestioniert und darum zum Atmen und Sprechen weniger geeignet sind.

Dritte Regel: Beim Sprechen oder Singen suche man jene Körperhaltung einzunehmen, welche für das Ein- und Ausatmen die geeignetste ist.

Am vorteilhaftesten für die Respiration ist die liegende Haltung, d. h. die Position des Menschen, der mit dem Rücken flach aufliegt. In dieser Lage sind Schultern, Zwerchfell und Rippen in ihrer Ausdehnung nicht behindert, die Lungen füllen sich gleichmäßig; an den Hebungen und Senkungen der Bauchhöhle kann man erkennen, daß die Atmung die vollkommenste Zwerchfellatmung ist. Allein von dieser Stellung müssen wir bei Behandlung der rhetorischen Kunst absehen, da sie für das Reden und Singen selbstverständlich nicht verwendet werden kann.

---

[1] S. R. C. N. 3104.

Will man in sitzender Stellung reden oder singen, so vermeide man vor allem das zu tiefe Sitzen, da in dieser Haltung nur die Schulteratmung möglich ist; auch beuge man sich weder nach vorne, noch nach rechts oder links, um die Bewegungen des Zwerchfells resp. die rechte oder linke Seite der Lungen nicht zu paralysieren: man sitze soviel wie möglich gerade, etwa mit angelehntem Rücken.

Die gewöhnliche Stellung beim Reden ist die aufrechte. Sie ist auch für das Reden die beste. In dieser Stellung atmet und spricht man am leichtesten; die innern Organe sind so in der vorteilhaftesten Disposition, um die Stimme klangvoll zu machen und Redner und Zuhörer am wenigsten zu ermüden. Nur bemühe sich der Vortragende, gerade zu stehen wie der Soldat auf dem Posten, ohne sich weder nach hinten noch zur Seite zu lehnen, da durch jede dieser schiefen Stellungen die Bewegungen der Lungen oder des Zwerchfelles leicht gehemmt werden können.

Vierte Regel: Man atme soviel wie möglich durch die Nase; mit dem Munde soll nur ausnahmsweise geatmet werden, d. h. wenn es nicht anders geschehen kann.

Es gibt eine Nasen- und eine Mundatmung; ja man kann durch die Nase einatmen und durch den Mund ausatmen, sowie auch umgekehrt. Allein die einzig richtige Art der Atmung ist diejenige, welche ausschließlich durch die Nase geschieht. In den ersten Lebensstunden kennt das Kind keine andere Atmung als diese, so zwar daß, wenn man ihm die Nasenöffnungen verschließen würde, man zugleich mit einem Löffelchen die Zunge niederdrücken müßte, um es nicht dem Erstickungstode zuzuführen. Und diese Weise des Atemholens bleibt bis zum Tode die einzig natürliche und heilsame.

Das Atmen durch den Mund führt viele Nachteile mit sich:

1. Die Luft, welche beim Durchgang durch die Nase erwärmt und angefeuchtet wird, tritt bei der Mundatmung in ihrem natürlichen kalten und trockenen Zustande in direkte Verbindung mit den inneren Organen, reizt den Kehlkopf und den Schlund und kann schwere Lungenkrankheiten erzeugen.

2. Beim Durchgang durch die Nasenöffnungen wird die Luft gereinigt; der Staub setzt sich an der Schleimhaut fest und wird beim Nasenreinigen ausgeschieden. Nimmt die Luft den direkten Weg in die inneren Organe, so führt sie auch den Staub dorthin: in den Kehlkopf, in die Luftröhre, die Luftröhrenäste und in die Lungen, überall Reiz und selbst Entzündung verursachend. „Die Mundatmung", sagt Dr. Garnault, „ist eine der häufigsten Ursachen einer sehr peinlichen Krankheit, welche man Asthma nennt."

3. Vom Standpunkt der Ästhetik aus wäre hinzuzufügen, daß das beständige Offenhalten des Mundes dem Menschen ein borniertes, tölpelhaftes Aussehen gibt und daß das unästhetische Geräusch, welches die beständige Bewegung des Gaumensegels im hintern Teil des Mundes

verursacht, eben nicht geeignet ist, den unangenehmen Eindruck zu verwischen. — Das laute Schnarchen während des Schlafes ist zwar ein Zeichen der Gesundheit, indem es auf einen gesunden Schlaf und kräftige Lungen hinweist, allein dem schnarchenden Schläfer raten die Ärzte im Interesse der Hygiene, Ober- und Unterkiefer mit einem Tuche zusammenzuschnüren, um so den Mund gewaltsam geschlossen zu halten und das Schnarchen zu verhindern.

Man gewöhne sich also, immer und überall, beim Gehen, Stehen, Liegen, Laufen, Steigen mit geschlossenem Munde durch die Nase zu atmen. Selbst beim Sprechen kann und soll soweit wie möglich die Nasenatmung gebraucht werden.

Sind die Nasengänge durch Polypen oder vergrößerte Mandeln verschlossen, so suche man Heilung beim Arzt, am besten bei einem Spezialisten.

Fünfte Regel: Man beginne die Rede oder den einzelnen Satz stets nur nach tiefer Einatmung, d. h. bei gut gefüllter Lunge. Man hüte sich indes, bei Beginn des Satzes zu viel Luft ausströmen zu lassen, damit die ersten Worte im Verhältnis zu den nachfolgenden nicht zu laut und kräftig erklingen und der Luftvorrat allzubald erschöpft werde.

Die Einatmung sei häufig, d. h. dieselbe werde so oft wie möglich wiederholt und immer lange genug vor dem Moment, wo die eingeatmete Luftmenge erschöpft ist. Nichts schwächt die Stimme so sehr, als das Sprechen bei erschöpftem Atem, während die gut mit Luft angefüllte Lunge der Stimme Kraft und Resonanz gibt und sie bis zum Ende der Rede frisch und kräftig erhält.

„Man atme", sagt Dr. Browne, „jedesmal, wenn es in gehöriger Weise geschehen kann, ob man einen neuen Luftvorrat nötig hat oder nicht." „Zwischen 2 Notengruppen", schreibt Bigourel, „zwischen 2 Satzgliedern kann man leicht, ohne daß es auffällt, tief aufatmen, um den schon vorhandenen Luftvorrat zu vermehren. Dadurch vermindert man die Müdigkeit, und es bleibt ein bestimmter Vorrat für die Ausnahmefälle, wo man z. B. nicht atmen könnte, ohne ein Wort in zwei zu teilen."[1]

Endlich soll jede Einatmung, wie schnell sie auch vor sich gehe, geräuschlos sein. Das hörbare, geräuschvolle Einatmen ist nicht bloß unangenehm für die Zuhörer, es ermüdet auch sehr die Stimmbänder und führt schnell zur Stimmenrauheit und anderen Fehlern. Man soll die Luft einsaugen, nicht einschlürfen.

Sechste Regel: Die Ausatmung geschehe beim Reden und Singen in kluger, ökonomischer Weise. Man verbrauche beim Bilden der Töne nicht mehr Luft, als notwendig ist, immer aber genug, sowohl beim leisen Sprechen, wo man weniger Atmungsluft verbraucht, als beim lauten Sprechen und Singen, das einen größeren Bedarf an Luft erfordert. Gewöhnlich bleibt man bei der passiven

[1] Vgl. unten § 12.

Ausatmung. Die aktive Ausatmung, welche unter dem Einfluß des Willens mit einer kleinen Anstrengung geschieht, darf nur in Ausnahmefällen, wenn man anders einen Satzteil nicht vollenden könnte, gebraucht werden. Auf diese Weise ermüdet der Redner am wenigsten; so wird der Sänger in den Stand gesetzt, auch die längsten Neumen des Gregorianischen Chorals mit angenehmer und tönender Stimme zu singen.

III. Atemgymnastik. — 1. Die Atemgymnastik kann aus einem doppelten Grunde vorgenommen werden: einmal zu einem ausschließlich rhetorischen Zwecke und dann aus hygienischen Gründen, die aber doch wieder indirekt der rhetorischen Kunst dienen.

Im Interesse der Rhetorik wird die Atemgymnastik vorgenommen, um sich an eine leichte, ausdauernde, kräftig volle Atmung zu gewöhnen und zugleich die Fähigkeit sich anzueignen, den Atem nach Willkür zu verlangsamen oder zu beschleunigen. Denn für das Sprechen kommt bei schneller oder langsamer Einatmung eine langanhaltende, kräftig volle und dabei ohne Anstrengung vor sich gehende Ausatmung in Betracht.

Eine erste Übung besteht darin, daß man bei geschlossenem Munde langsam so tief wie möglich einatmet, den Atem einige Momente innehält, um dann unhörbar und langsam durch den Mund auszuatmen. Anfangs soll man den Brustkasten nicht soweit wie möglich sich ausdehnen lassen; auch darf man nicht gleich bei Beginn der Übungen den Atem solange wie möglich innehalten, sondern etwa nur 2—4 Sekunden, um dann jede Woche etwa 1—2 Sekunden weiter zu gehen. Über 12 Sekunden soll das Einhalten des Atems nicht dauern. Bei Lungen- und Herzleiden ist besondere Vorsicht anzuwenden; darum sollen brustschwache Personen diese Übungen nicht ohne vorherige Konsultation des Arztes vornehmen.

Bietet das langsame Ausatmen anfangs zu viel Schwierigkeit, so beschränke man die Übung auf die Einatmung und das Innehalten des Atems und atme rasch durch den Mund aus.

Eine zweite Übung geschieht dadurch, daß man schnell einatmet, um dann langsam die eingeatmete Luft wieder auszuatmen. Nach der passiven Ausatmung füge man durch eine kleine Anstrengung die aktive hinzu, um auch jene Luft, welche bei der gewöhnlichen Ausatmung in der Lunge bleibt, für die Bildung des Tones zu verwerten.

Bei einer dritten Übung atme man, nach einer tiefen Aspiration, zuerst einen Teil der Luft aus, führe durch erneute Einatmung den Luftvorrat auf seinen ursprünglichen Stand zurück, aber nur auf diesen, und erneuere so 2—3mal die Ein- und Ausatmung, indem man letztere immer zunehmen läßt, bis zuletzt keine Luft mehr in der Lunge ist. In dieser Übung atmen wir beim Vortrag eines längeren Satzes: bei den einzelnen Abschnitten des Satzes wird der Luftvorrat nicht vollständig erschöpft, wohl aber durch ein leichtes Einatmen wenigstens teilweise erneuert, um so bis zum Schlusse des Satzes die gehörige Fülle von Atmungsluft zu haben.

Bei den einzelnen Übungen kann das Ein- und Ausatmen je nach der Natur des Übenden 10—15mal wiederholt werden, ehe eine Pause von wenigstens einer Minute eintritt; bis zur völligen Erschöpfung soll die Übung nie dauern, muß aber mehrmals im Tage vorgenommen und wochen-, monate-, ja mitunter jahrelang fortgesetzt werden, wenn sie ein namhaftes Resultat erzielen soll.

Läßt man die drei Übungen aufeinander folgen, so verwende man auf die einzelnen etwa je einen Monat. Auch raten die Spezialisten, dieselben in allen Positionen, sitzend, liegend, in gerader Stellung und selbst gehend vorzunehmen.

Leidet der Redner an einem organischen Respirationsfehler, wodurch der Atem kurz und stockend wird, so muß er zuerst die Ursache der Atemnot untersuchen oder untersuchen lassen, um dann die geeigneten Heilmittel anzuwenden.

2. Häufig kommt die Schwäche und Kürze des Atems her von der Schwachheit der Lungen, des eigentlichen Organs der Luftatmung. Gute Lungen müssen sich leicht ausdehnen und leicht zusammenpressen lassen. Durch langandauernde Luftröhrenkatarrhe, häufiges Schreien, Blasen von Instrumenten, übermäßige körperliche Anstrengungen wird die Lunge erweitert und der Brustkorb in Inspirationsstellung gesetzt, so daß selbst die tiefsten Einatmungen den Brustkorb nur mehr wenig erweitern können. Die Lungen haben dann ihre Elastizität verloren, sind starr, und ihre vitale Fähigkeit ist minimal. Dadurch wird die Stimme schwach, die Rede stockend, indem der Redner die zu geringe Tiefe der Atemzüge durch deren größere Frequenz zu kompensieren sucht. Der Brustkasten eines Menschen mit aufgeblasenen Lungen ist faßförmig (Lungendampf, Emphysem).

Das Einatmen von viel Kohlen-, Kiesel-, Straßenstaub verdichtet und verhärtet die Lungensubstanz und beeinträchtigt sehr die Elastizität derselben. Infolgedessen wird die Luftröhre katarrhalisch affiziert, die Schleimhaut schwillt an, und die Kraft des zur Stimmerzeugung nötigen Luftstromes wird gebrochen.

Zur Vermehrung der Lungenelastizität und Linderung des Lungendampfes dient folgende Atemgymnastik, durch welche zugleich die Neigung zur Verschleimung der Luftröhre gehemmt wird.

Erste Übung. Man erhebe, ohne auf das Atmen besonders acht zu haben, die ausgestreckten Arme langsam nach oben über die vertikale Linie hinaus, so daß der Brustkorb ganz gewölbt erscheint, dann bewegt man sie langsam wieder nach unten, so tief, daß man die Kniee mit den Händen erreicht, wobei die Lungen, die sich bei Erhebung der Arme weit ausgedehnt haben, wieder zusammengedrückt und auf diese Weise bei erneuter Übung nach und nach elastischer werden.

Zweite Übung. Bei geschlossenem Munde zieht man durch die Nase langsam so viel Luft ein, daß die Brust sich wölbt, und atmet sie dann mit derselben Langsamkeit durch die Nase wieder aus.

Die Übungen werden mehrmals nacheinander, doch nicht bis zur Ermüdung wiederholt und können zu jeder Zeit des Tages angestellt werden.

Manchmal liegt der Grund des Atmungsfehlers in der mangelhaften Entwicklung des Brustkastens. Ist der Brustkorb lang, flach und schmal, sind die Zwischenräume der Rippen erweitert (paralytischer Thorax), so wende man die eben beschriebenen Übungen der Atemgymnastik an, um so nach und nach den Brustkorb zu erweitern und zugleich der drohenden Schwindsucht vorzubeugen. In diesem Falle bemühe man sich um so mehr, dem Körper eine stets gerade Haltung zu geben, die Brust herauszudrücken, die Schultern zu heben und rückwärts zu ziehen, damit die Wirbelsäule sich nicht verbiege und die obere vordere Brustfläche nicht einsinke.

Sind die Brustmuskeln schwach, so suche man sie durch kräftige Nahrung und durch kalte Abreibungen der Brust und des Rückens zu stärken.

3. Nicht selten hat die Schwäche der Luftatmung im Herzen ihre Quelle. Das Herz ist ein wichtiger Faktor in der Atemfunktion. Nicht bloß inbezug auf den Kreislauf des Blutes, sondern auch inbezug auf die Atmung steht das Herz mit den Lungen in so inniger Verbindung, daß die Ärzte vor dem 18. Jahrhundert die Herz- und Lungenkrankheiten nicht voneinander unterschieden und beide unter dem Namen laesa respiratio verstanden. Arbeitet das Herz schwach, so stockt das Blut in den Lungen; diese schwellen an, werden starr und verlieren damit ihre Elastizität. Die daraus erwachsenden Folgen sind eben besprochen worden. Wie daher ohne kräftiges Herz keine kräftige Atmung möglich ist, so ist der Atem hinwiederum das Schibboleth für die Leistungsfähigkeit des Herzens.

Wir haben hier nicht von den eigentlichen Herzleiden zu sprechen (Pericarditis, Herzentzündung, Insuffizienz, Herzklopfen usw.); bei eintretender Herzkrankheit wende man sich alsogleich an den Arzt.

Allein oft ist das Herz schwach, ohne eigentlich krank zu sein. Manche Menschen haben von Geburt aus ein schwach veranlagtes, labiles Herz. Oft bleibt das Herz im Verhältnis zu den andern Organen in seiner Entwicklung zurück (infantiles Herz). Nicht selten auch setzt die Fettumwachsung des Herzens dessen Leistungsfähigkeit herab und bedingt Kurzatmigkeit.

Alle diese Fehler können durch methodische Steigeübungen, wie sie nach Oertel in den sog. Terrainkurorten geschehen, in kurzer Zeit gemindert oder sogar ganz gehoben werden. Der Patient steige langsam den Berg hinan, ohne sich zu ermüden, dabei tief und regelmäßig atmend. Je tiefer die Respiration, desto leistungsfähiger wird das Herz. Sobald sich Ermüdung oder gar Herzklopfen einstellt, muß das Steigen sistiert werden. Am zweiten Tage wird der Patient weiter kommen, und innerhalb einiger Wochen wird er in den meisten Fällen mit Befriedigung eine Erstarkung und vermehrte Leistungsfähigkeit des Herzens feststellen können: der Atem ist leichter, die Stimme kräftiger und ausdauernder geworden.

§ 5. Zweite Vorbedingung: Gesunde, sonore, ausdauernde Stimme.

Die Stimme ist für den Redner ein höchst wertvolles Kleinod, das ihm von Gott anvertraut ist und das eine der Hauptbedingungen für die nutzbringende Verwaltung des Predigtamtes bildet. Wie der Bildhauer nicht ohne Meißel, der Maler nicht ohne Pinsel, der Chirurg nicht ohne Skalpell arbeiten kann, so kann auch der Prediger nicht ohne Stimme auf der Kanzel für Gottes Ehre tätig sein.

Glücklich, wer von Natur aus mit einer hellen, starken, biegsamen, klangvollen und weittragenden Stimme ausgerüstet erscheint. Noch glücklicher derjenige, welcher im Besitze einer jener goldenen Stimmen ist, die auf das erste Anklingen angenehm berühren und von vornherein dem Wort die Sympathie der Menge sichern. Je reiner und klangvoller, je stärker und schöner die Stimme ist, desto reicher ist das Kapital, das dem Redner von Gott anvertraut ist und mit dem er als guter Verwalter zu operieren hat.

Welches aber auch immer das Stimmkapital sein mag, das dem Prediger übergeben worden, derselbe darf es nicht als seine letzte Aufgabe ansehen, das ihm überwiesene Kleinod vor Verlust und Beschädigung zu bewahren und dasselbe durch sorgfältige Pflege wo möglich reicher zu gestalten.

Welche Mittel hat der Redner anzuwenden, um eine gute, klangvolle, ausdauernde Stimme zu *erwerben*, zu *erhalten*, zu *verbessern*, und, wenn sie einmal Schaden gelitten hat, *wiederherzustellen*?

1. Ein erster Faktor zur Erwerbung einer guten, volltönenden Stimme ist *Übung im Singen*, besonders in der Jugend, wo die Organe noch geschmeidiger sind. Der fortklingende Gesangton kräftigt die Stimmbänder[1] und reinigt die Luftröhre; auch glättet er die Schleimhaut

[1] *Aus der Anatomie sei bemerkt:* Der *Kehlkopf* (larynx) ist der oberste Teil der Luftröhre (trachea), vor der Speiseröhre (oesophagus) gelegen, ein harter, kantiger Körper, von außen fühlbar und sichtbar (Adamsapfel). Derselbe besteht aus dem Schild-, Ring- und Gießbeckenknorpel mit den *Stimmbändern*, zwei mit Schleimhäuten überkleideten Muskelbündeln, welche zwischen sich die *Stimmritze* (glottis) lassen, durch einen Muskelapparat beliebig gespannt und durch die Atmungsluft in tönende Schwingungen versetzt werden. Infolge dieser Schwingungen der Stimmbänder und der umgebenden Luft wird der Stimmton erzeugt.

Der *Stärkegrad* des Tones hängt von der Energie ab, mit welcher der Ausatmungsstrom durch die Stimmritze getrieben wird: je stärker der Atmungsdruck, um so lauter der Ton.

Die *Tonhöhe* hängt wie bei der Geige 1. vom Spannungsgrad der Stimmbänder, 2. von der Länge derselben resp. von den an den Schwingungen beteiligten Teilen ab. Darum haben hohe Töne mehr Schwingungen als tiefe; darum sind beim Manne die Stimmbänder länger als bei der Frau und beim Kind; darum entsteht die sog. Kopfstimme dadurch, daß ein Teil der Stimmbänder durch Willenseinwirkung schwingungsunfähig gemacht wird, so daß nur der andere Teil schwingt und tonbildend wirkt. Je tiefer der Ton ist, desto weniger sind die Stimmbänder gespannt, desto größer ist die Stimmritze, d. h. der linienförmige, zwischen den Stimmbändern liegende Spalt. Bei zunehmender Spannung und Tonhöhe nähern sich die Stimmbänder *fast* bis zur Berührung. Im ruhigen Zustande, d. h. wenn der Mensch weder spricht noch liest, ist die Stimmritze geöffnet, um der Luft freien Durchgang zu lassen.

der Nasen- und Mundhöhle, deren natürliche oder durch Krankheit erzeugte Unebenheit bei manchen Menschen die Quelle der Stimmenrauhigkeit ist, und bildet so eine tonreichere Resonanz.

Durch andauernde und methodisch angestellte Singübungen gewinnt die zu hohe Stimme an Umfang nach unten, die Baßstimme steigt aus ihrer Tiefe empor, die schwache Stimme wird stärker, die zitternde gewinnt an Festigkeit. Zudem erweitert sich wie bei den Turnübungen, speziell der Armbewegungen, der Brustkorb und werden die Lungen gekräftigt.

Bedingung ist, daß die Übungen oft und in gewisser Ordnung geschehen und daß die Organe dabei nicht zu sehr angestrengt und ermüdet werden.

Was das Turnen für die Geschmeidigkeit der Gelenke und der ganzen Körpermuskulatur, das ist der Gesang für die Ausbildung der harmonievollen und geschmeidigen Stimme. Ja, der Gesang ist nichts anderes als die Steigerung des musikalischen Elementes in der Rede, so zwar, daß bei ihm der Sinn der Worte vor der Intonation in den Hintergrund treten kann.

Zur Zeit der Mutation der Stimme, also vom 14. oder 15. Lebensjahre an ein volles Triennium hindurch, soll das Singen unterbleiben, soll aber mit desto größerem Eifer wieder aufgenommen werden, sobald die Zeit des Mutierens vorüber ist.

Freilich ist die Kenntnis des Gesanges und Übung in demselben nicht so unbedingt notwendig, daß man ohne dieselbe nicht ein guter, ja ausgezeichneter Redner werden könnte. P. Lacordaire, der seine Zuhörer in Notre Dame nicht bloß durch die Schönheit der Darstellung, sondern auch durch die Harmonie seiner melodiösen Stimme viele Jahre hindurch fesselte, konnte nicht die Tonleiter singen, und es war eine Heldenarbeit für ihn, wie Cortier erzählt,[1] ein Oremus anzustimmen und zu beendigen. Allein Ausnahmen sind und bleiben Ausnahmen und können der allgemeinen Regel keinen Eintrag tun.

An der obern Öffnung des Kehlkopfes befindet sich der Kehldeckel (epiglottis), welcher beim Schlingen den Kehlkopf schließt und so das Eintreten von Speisen in die Luftröhre hindert.

Der obere Teil der Speiseröhre heißt Rachen oder Schlund (pharynx). Die Decke der Mundhöhle heißt Gaumen (palatum), vorn aus dünnen mit Schleimhaut bedeckten Knochen (harter Gaumen), hinten aus weichen mit Schleimhaut bedeckten Muskeln bestehend (weicher Gaumen, Gaumensegel). Letzterer verschließt beim Schlingen den hintern Nasenraum, indem sich seine Teile, die Gaumenbogen und das Zäpfchen nach oben wenden.

Zwischen den Gaumenbogen und den mehr nach hinten gelegenen Schlundbogen liegen zu beiden Seiten die Mandeln (tonsillae, amygdalae), deren Entzündung durch Schwellung und Vereiterung Schlingenbeschwerden, selbst Erstickungsgefahr verursacht, deren bleibende Vergrößerung die Sprache und mitunter das Gehör stört. Dieselben können übrigens ohne Gefahr operativ entfernt werden.

Somit besteht das ganze Stimmwerk aus Kehlkopf, Atmungsapparat, Zunge, Gaumen, Nase und Lippen.

[1] L'art chrétien, t. I, p. 306.

Auch das laute Deklamieren ist ein vorzügliches Mittel, der Stimme Ausdauer zu geben und sie vor Heiserkeit zu schützen. Die Ermüdung, welche sich bei den erstmaligen Übungen einstellt, überwinde man, ohne sie zu groß werden zu lassen; dieselbe wird bei den folgenden Übungen immer geringer werden. Am besten macht man die Übung im Freien, meistens in den mittleren und halbtiefen Tönen, ohne dabei zu oft in die höheren Töne hinaufzusteigen, um durch diese Steigerung eine metallreiche Stimme nicht zu einer dünnen und gellenden zu machen.

2. Ein zweiter wichtiger Faktor für den Erwerb und den Gebrauch einer guten Stimme ist das Atemholen, resp. die Verstärkung des Atems. Ohne kräftige, anhaltende, ausdauernde Atmung ist ein vollendeter Vortrag nicht möglich. Über dieses Requisit ist im Vorhergehenden zur Genüge gehandelt worden.

3. Da der Kehlkopf mit den Stimmbändern und der Stimmritze das spezielle Organ der Sprache ist, so vermeide man alles, was denselben vorübergehend oder dauernd in schädlicher Weise beeinflussen kann.

Den Hals trage man nie zu eng umschlossen. Enge Halskragen benachteiligen die Funktion des Kehlkopfes durch Störung der Blutzirkulation, hindern die Stimmritze in ihrer Erweiterung und erschweren der Kehle und Luftröhre das Ausleeren der Verschleimungen.

Reizende Dämpfe (beim Verbrennen des Fettes, Durchschneiden der Zwiebel), Kohlen-, Straßenstaub, Rauch reizen den Kehlkopf, verstopfen die Luftröhre und machen dadurch die Stimme rauh, heiser und übelklingend; man suche sie nach Möglichkeit zu meiden.

Da trockene Luft die Schleimhaut des Kehlkopfes ihrer Elastizität beraubt, so soll im Winter ein Gefäß mit Wasser auf dem Zimmerofen stehen; im Sommer besprenge man bei großer Trockenheit den Fußboden mit Wasser.

Alles, was das Blut in Wallung bringt, kongestioniert den Kehlkopf, infolgedessen die Schleimhaut anschwillt und die Reinheit des Tones verloren geht. Dahin gehören starke Gewürze, große körperliche Anstrengungen. Darum ermüde man sich nicht ohne Not unmittelbar vor der Predigt durch Laufen, schnelles Gehen, Sprechen, Schreiben usw. Durch die Aufregung und Beschleunigung des Blutumlaufes wird überdies das Atemholen sehr erschwert.

Allzu angestrengtes, langes Reden und mehr noch das Schreien erzeugt Heiserkeit: „man schreit sich heiser“. Diese Heiserkeit hat ihren Grund in der durch das Sprechen erzeugten Trockenheit des Mundes, sowie in der Abspannung oder Lähmung der Stimmbänder. Dementsprechend liegt das Heilmittel in der kürzeren oder längeren Ruhe, die man dem Kehlkopf gewährt, wodurch dieser die nötige Kraft wieder sammelt. Auch kann dabei ein leicht reizendes und anfeuchtendes Mittel, z. B. Gurgeln mit lauem (mit Honig vermischtem) Holundertee angewendet werden. Zieht sich die Heiserkeit in die Länge, so massiere man die Stimmbänder. Zu diesem Zwecke drückt man mit Daumen und Zeigefinger die hinteren Ränder des Schildknorpels zusammen,

wodurch die Gießbeckenknochen einander genähert und die Stimmbänder angespannt werden. Gleich nach der Kompression läßt man mit dem Drucke nach, wodurch die Stimmbänder sich wieder abspannen, und fährt so fort, etwa 30mal innerhalb einer Minute die Prozedur erneuernd. Eine solche Stimmbandmassage kann mehrmals im Tage vorgenommen werden.

Die Heiserkeit kann auch in einem Kehlkopfkatarrh ihren Grund haben. Man unterscheidet akuten und chronischen Kehlkopfkatarrh, je nachdem derselbe nur kurze Zeit, etwa einige Tage, oder länger als 14 Tage andauert. Die gewöhnlichste Ursache der akuten Form ist Erkältung, Genuß allzu kalter Getränke, außergewöhnliche Ermüdung. Auch der Schnupfen, die Rachen- und Mandelentzündung können, bis zum Kehlkopf sich fortsetzend, akuten Kehlkopfkatarrh erzeugen.

Die Behandlung dieser Form besteht hauptsächlich in der Hebung der etwa vorhandenen Erkältung (Schwitzen, Abführmittel) und Schonung des erkrankten Organs. Vermeidet man das Sprechen nicht, so wird die Heiserkeit leicht chronisch. Speziell zur Hebung des Halswehs (Hustenreiz, Kitzel im Kehlkopf, Anschwellung der Mandeln) dienen Eibischtee, Gummisirup, Haferschleim, Brusttee, die Anwendung der Prießnitzschen Umschläge.[1] Anstatt der letztern kann man auch mit Nutzen einen schon gebrauchten Strumpf um den Hals legen. Der in demselben vorhandene Salmiakgeist hat eine die Haut reizende ableitende Wirkung.

Wird der Kehlkopfkatarrh chronisch, was besonders leicht bei Lehrern, Rednern und Sängern vorkommt, so wende man sich an den Arzt. Natürlich muß dies auch bei den eigentlichen Erkrankungen des Kehlkopfes (Krupp, Stimmritzenkrampf, Polypen, Krebs, Schwindsucht) geschehen, welche meist von Heiserkeit begleitet sind.

Eine leichtere Heiserkeit oder Rauhigkeit der Stimme kann oft durch den Genuß eines Eidotters gehoben werden. Derselbe kalmiert den Schlund und damit die in Verbindung stehende Schleimhaut des Kehlkopfes.

Personen, welche häufig von akuter Heiserkeit befallen werden, ist dringend zu empfehlen, ihren Körper abzuhärten. Ein vorzügliches Mittel dafür ist naßkalte Abreibung des ganzen Körpers mittels der englischen Frottierhandschuhe oder mittels großer Laken, mit denen die anzufeuchtenden Körperteile umhüllt werden. Am besten geschieht dies des Morgens unmittelbar nach dem Aufstehen, und das Abreiben wird in der Weise vorgenommen, daß man den zuvor in kaltes Wasser getauchten und dann ausgewundenen Handschuh über die flache Hand zieht und schnell die einzelnen Körperteile frottiert, um sie alsdann mittels eines groben Leintuches trocken zu reiben.[2] Im Winter muß die Prozedur im warmen Zimmer vorgenommen werden.

---

[1] Ein angefeuchtetes Tuch wird um den Hals gelegt und mit einer undurchdringlichen, etwa Guttapercha-Umhüllung und dann wieder mit einem wollenen Tuch umwunden. Die Anwendung dauert 1—2 Stunden.

[2] Wer den von den Ärzten empfohlenen englischen Frottierhandschuh nicht hat, nehme ein gewöhnliches grobes Tuch.

4. Nicht selten beeinträchtigt der schlechte Bau oder die mangelhafte Funktion des Geruchssinns die Klarheit und Deutlichkeit der Stimme. Der Einfluß der Nasenverstopfung auf den Klang der Stimme ist jedem bekannt. Diese Verstopfung der Nase zwingt aber auch zur Mundatmung, wodurch die Schleimhaut des Kehlkopfes austrocknet. Die durch die Nase nicht filtrierte und erwärmte Luft gefährdet außerdem den Kehlkopf.

Die Nasengänge können durch Polypen verlegt, die hintern Nasenlöcher außerdem durch vergrößerte Mandeln wenigstens zum Teil verschlossen werden. Im Interesse der Stimme lasse man diese beiden hindernden Auswüchse exzidieren.

Außerdem können bei akutem oder chronischem Schnupfen die Nasengänge durch Schwellung der Schleimhaut verengt werden. In diesem Falle schnupfe man Mentholin oder lasse sich ein anderes probates Heil- oder Linderungsmittel aus der Apotheke verabreichen.

5. Man sorge für die Erhaltung und Pflege der Zähne und der ganzen Mundhöhle. Von der Wichtigkeit der Zähne für das Sprechen wird weiter unten gehandelt werden. Sind die Zähne, besonders die obern Schneidezähne ausgefallen, so lasse man sie im Interesse der Stimme durch künstliche ersetzen. Hohle Zähne sollen, wenn nicht ausgezogen, so doch plombiert werden, weil sich sonst die Speisereste in deren Höhlungen zersetzen und sich so Krankheitserreger in denselben ansammeln.

Die Mundhöhle ist der Tummelplatz unzähliger Krankheitspilze, die leicht den Kehlkopf angreifen und in demselben katarrhalische Zustände erzeugen, oft wenigstens die Schleimhaut des Kehlkopfes leicht reizen und die Reinheit des Tones trüben. Darum soll man zur Erhaltung und Förderung der Stimme die Mundhöhle häufig, wenigstens an jedem Morgen, mit Mundwasser reinigen.

6. Ein eigener Faktor in der Bildung des reinen, klangvollen Tones ist der in der hinteren Mundhöhle gelegene Gaumensegel. Bei Rachenkatarrh schwillt derselbe oft an und dehnt sich so weit aus, daß er bis in den Eingang des Kehlkopfes herabsinkt. Dadurch wird dieser beständig gereizt und die Rede jeden Augenblick durch Kehlkopfkitzel unterbrochen.

Nicht selten ist durch natürliche Deformation der Gaumensegel zu lang: derselbe gerät beim Sprechen in Vibration, und die Stimme wird plärrend. In diesem Falle muß ein Stück desselben amputiert werden. Auch Schwäche der Muskulatur des Gaumensegels kann dieses Plärren erzeugen.

7. Man vermeide soviel wie möglich den Genuß alkoholischer Getränke, starkes Rauchen und noch mehr das Schnupfen. Der übermäßige Genuß geistiger Getränke erzeugt häufig chronischen Rachenkatarrh, welcher beinahe immer den Kehlkopf in Mitleidenschaft zieht, bringt das Blut in Wallung und reizt in direkter Weise den Kehlkopf. Der Trinker hat eine rauhe, klanglose, gurgelnde Stimme. Am schädlichsten ist der Genuß des Branntweines, weniger verderblich ist Wein, noch weniger schädigend das Bier, wodurch indes diese letzteren Getränke

nicht empfohlen sein sollen. Klares Wasser ist für den Redner der beste Trank.

Allzu starkes Rauchen bringt Rachen- und Kehlkopfkatarrh hervor; nicht minder das Schnupfen. Letzteres verhindert überdies durch die Verschließung des Nasenkanals den gehörigen Durchgang der Luft.

Quintilian gibt den römischen Jünglingen als Mittel zur Kräftigung der Stimme an: Bewegung im Freien, Sittenreinheit und Mäßigkeit (facilis ciborum digestio). Die Stimme des Wollüstlings wird zuerst dumpf und umflort, um dann nach und nach heiser zu werden. „Die venerischen Krankheiten greifen mit Vorliebe den Kehlkopf an," sagt Dr. Fournier. Dem kundigen Mediziner verrät sich die Meretrix durch ihre rauhe Stimme.

8. Man sorge für gehörige Digestion der Speisen, sowohl im Interesse des Studiums als auch des Vortrags und der Erhaltung der Sprachwerkzeuge.

Der volle Magen vermindert die Leistungsfähigkeit des Gehirns und damit des Geistes. Plenus venter non studet libenter. Ist der Magen durch blähende Speisen (Mehlspeisen, schwere Gemüse: dickgekochte Hülsenfrüchte, Gurken) aufgetrieben, so ist die Atmung behindert und die Rede wird stockend. Wenn man abends zu sprechen hat, vermeide man solche Speisen wo möglich schon bei der Hauptmahlzeit.

Wessen Magen für starke Gewürze (Spanischer Pfeffer, Zimt, Salz, Tomaten, Muskat) empfindlich ist, vermeide selbe schon aus diesem Grunde soviel wie möglich. Ein durch den Genuß zu stark gewürzter Speisen verstimmter Magen verursacht saures Aufstoßen, das den Kehlkopf leicht anätzt und die Stimme rauh macht. Kommt es gar zum Erbrechen saurer Massen, so kann der Kehlkopf so stark angeätzt werden, daß Heiserkeit entsteht.

Ähnliches gilt von dem Genusse fetter Speisen, worunter Butter (diese freilich am zuträglichsten), allzu fette Suppen, Fleischfett, Nüsse, Mandeln, Wurstwaren (Charcuterie) zu rechnen sind. Der übermäßige Genuß derselben kann den dafür empfindlichen Magen verstimmen: der Kehlkopf wird kongestioniert und durch das saure Aufstoßen der Speisen angeätzt, die Stimme wird rauh und heiser, die Blutzirkulation wird gehemmt und infolgedessen die damit zusammenhängende Atmung, was wiederum den Redefluß erschwert. Hält man nicht mit dem Genuß dieser starkgewürzten oder fetten Nahrungsmittel inne, so kann die Heiserkeit der Stimme chronisch werden.

Die alten Ärzte urteilten über den Zustand des Magens nach dem Aussehen der Zunge. Das beruht darauf, daß der Katarrh des Magens sehr häufig einen Katarrh der Zunge oder allgemeiner der Rachen- und Mundhöhle erzeugt. Organe, welche physiologisch miteinander funktionieren, sympathisieren auch pathologisch miteinander. Der durch die Magenverstimmung erzeugte katarrhalische Zustand der Zunge beeinträchtigt die Geschmeidigkeit derselben: sie wird dick. Ein Redner mit dicker Zunge ist wie ein exerzierender Soldat mit krummen Beinen. Überdies setzt

sich der Mund- und Rachenkatarrh natürlich leicht auf den Kehlkopf und die Nasenhöhle fort, wenn auch oft nur in leichterem Grade, und schädigt so die Stimme.

Schwere Verdauungen bringen das Blut in Wallung und kongestionieren die Stimmbänder, was deren Leistungsfähigkeit vermindert und Unreinheit der Stimme verursacht. Das von Goethe[1] gebildete Wort „Proktophantasmist", einer, der infolge von Stuhlbeschwerden an besonderer Geistreichigkeit laboriert, deutet ironisch den deletären Einfluß der Stuhlverstopfung auf die geistige Leistungsfähigkeit des Redners an. Dieselbe Ursache erschwert zugleich die Atmung und vermindert die Leistungsfähigkeit des Stimmorgans, indem sie dieses kongestioniert.

9. Ein sehr unangenehmer und die Deutlichkeit beeinträchtigender Stimmfehler ist der sog. Nasenton. — Der richtige Ton entsteht dadurch, daß der im Kehlkopf gebildete Laut am harten Gaumen anschlägt und dabei die in der Mundhöhle und in den Nasenräumen eingeschlossene Luft mitklingt, wodurch ersterer eine größere Rundung und Kraft erhält. Daher ist auch die Nase, die in so unmittelbarer Verbindung mit den Sprachwerkzeugen steht, ein wichtiger Faktor in der Bildung des Tones. Geht zuviel Luft durch die Nasenkanäle, so entsteht der Nasenklang: der Redner näselt. Die näselnde Stimme kommt daher, daß der Gaumensegel sich senkt und zuviel vom Tonstrom in die hinteren Nasenkanäle hinaufsteigt und noch mehr, wenn der Zungenrücken sich nach oben wölbt, so daß der Zugang zum Munde erschwert ist und darum der Tonstrahl in der Nasenhöhle widerhallt.

Hat der Fehler seinen Grund im mangelhaften Bau der Nase, so ist beim Arzt Heilung zu suchen. Wenn aber schlechte Angewöhnung die Ursache des Fehlers ist, so kann anhaltende, fleißige Übung sehr viel zur Ablegung oder wenigstens zur Besserung beitragen. Man mache Vokalisationsübungen, wobei man die Nase mit Daumen und Zeigefinger verschließt, so daß die Töne durch den Mund und nicht durch die Nase dringen. Dabei wähle man mit Vorzug solche Wörter, bei denen die Nase sehr schnell geöffnet und verschlossen werden muß, z. B. Natur, nicht, matt, Matten usw., und suche dieselben deutlich auszusprechen.

Geht zu wenig oder gar keine Luft durch die Nase, so entsteht ein anderer Fehler, der zwar keinen besonderen Namen hat, der aber den Ton klanglos, dumpf und unangenehm macht und den man den Fehler der verschlossenen Nase nennen könnte. Über denselben ist oben (4) gesprochen worden.

10. Ein anderer nicht selten vorkommender Stimmfehler ist der Kehl- oder Gaumenton. Wenn die Zunge zu weit zurücktritt, so daß das freie Ausströmen der Luft aus der Stimmritze gehemmt wird und die Luftsäule in der Kehle oder im Hintermund anschlägt, so wird der Ton gedrückt, dumpf, gaumig: der Redner spricht aus der Gurgel. Zur Vermeidung dieses Fehlers erweitere man den Schlund und strecke

[1] Faust, 1. Teil, Blocksbergsszene.

die Zunge nach vorne. Diese Wirkung wird erreicht, wenn man beim Sprechen den Mund gut öffnet, den Ton vorn im Munde zu bilden sucht und behufs scharfer Artikulation die Lippen gut gebraucht.

11. Man gewöhne sich, beim Reden und Singen den Kopf nicht gesenkt zu halten, sondern vielmehr in gefälliger Weise in die Höhe zu heben, ohne ihn aber hoch emporzurecken, damit der Winkel, welchen Mundhöhle und Luftröhre bilden, stumpfer und dadurch der Luftraum weniger gebrochen werde. Auf diese Weise wird die Zunge notwendig vom Eingang des Kehlkopfes entfernt; der Ton wird infolge des starken und vollen Luftstromes kräftiger und heller; Kehlkopf und Lunge werden weniger angestrengt.

12. Nach der Predigt hüte man sich vor zu raschem Temperaturwechsel. Andauerndes Singen und Sprechen erhitzt ebensosehr, wie Laufen, Steigen und die übrigen anstrengenden Körpertätigkeiten. Anderseits sind die Schleimhäute desto empfindlicher für Reizungen durch kalte Luft, je größer die körperliche Erhitzung ist. Darum bleibe der Redner, nachdem er sich warm gesprochen, nicht mit derselben dünnen Bekleidung in einem kalten Raume stehen oder setze sich nicht unvorsichtigerweise der Zugluft aus. Bewegt er sich durch die freie kalte Atmosphäre, so halte er den Mund gut geschlossen und suche nur durch die Nase zu atmen. Mehr denn einer hat seine Unvorsichtigkeit mit einem schweren Katarrh oder auch mit einer langwierigen Krankheit büßen müssen.

Eine kleine Erkältung, die der Prediger sich trotzdem zugezogen, kann er häufig schon dadurch heben, daß er ein warmes Getränk zu sich nimmt und sich dann im Freien rasch bewegt, bis er wieder warm geworden oder besser, bis er ins Schwitzen geraten.

Im übrigen suche man, wie oben gesagt, für leichte Temperaturwechsel sich in vernünftiger Weise abzuhärten. Man fürchte nicht, die nackten Füße auf den kalten Boden zu setzen; um den Hals trage man nie ein Tuch, auch nicht bei empfindlicher Winterkälte; im Zimmer bleibe man immer ohne Kopfbedeckung usw.

Eigenschaften der Rede.

§ 6. Erste Eigenschaft: Die Korrektheit.

Kanon: Die Aussprache des Redners sei korrekt oder fehlerfrei: er gebe den Vokalen und Konsonanten den ihnen zukommenden Laut, unterscheide genau zwischen gedehnten und ungedehnten Silben und suche jedes Wort richtig zu accentuieren.

I. Umfang dieser Eigenschaft. — 1. Die Vokal- und Konsonantenlaute der neuhochdeutschen Schriftsprache stehen im allgemeinen fest, so daß in betreff der reinen Aussprache in den wenigsten Fällen ein Zweifel obwaltet.

Was zuächst die Vokale betrifft, so unterscheide man zwischen **e**, **ö** und **ä**; sage nicht die Besen, statt die Bösen, der gettliche Heiland, ein schenes Bild, die letzte Elung. Es ist ein Unterschied zwischen flehen und flöhen, flehten und flöten, beschweren und beschwören, Ehre und Öhre, Helle und Hölle, schwellen und schwöllen, wegen und wägen, treten und träten, Segen und sägen, Väter und Beter, lesen, lösen, läsen, Beete, böte, bäte, Meere, Möhren, Mähren, Hesen, Hösen, Häsen. Das **ü** ist zu unterscheiden von dem **i**; man sage also nicht tichtig, sondern tüchtig, nicht flichtig, sondern flüchtig, unterscheide zwischen Biene und Bühne, Kiel und kühl, Kiste und Küste, Ziegel und Zügel, die Tiere und die Türe, Dicke und Tücke, Gericht und Gerücht, First und Fürst.

Das **eu** sprechen manche aus wie ei: Das Amt beginnt morgen um nein Uhr, und doch ist ein Unterschied zwischen neun und nein, Heu und Hai, Räuber und Reiber, Bräute und Breite, Feuer und Feier, räumen und reimen, heulen und heilen, euer und Eier, Eule und Eile, streut und Streit, Räume und Reime, Geläute und Geleite, beräuchern und bereichern.

Andere lassen das **o** in gewissen Wörtern wie a lauten: Der liebe Gatt, der Tad wird bald kammen; wieder andre geben dem **ei** einen Laut, der dem langen a der englischen Sprache nicht unähnlich klingt, d. h. wie eh mit leicht nachtönendem i: Der He=iland, so re=in, so he=ilig.

Ein Musterbild dieser vereinigten Fehler hat einst ein Lehrer der Grammatik geliefert: „Es gelt uns heit zu rihren des Kenigs ste=inern Herz."

Wenn das **e** in geschlossenen Silben auftritt, so schwankt auch in der hochdeutschen Sprache nicht selten die Aussprache desselben, indem dasselbe bald reiner (wie in gehen), bald weniger rein (dem ä sich nähernd) auftritt, z. B. in Erde, Pferd, der erste, zuerst, werden. In diesen und den im folgenden angegebenen zweifelhaften Fällen halte sich jeder an die Aussprachsweise, welche in der heimatlichen Gegend unter den Gebildeten am meisten im Gebrauche ist.

2. Auf die reine, dialektfreie Aussprache der Konsonanten hat der Redner nicht minder Gewicht zu legen. Er unterscheide genau zwischen weichen und harten Buchstaben: zwischen **b** (weich) und **p** (hart) in Bein und Pein, Blatt und platt usw., sage nicht Prücke, sondern Brücke, peten, sondern beten, Backen für Packen, bücken für picken.

Zwischen **d** (weich) und **t** (hart): Draht, trat; daube, Taube; dritte, Tritte; Dorf, Torf; dir, Tier; dannen, Tannen; Ende, Ente; drängen, tränken; scheiden, scheitern; Geld, gelt; bald, ballt; lud, Hut; landenden, gelandeten; tröstenden, getrösteten.

Zwischen **f** (**v**) und **w**: fällen, Wällen; fort, Wort; färben, werben; fänden, wenden; vollen, wollen; Vetter, Wetter; Vogt, wogt.

Das **j** sprechen manche, infolge falscher Angewöhnung oder eines organischen Defektes nach Art der Franzosen, wie in Loge, Menagerie. Man übe: Jesus, jemand, jedenfalls, Jagen, Jahrgang, jämmerlich, Janhagel, jugendlich, die Juden, Juni, Juwelier.

Man achte auf die genaue Aussprache des **pf** zum Unterschiede von f und übe: Pflaume, Flaume; Pferde, Fährte; Pfad, fad; Pfand, fand; Pflicht, flicht; pfänden, fänden; Pflug, Flug; Pfeile, Feile.

Das **r** soll nicht aus der Kehle herausgesprochen werden, sondern rollend als Zungen-r, wie man es am schönsten aus dem Munde der Italiener und Polen hört. Durch das Gaumen-r wird nicht bloß die Klangfarbe der folgenden und vorangehenden Laute beeinträchtigt, es trocknen auch bei dessen Anwendung der weiche Gaumen und die Gaumenbogen infolge ihrer beständigen Reibung leicht aus, was vorzeitige Ermüdung, mitunter sogar eine Art von Heiserkeit zur Folge hat.[1]

Um die wirbelnde Aussprache des r zu vermeiden, bemühe man sich, diesen Buchstaben nicht hinten im Munde, sondern vorn durch Wirbeln der Zunge hinter den Zähnen zu bilden. „Zu diesem Zwecke," sagt Castellar,[2] „übe sich der Schüler, mit den Kautschukkugeln im Munde, jeden Tag während 5 oder 10 Minuten im Aussprechen der Silben: te de tri, bis er es endlich dahin gebracht hat, diese letzte Silbe mit der Zunge auszusprechen. Darauf gehe er alle Konsonanten des Alphabets durch und spreche sie in Verbindung mit dem r aus: bra, bre, bri, bro, bru; dra, dre, dri, usw. kra, kre kri, usw. Bei zunehmender Fertigkeit kommen andere Wörter zur Übung: trennen, treffen, tragen, trauen, träumen, treiben, treten, trinken; brechen, Brücke; Fracht, freiwillig, Friede, fromm, Frucht, Frühling; groß, grün, Grube, Grund; Strand, stramm, strafen, strahlen, strecken; Recht, rechnen, regnen, Regierung, reich, religiös, Riegel, Riese; Erde, Herde, Märkte, Arten, dort, Warte, Knorren, Papier, Anker, Jünger, Wächter, Jahr, Sünder, Ungarn, scharf.

Man sage nicht mit dem Holsteiner S-tein, S-prache, noch mit dem Schwaben: du bischt, du haschst, du kannscht.

Den **weichen S-Laut** von dem harten und überhaupt **ſ, z, ß, ſſ** unterscheidend, lese man richtig: Sabbat, Sonntag, Sakrament, die Salve, das Salve Regina, die Sanktion, sanft, die Septuaginta, die Septime, siebenfach, ein solcher Soldat, mit solchem Sold, solidarisch, Sorte, Sortiment; heiser, heißer; reisen, reißen; niesen, genießen; Geisel, Geißel; gleisend, gleißend; das, daß; Sinne, Zinne; Sünder, Zünder; selten, Zelten; Siegel, Ziegel; Seile, Zeile; sogen, zogen; sangen, Zangen; sucht, Zucht; Saal, Zahl; Rosen, Rossen; Muse, Muße; ist, ißt; wüst, wüßt; Eis, heiß; bis, Biß; entsiegeln, entzügeln; entsünden, entzünden.

Ein unangenehmer Fehler ist das Zischeln. Dasselbe kommt in der Regel von einer falschen Zungenstellung her, indem die Zungenspitze nicht in die Mitte der Schneidezähne gestellt, sondern seitlich verschoben wird, was in vielen Fällen von einer seitlichen Zahnlücke aus der Zeit des Zahnwechsels herkommen mag. Zur Beseitigung des Fehlers bringe der Schüler vorerst die Zunge in die richtige Lage und suche dann den S-Laut zu bilden und zwar so lange, bis er eine gewisse Fertigkeit erlangt und sich zugleich die S-Stellung zum Bewußtsein gebracht hat. Hierauf fügt er, weiter fortschreitend, zuerst alle Vokale, dann alle Konsonanten in den verschiedensten Verbindungen hinzu: sa, se, si, so, su; sb, sd, sr . . . asa, asba . . . Nachdem er sich auch in kleinen Sätzen geübt, wie: Ich zählte zwanzig Semester, wähle er sich ein beliebiges Lesestück und unterstreiche, um seine Aufmerksamkeit wachzurufen, jeden in demselben vorkommenden S-Laut. Diese Stücke lese er laut und langsam, indem er jeden S-Laut scharf und andauernd bildet und ausspricht. In kurzer Zeit wird er von seiner Sprachunart befreit sein.

---

[1] Vgl. Skraup, Die Kunst des Vortrags, 1894, S. 84.

[2] L'art du lecteur, Chap. III.

Manche sprechen das ch wie sch aus sowohl in der Mitte als am Schluß der Wörter und sagen Kirsche für Kirche, isch für ich.[1]

In manchen Gegenden spricht man das r so schlecht aus, daß es fast wie l klingt und ein hessischer Dichter wal auf war reimen konnte. Über diese und andere kleineren Fehler in der Aussprache wird Übung und beharrlicher Eifer bald den Sieg davontragen.

Am meisten Schwierigkeit bietet, wegen der verschiedenartigen, voneinander abweichenden Regeln der Autoren, die Aussprache des Gaumenlautes g. Manche stellen die Forderung, dem g überall seinen vollen und reinen Wert zu geben, ausgenommen, wenn dem g ein k folgt, wie in Gerechtigkeit, wo das g wie ch auszusprechen ist. Andere lassen das g nur im Anlaut des Wortes rein aussprechen, wieder andere nur im Wortanlaut und vor den Vokalen usw.[2] Wie bereits bemerkt, halte sich der Redner bei seinen Vorträgen an die Aussprache der heimatlichen Schule, vermeide aber im übrigen alle Eigentümlichkeiten oder Sonderbarkeiten, welche die Mundarten oft genug in die Aussprache des g hineintragen. Er sage nicht mit dem Westfalen chut statt gut, chreis statt Greis, mit dem Berliner jroß, Jott, die Mutter Jottes, mit manchen Hochdeutschen Hoffnunk statt Hoffnung; er reime nicht mit Goethe im Faust: Reiche (statt neige) du Schmerzensreiche, deklamiere nicht du ew'che Könichin, sondern du ew'ge Königin. Jeder Zuhörer muß den Unterschied wahrnehmen zwischen Weck und Weg, Macht und Magd, Dach und Tag, focht und Vogt, reichen und Reigen, siech und Sieg, Kabel und Gabel, klimmen und glimmen, Karten und Garten, Kreis und Greis, Kunst und Gunst, wecken und wegen, trocken und trogen, Nacken und nagen, Regen und Rechen, eigen und Eichen, taugen und tauchen, Teig und Teich, Flug und Fluch, Jagd und Jacht, fragt und Fracht, schlagt und Schlacht, sang und sank, bang und Bank, drängen und tränken, sangen und sanken, Engel und Enkel usw.

3. Der Redner beobachte den Unterschied zwischen gedehnten und ungedehnten Silben, z. B. zwischen Fahne und Pfanne, Wahl und Wall, Rose und Rosse, Pfähle und Fälle, Höhle und Hölle; er sage nicht Jämer, sondern Jammer, nicht Lícht oder gar Liacht, wie der Schweizer, der dem ch noch ein a vorzusetzen pflegt, nicht die Hären, sondern die Herren.

In manchen Fällen schwankt die Aussprache zwischen langem und kurzem Vokal, namentlich in Arzt, Erde, Jagd, Krebs, Obst, Pferd, werden, auch in Vogt, Magd; desgleichen in Wörtern, wie Hof, Glas, Grab, Gras, die in den verlängerten Formen Hofes usw. entschieden langen Vokal haben.

---

[1] Die französische Sprache bezeichnet alle Fehler dieser Art mit dem Namen Blésité. Vgl. Gondal, Parlez ainsi, L. I, Chap. III, VII. La Blésité: Le blèsement, le chuintement, le zézaiement, le grasseyement et ses variétés.

[2] Für manche Wörter, wie Tag, sag stehen drei Aussprachen nebeneinander: Tag, Tach, Tack. Auch andere Verschlußlaute werden verschieden ausgesprochen, z. B. in Grab (weich oder hart, wie g), Rad (d oder t) usw.

4. Der Accent oder Silbenton endlich darf dem gebildeten Mann keine Schwierigkeit bieten. Man sage nicht Mária, sondern María, — aufmérksam, sondern aúfmerksam, Aúfmerksamkeit; man sagt Únglaube, úngläubig, aber ungläublich, úndenkbar, aber undánkbar, únhaltbar, aber unbegreíflich, Zeremónien, nicht Zeremonien.

II. Bedeutung dieser Eigenschaft. — Aus den angeführten Beispielen erhellt, daß die Fehler in der Aussprache meistens von Provinzialismen herkommen, die der Vortragende sich einmal angewöhnt und die er nicht hinlänglich zu vermeiden versteht; manchmal sind sie freilich auch die Folge eines mangelhaften Organs, mitunter sogar der Ausfluß einer gewissen Affekthascherei oder Imitationssucht. Welches aber auch immer die Quelle sei, aus welcher die Diktionsfehler im einzelnen entspringen, der Redner suche jeden Mangel in Sprache und Ausdruck zu vermeiden und sich stets einer reinen, fehlerfreien Aussprache zu befleißen. Eine unkorrekte Pronuntiation verunziert in jedem Falle die Sprache und darum auch Gottes Wort; nicht selten wirkt dieselbe geradezu komisch und kann bei dem weniger ernsten Zuhörer, der dadurch zum Lachen gereizt wird, die Wirkung des Wortes Gottes wenigstens teilweise vereiteln; häufig — und das ist beinahe jedesmal der Fall, wenn sie eine Eigentümlichkeit der heimatlichen Mundart ist, — wirft sie ein schiefes Licht auf die Intelligenz und den Bildungsgrad des Redenden, der dadurch in den Augen gewisser Zuhörer als ein Mann von geringerer Bildung erscheint. Daß die Sucht, Aufsehen zu erregen und sich populär zu machen, wenn sie einmal den Zuhörern zum Bewußtsein kommt, destruktiv wirkt, braucht nicht erst gesagt zu werden.

§ 7. Zweite Eigenschaft: Die Artikulation.

Kanon: Der Redner suche gut zu artikulieren, d. h. er spreche jeden Buchstaben ganz, voll und rein aus, so daß das Gehör jedes Wort und jede Silbe leicht unterscheiden kann. Dieser Punkt ist einer der wichtigsten im mündlichen Vortrag.

I. Begriff. — Die Rede ist artikuliert, wenn der Vortragende jedes Wort, jede Silbe, jeden Buchstaben genau, bestimmt und vollständig ausspricht, ohne Verkümmerung der Vor- und Endsilben, ohne Übereilung oder Überstürzung, speziell mit scharfer Ausprägung der Konsonanten.[1] Dies letztere Moment ist besonders wichtig. „Der ganze Wert eines Wortes," sagt Mullois,[2] „liegt im Konsonanten, während wir ihn so oft in den Vokal hineinlegen." Der Vokal ist wie der rohe Marmorblock, der unter der Hand des geschickten Künstlers zu einem Meisterwerk werden soll; die Konsonanten sind — um einen scholastischen Ausdruck

[1] Manchmal wird das Wort Artikulation in weiterem Sinne gebraucht als die volle und bestimmte Aussprache der Vokale, Konsonanten, Silben, Wörter und Sätze mit Vermeidung aller entgegengesetzten Fehler: des Zischelns, Stotterns, des Sichüberstürzens, des Stockens. Vgl. Gondal, Op. cit. l. I, art. 7. — Mitunter bedeutet Artikulation nur die scharfe Hervorhebung der Konsonanten.

[2] Cours d'eloquence sacrée populaire, Chap. X.

zu gebrauchen — die Form, durch welche das Meisterwerk gestaltet wird. Wollte man den Versuch machen und auf ein Blatt nur die Vokale eines Satzes schreiben, so würde man den Sinn desselben nicht entziffern können; schriebe man aber bloß die Konsonanten nieder, so bedürfte es häufig nur weniger Mühe, um den Gedanken zu erraten. Die hebräische Sprache hat längst den Beweis dafür erbracht. Die Zahl der Mitlaute ist eben größer als die der Lautbuchstaben. Darum hat die Unverständlichkeit der Rede, insofern es sich um die Buchstaben handelt, ihren Grund vornehmlich in der mangelhaften Aussprache der Konsonanten.

II. Schwierigkeit. — Man glaube nicht, daß die mustergiltige Artikulation etwas allzu Häufiges sei. Es gibt Redner genug, welche sich durch ihre Artikulation der Silben und Buchstaben nicht geradezu auszeichnen. Bei den einen erklingen die Konsonanten im allgemeinen nicht scharf genug; andere überstürzen sich und sprechen einzelne Buchstaben nur unvollkommen aus; andere verschlucken vielfach die Endbuchstaben, besonders das n, nach dem Muster jenes Lehrers, dessen Worte sprichwörtlich geworden: Ma ka beides sage. „Man findet manchmal Personen," sagt Gondal,[1] „die so wenig artikulieren, daß man nur o . . . i . . . on hört für saucisson und o . . . our für bonjour. Wenn die Aussprache diesen Grad von Unbestimmtheit und Nachlässigkeit erreicht, so erregt sie Mitleid oder Unwillen, je nachdem sie aus Verständnislosigkeit oder Eitelkeit, aus Schwäche oder Faulheit hervorgeht."

Was hier von den Rednern gesagt wird, gilt freilich noch mehr von den Sängern. Es scheint in der Tat ein gewisses Meisterstück zu sein, ein Lied mit so scharfer und voller Artikulation vorzutragen, daß die Zuhörer den Text verstehen und demselben folgen können. Wenigstens wird dieses Bravourstückchen selten geliefert. Oft genug kann man nach dem Vortrag eines neuen Liedes den einen oder andern sagen hören: „Das Lied hat sich schön angehört; nur bedaure ich, daß ich nichts verstanden habe; ob es deutsch oder latein oder gar französisch war, konnte ich nicht herausfinden."

Das alles zeigt zum mindesten, daß es nicht allzu leicht ist, gut zu artikulieren, und daß ein jeder wohl Grund hat, von Zeit zu Zeit seine Aussprache inbezug auf diesen Punkt zu prüfen oder prüfen zu lassen, um dieselbe, wenn notwendig, durch Anwendung der unten anzugebenden Mittel verständlicher und deutlicher zu machen.

III. Wichtigkeit. Es ist nicht leicht möglich, den Wert und die Notwendigkeit der Artikulation zu übertreiben. Kein einziger Rhetor, der über Beredsamkeit geschrieben, hat es unterlassen, auf die große Bedeutung der scharfen, sorgfältigen Artikulation aufmerksam zu machen. Einer derselben, der schon erwähnte Gondal,[2] hat in seinem Werke über den äußeren Vortrag von den 567 Seiten, die das Ganze umfaßt, mehr als 200 Seiten diesem einzigen Punkte gewidmet, und ein Rezensent[3]

[1] Parlons ainsi, Chap. III, VII, 98.
[2] Parlons ainsi, de la voix et du geste, Bloud et Barral, Paris.
[3] Ami du Clergé, 1900 n. 26.

bemerkt dazu: „In diesem Punkte hat der Autor sich mehr als in allen andern um den Klerus verdient gemacht. Wenn sein Buch auch nur diese 200—250 Seiten zählen würde, so müßte man es allen Predigern anempfehlen als ein Werk, das geeignet ist, ihnen den größten Dienst zu leisten."

P. Monsabré erzählt, daß er in seiner Jugend einst einen Prediger von Ruf über die Ausübung der Rednerkunst um Rat gefragt. Derselbe habe ihm geantwortet, er verdanke seinen ganzen Erfolg der Sorgfalt, mit der er seine Worte abtrenne und alle Silben artikuliere. „Das war Bescheidenheit von seiner Seite," fährt Monsabré fort, „denn der Inhalt seiner Reden und die Wärme seiner Beredsamkeit hatten auch einen guten Anteil an seinem Ruf. Indes lehrte er mich doch eine große Wahrheit, nämlich, daß die Rolle der Artikulation von höchster Wichtigkeit im öffentlichen Vortrag ist. Sie gibt der Rede ihre Klarheit, ihre Energie, ihre Kraft, ihre Wärme." [1]

„Die Artikulation", sagt Coquelin, [2] „ist das ABC und zugleich der höchste Punkt der Kunst. Man muß sie im Anfang erlernen, wie die Kinder den Anstand lernen, weil die Artikulation die Höflichkeit der Schauspieler ist, wie die Pünktlichkeit zum Anstande der Könige gehört, und man muß sie das ganze Leben hindurch pflegen." Was der berühmte Schauspieler hier von der Bühne sagt, das gilt noch weit mehr von der Kanzel. Eine sorgfältig artikulierte Aussprache ist für den Verkündiger des göttlichen Wortes nicht nur ein Akt des Anstandes oder der Höflichkeit, sie ist für ihn eine Pflicht und zwar eine der ersten Pflichten; denn mehr als jeder andere muß er darnach streben, sich verständlich zu machen, um die Gedanken und Empfindungen, die ihn beleben, in die Seele seiner Zuhörer hineinzutragen.

„Das Publikum", schreibt A. Lambert, [3] „ist einem Künstler immer dankbar, der sich leicht verständlich macht. Viele Schauspieler haben nur dieses eine Talent gehabt, und doch war das genug, um ihnen eine feste Stelle auf dem Theater zu sichern. Hättest du auf der anderen Seite das Genie eines Talma, eines Frederik, einer Mars oder einer Rachel, so ist es doch, als ob du nicht da wärest, wenn man dich nicht oder nur schlecht versteht. Das erste Moment des Vortrags und der dramatischen Kunst besteht darin, daß man vollkommen verstanden wird. Zu diesem Zwecke muß man ohne Zweifel eine gute Stimme haben, aber auch und vor allem eine scharfe und reine Artikulation, eine Artikulation, welche alle Buchstaben eines Wortes wie mit neuen Buchdruckertypen zeichnet." Der zuletzt gebrauchte Vergleich ist malerisch: der Redner suche die einzelnen Buchstaben und Silben so scharf und distinkt auszuprägen, wie die neuen, noch ungebrauchten Charakteren einer Setzmaschine.

Eine ungenügend artikulierte Rede ist wie ein Brief, der uns Nachrichten aus der Ferne bringt, und den wir wegen der unleserlichen Schrift

---

[1] La prédication. [2] L'art du comédien, Revue illustrée, 1889, n. 97.
[3] Sur les planches.

nur schwer entziffern können. Vielleicht sind einige Worte so schlecht geschrieben, daß sie überhaupt nicht zu enträtseln sind. Sind diese Worte nicht wesentlich für das Verständnis des Ganzen, so gehen wir, wiewohl nicht immer ohne einigen Unmut, darüber hinweg; kann ohne dieselben aber der Sinn nicht oder wenigstens nicht sicher erraten werden, so sind wir gezwungen, entweder länger beim Buchstaben zu verweilen oder diesen Teil des Ideenganges fallen zu lassen. Das ist die Wirkung und Folge einer nicht gehörig artikulierten Rede, nur mit dem Unterschiede, daß dem Zuhörer keine Zeit zum Nachdenken gegeben wird und daß er das unverständlich gesprochene Wort, insofern er es nicht aus dem Zusammenhang erraten kann, einfachhin übergehen muß.

Wenn wir den Inhalt dieses Vergleiches in einem einfachen, nüchternen Satze wiederholen sollen, so lautet derselbe: „Ohne sorgfältige Artikulation leidet das erste Requisit der Rede: die Verständlichkeit.“ Eine starke, sonore Stimme mag ein vorzügliches Werkzeug in der Hand des Künstlers sein, um dessen Worte bis in die weiteste Ferne zu tragen; allein zur Verständlichkeit der Rede genügt sie nicht. Spricht der Redner nicht artikuliert, so versteht man in manchen Fällen gar nichts oder so wenig wie nichts. Man hört alsdann Töne, aber keine Worte; man versteht etwa auch die Worte, die durch den bloßen Vokal verständlich werden, aber die vielen, welche in unserer Sprache erst durch die Mitlaute ihr Verständnis erhalten, versteht man nicht.

In andern Fällen erfaßt man mehr oder weniger das Ganze, aber nur mit großer Mühe. Das mangelhafte Tonbild, das durch unser Gehör eindringt, vermag ja nach dem Assoziationsgesetz der Ähnlichkeit in unserm Geiste das adäquate Worttonbild hervorzurufen; auch vermögen wir bis zu einem gewissen Grade das nicht perzipierte Wort durch Denkprozesse zu erraten; allein diese Assoziationen und blitzschnellen Denkprozesse wirken ermüdend, und eine ermüdende Rede ist nie schön.

Wie leicht kann zudem durch undeutliche, mangelhafte Diktion ein Mißverständnis entstehen! Den Beweis dafür hat einst ein Prediger bei einem höchst feierlichen Anlaß geliefert. Am Schluß einer Primizpredigt sollte er, wie es Gewohnheit ist, den jungen Priester apostrophieren, der Eltern, Geschwister usw. beim hl. Meßopfer und überhaupt in seinen Gebeten zu gedenken. „Beten Sie,“ sagte er, mit dem Haupt der Familie beginnend, „für einen verehrten Vater usw.“ Ob er überhaupt sehr wenig artikuliert aussprach, oder ob bloß das Wort „verehrt“ ihm halb zwischen den Zähnen stecken blieb — mehrere seiner Zuhörer hatten verstanden „verkehrt“, andere „verirrt“, und wieder andre „verdreht“. Keines der erwähnten Epitheta war schmeichelhaft für den guten Mann; noch weniger aber sprachen sie für die deutliche, verständliche Pronuntiation des Kanzelredners.

Hinwiederum kann die sorgfältige Artikulation sogar die Stärke der Stimme ersetzen. Ein Redner mit schwacher, dünner Stimme kann sich durch scharfes Artikulieren verständlicher machen als ein andrer, der durch lautes Schreien diesen Mangel an Artikulation ersetzen will. Zwar reicht

des letzteren Stimme weiter, allein die Laute werden in einiger Entfernung oder schon in der Nähe zu einem undeutlichen, verworrenen Schallen. Es wird erzählt, daß Monvel, der berühmte Schauspieler des französischen Theaters († 1812), nur über eine schwache Stimme verfügte, daß er sogar keine Zähne mehr im Munde hatte, und dennoch soll man nicht ein einziges seiner Worte verloren haben, und das wegen seiner vollkommenen Artikulation.[1]

IV. Mittel. — Welches sind die Mittel, die der Redner anzuwenden hat, um sich an eine gute Artikulation zu gewöhnen resp. um immer artikuliert zu sprechen?

1. Der Redner gebrauche die Lippen, die Zähne und die Zunge gut. In dem richtigen und tüchtigen Gebrauch dieser drei Faktoren liegt das ganze Geheimnis der deutlichen Aussprache.[2] Wer diese drei Organe in seiner Gewalt hat und nach Kräften ausnutzt, der wird nicht bloß distinkt und verständlich aussprechen, er wird auch einen Ersatz haben für eine starke, klangvolle Stimme, die ihm vielleicht nicht zur Verfügung steht. Eine erste Ursache jener verschwommenen, undeutlichen Pronuntiationsweise ist Mundfaulheit, d. h. Mangel an gehöriger Verwendung der Sprachorgane. Hettinger[3] macht aufmerksam auf die Art und Weise, wie der Italiener einerseits und der Engländer anderseits ausspricht. „Wer einen Italiener und einen Engländer beobachtet, dem fällt augenblicklich der große Unterschied beider beim Sprechen auf; jener tut den Mund weit auf, Unterkiefer und Oberkiefer sind weit getrennt; bei diesem sieht man nur eine geringe Bewegung der Lippen. So hat der Italiener schon durch Geburt und Erziehung eine bessere Weise zu sprechen und zu singen als die Völker des Nordens; ebenso kommt ihm dann zu statten seine vokalreiche, volltönende Sprache." Freilich muß das für den Sohn des Nordens ein neuer Antrieb sein, durch Fleiß und beharrliche Übung das zu ersetzen, was ihm die Geburt und die Muttersprache versagte, um so mehr, da ihn der Himmel zu größerer Ausdauer und rastloserer Arbeit befähigt hat, als den Bewohner des heißen Südens.

2. Häufig kommt der Mangel an Artikulation von dem Fehlen mehrerer Zähne, besonders der Vorderzähne, vielleicht auch einer ganzen Zahnreihe her. Wenn dies der Fall sein sollte, so wäre durch

[1] Je préfère aux poumons de Stentor et d'Hercule
La voix qui sans effort nettement articule.
Parlez distinctement, c'est la première loi,
Et que chaque syllabe arrive jusqu'à moi. Samson, L'art théatral.

[2] Die Konsonanten entstehen (nach Helmholtz) durch Hindernisse (Öffnung, Schließung, Verengung, intermittierende Öffnung und Schließung) an den drei Kanaltoren, sowie durch die Schließung eines dieser Tore und dadurch bedingte Entweichung des Tones durch die Nasenöffnung. — Die drei Kanaltore sind das Lippentor, das Zungentor (welches durch die Zungenspitze und den vordern Teil des harten Gaumens oder die Rückseite der obern Schneidezähne gebildet wird) und das Gaumentor. Daraus ersieht man die Wichtigkeit des vollkommenen Gebrauchs der angegebenen drei Faktoren für die gute Aussprache der Konsonantbuchstaben.

[3] Aphorismen, XIX.

die Fortschritte der neueren Zahnkunst dem Übelstande leicht abzuhelfen. Für manche Menschen mag das Einsetzen neuer Zähne eine Frage der Eitelkeit sein; für den Redner wird es eine Forderung der Pflicht. Die Fälle sind eben selten, wo ein Redner oder Schauspieler trotz seines zahnlosen Mundes deutlich und verständlich ausgesprochen hat oder gar so verständlich, daß seine Aussprache, wie die eines Monvel, sprichwörtlich geworden ist. Hingegen hat mehr denn ein bejahrter Priester jahrelang wenig gewirkt, oder wenigstens nicht so viel, als er hätte wirken können, weil er es vernachlässigt hatte, zu diesem so einfachen Mittel seine Zuflucht zu nehmen.

3. Ein nicht zu verschmähendes Mittel, das auch geschulte Redner nicht ohne Nutzen von Zeit zu Zeit anwenden werden, besteht im Gebrauch der sog. Artikulationskugeln. Anfängern in der Redekunst ist dieses Mittel dringend anzuraten. Zwei Kugeln aus Kautschuk oder Guttapercha von der Größe einer Walnuß werden so in den Mund genommen, daß sie zwischen den Zähnen und den Wangen liegen. Dann liest man $^1/_4$ oder $^1/_2$ Stunde mit halblauter Stimme, indem man sich bemüht, die einzelnen Wörter und Silben so scharf auszusprechen, daß auch ferner Stehende sie verstehen können. Auf diese Weise ist man gezwungen, die Lippen, Zähne und alle beim Sprechen tätigen Faktoren gehörig zu bewegen und sie nach und nach an eine große Elastizität und Folgsamkeit zu gewöhnen. Anstatt der Kugeln aus elastischem Gummi kann man auch Kastanien, Walnüsse gebrauchen oder selbst Stöpsel, denen man zu diesem Zwecke die gehörige Gestalt und Größe gegeben hat. Auch tut man gut, in der angedeuteten Übung abzuwechseln, indem man bald mit lauter, bald mit leiser Stimme liest oder vorträgt, aber immer so, daß jedes Wort, ja jede Silbe scharf und deutlich ausgeprägt wird.

E. Legouvé[1] gibt ein anderes Verfahren an: „Du hast einem Freunde ein wichtiges Geheimnis anzuvertrauen, aber du fürchtest gehört zu werden, da die Türe des Zimmers, worin du dich befindest, offen steht und jemand im benachbarten Zimmer ist. Wirst du dich deinem Freunde nähern und ihm ins Ohr flüstern? Nein, das wagst du nicht, aus Furcht, in dieser verräterischen Stellung überrascht zu werden. Was tust du denn also? Dieses: Ich zitiere wörtlich, was M. Régnier, der Meister aller Meister, sagt: ‚Du stellst dich deinem Freunde nahe gegenüber, du verwendest die möglichst geringste Quantität an Ton, du sprichst ganz leise, aber du sprichst so, daß die Artikulation deine Worte zu den Augen und zugleich zu den Ohren deines Freundes trägt; denn dein Freund sieht dich ebenso gut sprechen, als er dich sprechen hört. . . . Hierin liegt ein unfehlbares Mittel, alle Schwächen und Härten der Artikulation zu verbessern. Unterwirf dich während einiger Monate dieser Übung; dieselbe wird deine Sprachmuskeln so geschmeidig und stark machen, daß sie durch ihre Elastizität auf alle Bewegungen des Gedankens ansprechen und allen Schwierigkeiten der Aussprache Trotz bieten werden.‘“

[1] L’art de la lecture, p. 53–54.

4. Eine besondere Rücksicht erfordert die Aussprache mancher aus- und anlautender Buchstaben, wodurch die Deutlichkeit häufig beeinträchtigt wird. In vielen Fällen sind es aus- und anlautende Vokale, die so verbunden werden, daß sie fast wie echte und falsche Diphthonge, oft sogar wie umlautende Vokale erklingen. Z. B. zwei Eimer — Zweimer; wo die Bai einmündet — wo die Baimündet; Stroh oben — Stroben; wo das Tau aufliegt — wo das Taufliegt.

Noch häufiger werden die Endkonsonanten eines Wortes zum anlautenden Vokal des folgenden Wortes hinübergezogen. Z. B. einen Anker — Einenanker; über einem — übereinem; oben auf — obenauf.

Eine nicht geringere Schwierigkeit bieten die gleichlautenden Konsonanten oder solche, die sich leicht zu einem Doppelkonsonanten verbinden und das Ende resp. den Anfang zweier nacheinanderfolgender Wörter bilden. Z. B. die Hau theilt — die Haut heilt; der Di paßt auf — der Dieb paßt auf; der Schmuck leidet — der Schmuck kleidet; ein He reiter — ein Heer Reiter; der Bli zuckt — der Blitz zuckt; den Ti schieben — den Tisch schieben.

Man merke die Regel: „Wenngleich die Wörter eines Satzes sowie die Silben eines Wortes im Zusammenhang unter einer Exspiration gesprochen werden, so muß doch jedes Wort für sich seinen bestimmten Ansatz und Absatz behalten.“[1]

5. Die deutsche Sprache zählt viele Wörter, welche mit einem stummen e endigen (e, en, er, es usw.). Wird dieses e im Vortrag, namentlich in größeren Räumen verschluckt, so verliert die Rede nicht bloß an Wohlklang, sondern auch an Deutlichkeit. Von manchen nun werden diese Endsilben im lauten Vortrag und noch mehr in der gewöhnlichen Konversation so sehr abgeknappt, daß sie kaum gehört werden; andere fallen in das entgegengesetzte Extrem. Um die letzte Silbe im lauten Vortrag recht hörbar zu machen, dehnen sie das stumme e so sehr, daß es zu einem gedehnten und offenen wird: Allē Menschēn ohnē Ausnahmē müssēn sterbēn. Andere geben aus demselben Grunde der Endsilbe einen höhern und stärkern Ton, nach Art der Skrupulanten in der Konsekrationsformel. Beide Pronuntiationsweisen sind zu verwerfen. Um die Endsilben nicht zu verschlucken, sondern recht hörbar zu machen, spreche man die Endkonsonanten scharf, ohne aber die Silbe selbst in besonderer Weise zu dehnen oder zu betonen.

6. Das Sichüberstürzen,[2] wobei man einzelne Silben verschluckt oder nur unvollkommen ausspricht, kommt her von nervöser Affektion der Sprachorgane oder auch von einer gewissen natürlichen Nachlässigkeit, verbunden mit angeborener Lebhaftigkeit des Geistes, die rasch von einer Idee zur andern übergeht. Natürlich gelten für denjenigen, der an diesem Fehler leidet, noch mehr als für alle andern — außer der Anwendung hygienischer Mittel bei etwaiger permanenter Nervenaffektion —

[1] Vgl. Skraup, Die Kunst des Vortrags, 1894, S. 105 sq.
[2] Vgl. Gondal, Op. cit. L. I. Chap. V. Le bredouillement.

die oben angegebenen Regeln: tüchtige Verwendung der Lippen, der Zunge und der Zähne, Gebrauch der Artikulationskugeln usw. Der Schüler übe sich häufig, langsam, mit Bewußtsein d. h. mit reflexiver Aufmerksamkeit zu sprechen, wiederhole die schwierigen Wörter und Wortverbindungen so lange, bis er sie distinkt aussprechen kann. Ihm gilt das Wort: Patience et longueur de temps font plus que force ni que rage.

Wenn man die Wichtigkeit der guten Artikulation einerseits und die Schwierigkeit derselben anderseits in Erwägung zieht, so gibt man jenem Rezensenten recht, den wir bereits oben angeführt und der also fortfährt: „Und nun fragen wir: Sind die Prediger zahlreich, die zum mindesten während mehrerer Jahre — denn man muß Jahre dafür haben — mit Fleiß und Ausdauer an der Erwerbung einer guten Artikulation gearbeitet haben? Ist wenigstens die Zahl derjenigen groß, welche einen richtigen Begriff von dem haben, was man Artikulation nennt, die überhaupt eine Ahnung davon haben, daß es eine Wissenschaft der Artikulation gibt?"

§ 8. Dritte Eigenschaft: Angenehmer Fluß.

Kanon: Die Aussprache sei angenehm und fließend, nicht schwerfällig, zögernd, stammelnd, aber auch anderseits nicht zu rasch. Darum wende der Redner die geeigneten Mittel an: sorgfältige Präparation des Gegenstandes, andauernde Übung usw., um diesen angenehmen Redefluß, wenigstens soweit es von ihm abhängt, zu erzielen.

I. Erklärung und Bedeutung. — Dem Redner sollen die Wörter wie reine, klare Perlen von den Lippen fallen, ganz und rund, in steter und gesetzmäßiger Reihenfolge. Die Rede soll fließen wie das Wasser aus der Quelle, sprudelnd, leicht und klar, ja manchmal überschäumend, aber immer unaufhaltsam, ohne Zögern und Stocken; und dann wieder soll sie strömen wie die gewaltigen Wasser des Gebirgsflusses, der majestätisch sicher zwischen den Bergen dahinfließt, alles mit sich fortreißend, was er auf seinem Wege antrifft. Das Volk pflegt von einem solchen Redner zu sagen: „Es kommt ihm gut", und will damit eine hervorragende Eigenschaft der Rede bezeichnen.

Ohne diesen angenehmen Redefluß wird es dem Prediger nicht möglich sein, die Zuhörer dauernd zu fesseln oder zu hoher Begeisterung zu führen; ohne diese Eigenschaft wird die Rede eines ihrer ersten Requisite entbehren: des Charakters des Anziehenden und Angenehmen. Um die Kanzel eines Redners, „dem es nicht gut kommt", werden die Gläubigen sich stets nur mit einer gewissen Selbstüberwindung scharen, und es ist gewiß ein böses Omen für den Erfolg einer Predigt, wenn man dieselbe nur mit einer Art Widerwillen anhört. Die Geschichte der Beredsamkeit berichtet uns, was alles Demosthenes getan, um sich diesen

[1] Ami du Clergé, 1900, p. 565.

angenehmen Redefluß anzueignen. Als er zum erstenmal vor dem Volke auftrat, war sein Vortrag so mangelhaft, daß die Zuhörer seiner geradezu spotteten. Seine Stimme war schwach, der Atem kurz, die Aussprache schwerfällig; er hatte sogar die üble Gewohnheit, während des Vortrags die eine Schulter höher zu halten als die andere, was ihm ein ungefälliges Aussehen gab. Und doch hat Demosthenes durch seinen eisernen Fleiß nicht bloß diese Fehler abgelegt, sondern sich auch zu einer solchen Vollendung in der Redekunst erhoben, daß er durch den Zauber seines Wortes und seine gewaltigen Erfolge für einen der größten Redner des Altertums gilt. Das Beispiel des großen attischen Redners steht nicht vereinzelt da weder in der antiken noch in der christlichen Welt.

Doch ist mit dem Fluß der Rede nicht das schnelle Tempo derselben zu verwechseln. Man glaube nicht, dadurch den leichten, angenehmen Redestrom zu erzielen, daß man mit großer Schnelligkeit spricht und über die einzelnen Wörter und Sätze wie im Fluge dahineilt, ohne die gehörigen Pausen einzuhalten oder dem Zuhörer auch nur einen winzigen Moment zum Nachdenken zu lassen. Der Vortrag kann leicht und fließend sein und doch langsam, in großen Räumen sogar verhältnismäßig sehr langsam, freilich nie allzu langsam oder schleppend. Promptum sit os, sagt Quintilian, non praeceps; moderatum, non lentum.

II. Mittel. — 1. Sorgfältige Präparation oder Innehaben der Predigt. — Massillon soll einmal auf die Frage, welche von seinen Predigten er für die beste halte, geantwortet haben: „Jene, welche ich am besten einstudiert hatte.“ Wenn das Gedächtnis die Gedanken und den Ausdruck derselben nicht rasch und leicht dem Redner zur Verfügung stellt, dann muß sich derselbe notwendigerweise unsicher und gehemmt fühlen, und dieses Gefühl der Unsicherheit wird naturgemäß auf die Pronuntiation, ja auf die Haltung, den Gestus und den gesamten Vortrag seine Rückwirkung haben. Wir sagen mit Bedacht: „Die Gedanken und den Ausdruck.“ Es genügt in der Tat nicht, die vorzutragenden Gedanken im Gedächtnisse zu haben, der Redner muß auch den adäquaten Ausdruck derselben, ja eine gewisse Fülle von Ausdrücken besitzen, d. h. um mit den Philosophen zu reden, als scibile actu im Gedächtnis tragen. Der hl. Thomas von Aquin unterscheidet mit Johannes Damascenus die Fähigkeit resp. die Fertigkeit des Begreifens von der des äußern Ausdrucks, und die Erfahrung lehrt, daß die tiefsten Gelehrten nicht immer jene sind, welche das, was sie wissen, am besten zum Ausdruck bringen können.[2]

Des Predigers Fleiß erlahme daher nie. Die Beredsamkeit erkauft sich nur auf Kosten unermüdlicher Tätigkeit, und mancher ist, wie einst Hortensius, von glanzvoller Höhe, auf die ihn sein Fleiß erhoben, herabgesunken, weil er von der ernsten Arbeit abgelassen oder weil er, von der Eigenliebe geblendet, sich derselben überheben zu können glaubte.

---

[1] Summa theologica, I. 79. X ad 5.
[2] Vgl. Hettinger, Aus Welt und Kirche II.

2. Der Redner suche die Vokale und Konsonanten leicht auszusprechen, indem er alle Härte in deren Pronuntiation vermeidet: er lispele nicht in widriger Weise das s, daß es, wie man es mitunter hört, wie ein Summen durch die ganze Predigt geht; er wirble nicht das r im Munde, er spreche nicht das t am Schlusse der Wörter, als ob es ein drei- oder gar vierfaches t wäre usw.

„Damit der Vortrag angenehm sei," sagt Sulzer, „wird erfordert, daß die Konsonanten oder die sog. stummen Buchstaben, zwar genau und vollständig, aber dabei doch leicht und fließend, die Vokale voll und klar, aber ohne Schleppen und Verdrehen ausgesprochen werden. Die Rede wird ungemein rauh und hart, wenn man auf den Konsonanten verweilt und ihnen zuviel Deutlichkeit gibt. Wer die Wörter Grundsatz, nehmen und ähnliche ausspricht, als ob sie wie Gr-r-un-ndßatss, N-n-em-men-n geschrieben wären, der wird mit der schönsten Stimme sehr unangenehm sprechen. Auch ist das Schleppen oder zu lange Ziehen der wohlklingendsten Vokale und um so mehr der minder wohlklingenden zu vermeiden. Man hört zuweilen die Wörter und, Grund und ähnliche so aussprechen, daß das u darin lang und gedehnt wird, wie in dem Worte Huhn. Das Verdrehen der Vokale, als ob sie Diphthonge wären, ist gleichfalls einer der größten Fehler gegen den Wohlklang der Aussprache. Manche sprechen das Wort Hand, als ob es Ho-and geschrieben wäre." [1]

3. Anderseits knappe der Redner die einzelnen Silben und Wörter nicht so ab, als ob er fürchte, denselben die gehörigen Laute zu geben. Manche machen in der Tat beim Lesen oder freien Vortrag den Eindruck, als ob sie es den Hühnern nachtun wollten, welche die Körner in größter Geschwindigkeit vom Boden aufpicken. Die Vokale sollen lang genug gedehnt, die Wörter und Silben zwar scharf artikuliert, aber doch in gefälliger Weise miteinander verbunden werden.

4. Bei andern entbehrt die Rede des angenehmen Flusses, weil sie die Pausen zu sehr ausdehnen, sei es infolge schwachen oder langsamen Gedächtnisses, sei es auch auf Grund der falschen und einseitigen Auffassung, daß nur auf diese Weise das langsame Tempo des Vortrags bewahrt werde. Welche Dauer den einzelnen Redepausen zukommt, wird unten [2] besprochen werden.

5. Unangenehmer wird der Vortrag durch das Stottern. [3] Der Stotternde ist eigentlich nicht Herr über seine Sprachwerkzeuge, im besondern über seine Zunge; bald stößt er an dieser, bald an jener Silbe an, wiederholt den ersten Konsonanten oder auch die ganze Silbe und kommt überhaupt über die einzelnen Silben nur schwer hinaus. Musterbild: d . . der V . . V . . Vaater kommt. Eigentümlich ist, daß viele Stotterer teilweise oder auch vollständig zu stottern aufhören, sobald sie singen oder die Worte nach einem bestimmten Rhythmus aussprechen.

[1] Bei Jungmann, Geistliche Beredsamkeit, 1883. I, S. 598.
[2] § 12. [3] Vgl. Gondal, Op. cit. Lib. I, Ch. IV, le bégaiement.

Das Stottern ist entweder organisch oder kommt von schlechter Angewöhnung her.[1] Ist ersteres der Fall, d. h. beruht das Stottern auf einer Mißbildung der Sprachmuskeln oder auf einer Affektion des Nervensystems, so ist dasselbe nur sehr schwer, vielleicht gar nicht heilbar. Jedenfalls sind hygienische Mittel, mit Konsultierung eines Arztes, in Anwendung zu bringen.

Ist das Stottern nur die Folge schlechter Angewöhnung, so ist die Heilung nicht so schwer. Der Stotternde suche vor allem mit Bewußtsein zu sprechen; er bemühe sich langsam[2] zu reden, übe sich in der scharfen Artikulation einzelner Wörter, spreche die einzelnen Vokale in Verbindung mit den verschiedensten Konsonanten usw. Wenn diese Übungen jeden Tag erneuert werden, so werden sie über die schlimmste Angewöhnung bald oder doch schließlich den Sieg davontragen.

6. Nicht selten tritt auch das Stocken[3] als permanenter Fehler auf. Dieser Fehler besteht darin, daß man infolge schwachen Gedächtnisses, leichter Erregbarkeit oder auch einer nicht abgelegten Angewöhnung aus der Jugendzeit nur mühsam einen angefangenen Satz zu Ende bringt, die Endsilben verlängert, fremde Laute beimischt (e, n, also usw.), sich wiederholt nach Art der Kinder, die eine schlecht gewußte Lektion aufsagen. Wer an diesem Fehler leidet, suche zuerst die Ursache desselben zu entdecken und gehe dann frisch ans Werk. Wenn nicht immer eine vollständige Heilung erzielt wird, so geht doch zum mindesten eine Besserung als Resultat hervor. Doch sei der Patient sich bewußt, daß er nicht gegen die Wiederkehr des Fehlers gefeit ist und darum bis zum Ende seiner rednerischen Laufbahn auf der Hut sein muß.

7. Manchmal wird der Vortrag müde und schwerfällig, weil der Redner es nicht versteht, zur rechten Zeit und in der rechten Weise zu atmen oder weil er seine physischen Kräfte während des Redens allzu sehr aufwendet. Die menschliche Kraft ist begrenzt und in den meisten Fällen durch große Anstrengung bald erschöpft; daher spreche der Redner nie mit dem ganzen Aufwande seiner Brustkraft und beobachte genau die oben für das Atemholen aufgestellten Regeln. „Jeder Künstler, der sich ermüdet," sagt Talma, „ist ein mittelmäßiger Künstler. Man höre einen Dilettanten, selbst wenn er über ein ausgezeichnetes Organ verfügt: Er fängt meisterhaft an, aber sein übereilter Vortrag ist zuletzt unverständlich; er endigt mit seiner Erzählung keuchend, erschöpft oder selbst heulend, nachdem er sich unterbrochen, um wie ein Ochs Atem zu holen."[4]

8. Für die Vollendung des Redeflusses, für jenen Zauber des dahinströmenden Wortes, der so angenehm wirkt und immer einen so

---

[1] In Frankreich sollen nicht weniger als 1300000 stotternde Personen sein, davon $^9/_{10}$ vom männlichen Geschlecht, mehr auf dem Lande als in den Städten.

[2] Das Stottern, sagt Castellar (Op. cit. p. 22), ist zum öftesten der Fehler jener Personen, welche zu schnell sprechen wollen. Man kann von einem leichten Stottern geheilt werden, wenn man sich gewöhnt, sehr langsam zu sprechen.

[3] Vgl. Gondal, Op. cit., Lib. I, Chap. VI, le balbutiement.

[4] Vgl. Legouvé, L'art de la lecture.

wohltuenden Eindruck auf die Zuhörer macht, ist freilich und zwar nicht an letzter Stelle eine gute, metallreiche, klare, biegsame Stimme erfordert, die voll und hell ertönt und mit Leichtigkeit von einem Ton zum andern übergeht. Ein solches Stimmorgan steht nicht jedermann zur Verfügung. Wenn die Stimme rauh, heiser, singend, hölzern, spitzig, schneidend oder gar gellend ist, dann kann sie dem Ohr des Zuhörers wenig Angenehmes oder Einschmeichelndes bieten.[1] Allein auch hier läßt sich durch Fleiß und Vorsicht nicht nur das Empfangene sicherer bewahren, sondern manches Fehlende allmählich ersetzen und Unschickliches abgewöhnen. Die Mittel dafür sind bereits angegeben worden.[2]

§ 9. Vierte Eigenschaft: Richtige Accentuation.

Kanon: Der Vortrag sei verständnisvoll, d. h. man gebe jedem Wort oder Ausdruck den ihm zukommenden Accent, indem man das im Satz hervorhebt, was hervorgehoben werden soll. Von der guten Accentuation hängt nicht nur die volle Verständlichkeit, sondern auch die Schönheit und Kraft der Rede ab. Man hüte sich indes nicht bloß vor dem Mangel an jeglichem Nachdruck, sondern auch vor einer unrichtigen Accentuationsweise, ja vor dem Übermaß in dieser Hinsicht. Im besondern habe man acht auf die Gegensätze.

I. Begriff. — Aus der Grammatik ist bekannt, daß alle im Satze vorkommenden Elemente sich reduzieren auf Subjekt, Prädikat, Zeitwort und Ergänzung. Diese vier Elemente haben in keiner, auch der kleinsten Wortverbindung denselben Wert. In jedem Satze findet sich wenigstens eine Idee ausgedrückt, welche eine größere Wichtigkeit als die andere hat und darum im Vortrag naturgemäß ein phonetisches Äquivalent erhalten muß. Das Wort, dem diese größere Wichtigkeit zukommt, heißt Haupt- oder Accentwort;[3] in der Schrift ist dasselbe manchmal durch abstechenden Druck hervorgehoben. Der besondere Ausdruck, den das Hauptwort in der Rede hat, heißt Accent. Die Accentuation geschieht dadurch, daß man das hervorzuhebende Wort durch veränderte Tonstärke oder durch veränderte Tonhöhe oder durch veränderte Tonstärke und Tonhöhe zugleich hervortreten läßt.

Wenn die relative Wichtigkeit eines jeden dieser vier Elemente ein für allemal fixiert wäre, wenn es z. B. von vornherein feststände, daß etwa dem Subjekt jedesmal die erste Rolle zukomme, dem Prädikat die zweite usw., so wäre die Auffindung des jedesmaligen Hauptwortes ein leichtes Spiel: Diese Auffindung wäre nur eine Frage der grammatischen Analyse. Allein dem ist nicht so. Die Wichtigkeit eines jeden

[1] Cicero sagt von der Stimme: Vox primum est optanda nobis, deinde, quaecumque erit, ea tuenda . . . ad vocem obtinendam nihil est utilius, quam crebra mutatio; nihil perniciosius, quam effusa sine intermissione contentio. (De Orat. l. 3. c. 60.)

[2] § 5. [3] Die französische Sprache nennt es mot de valeur.

Wortes hängt ab von der Idee, welche es zur Darstellung bringen soll, und es gibt kein Element im Satz, welches je nach dem Gedanken des Redners oder Schriftstellers nicht den Accent haben könnte.

Bald ist es das Subjekt: z. B. Die Art und Weise zu geben ist besser als das Geben selbst.

Bald ist es das Prädikat: z. B. Gott ist groß; er ist der Herr.

Bald ist es das Verbum: z. B. Er suchte die Feinde zu umzingeln.

Bald ist es die Ergänzung eines der genannten Elemente: z. B. Die rote Farbe ist das Symbol der Liebe und des Martyriums. Die Nachricht von dem Siege hat die ganze Nation mit gewaltiger Freude erfüllt.

Ja derselbe Satz läßt, je nach der Idee des Sprechenden, die verschiedenste Accentuation zu, indem bald das eine, bald das andere Element hervorgehoben wird. Ein Beispiel soll folgendes Sätzchen liefern: „Wir sind nun Kinder Gottes." Je nach dem Gedanken des Sprechenden, d. h. je nachdem er das eine oder das andere Element hervorgehoben wissen will, kann ein jedes der fünf, das Sätzchen ausmachenden Wörter den Nachdruck haben. Bald ist es das Subjekt: Wir; bald das Verbum: sind usw.

Es wäre ein Irrtum zu glauben, alle übrigen Wörter des Satzes hätten dieselbe Betonung; auch hier besteht eine gewisse Rangordnung, insofern dem einen vor dem andern der Nebenaccent zukommt.

Aufgabe des Lektors oder Redners ist es also, jenes Element im Satz hervorzuheben, das hervorgehoben werden soll, d. h. die richtigen Haupt- und Nebenaccente zu treffen. Das ist freilich eine Sache des richtigen Taktes und des Verständnisses und ist schwieriger, als mancher von vornherein glauben möchte.

II. Bedeutung. — Die richtige Verteilung des oratorischen Accentes ist vor allem wichtig für das Verständnis des Vortrags. Legt man auf kein Wort einen besondern Nachdruck, so wird die Rede in hohem Maße schwerfällig, monoton und ermüdend; auch wird der Sinn häufig ungewiß; wenigstens wird das Verständnis des Satzes, besonders für den weniger gebildeten Zuhörer sehr erschwert.

Legt man den Accent auf das unrechte Wort, so wird der Sinn häufig ein vollständig anderer. Das einfachste Sätzchen, etwa: Der Vater kommt, liefert den Beweis dafür. Betonen wir den Artikel, so wollen wir damit einen bestimmten Vater zum Unterschiede von andern Vätern bezeichnen.

Wenn wir ausdrücken wollen, daß der Vater und nicht etwa die Mutter oder der Onkel kommt, so geben wir dem Worte Vater die Betonung.

Wollen wir ausdrücken, daß der Vater nicht etwa fortgeht, sondern kommt, so wird das letzte Wort betont.

Noch deutlicher tritt der Unterschied hervor, wenn es sich um einen Fragesatz handelt, auf welchen man eine Antwort erwartet. Die Frage: Ist Luzifer ein Engel? umfaßt zwar nur wenige Worte, und doch weiß

jeder Katechet, daß er von dem Kinde nicht weniger als 3 verschiedene Antworten erhalten kann, je nachdem er das eine oder andere Wort in diesem Fragesätzchen betont.

Legt er den Nachdruck auf das erste Wort der Frage, so lautet die Antwort: Nein, Luzifer ist kein Engel, sondern er war ein Engel.

Betont er das zweite Wort, so wird die Antwort sein: Nein, nicht Luzifer ist ein Engel, sondern Gabriel, Raphael usw.

Spricht er die Frage aus: Ist Luzifer ein Engel? so wird er zur Antwort erhalten: Nein, er ist kein Engel, sondern ein Teufel.

In Gedanken, die geeignet sind auf das Gemüt einzuwirken, kommt ein anderes Moment hinzu. Nicht selten nämlich hängt die Hervorhebung des Motivs gerade von der Betonung des Satzes ab, indem die intellektuelle Auffassung und darum die Einwirkung auf das Gemüt durch den oratorischen Accent wesentlich bestimmt wird. „Je nachdem man ein anderes Wort durch den Accent hervorhebt, stellt sich der Gedanke der Seele von einer ganz andern Seite, unter einem ganz andern Gesichtspunkte dar, und wirkt darum auch in ganz anderer Weise. Um das anschaulich zu machen, erinnert Blair an die Worte des Herrn: „Judas, verrätst du den Sohn des Menschen mit einem Kuß?" Die Betonung: „Verrätst du . . ." würde die Schändlichkeit einer so hinterlistigen und treulosen Handlung, wie der Verrat ist, hervorheben; „verrätst du den Sohn des Menschen . . ." den Widerspruch zwischen einer solchen Tat und dem Verhältnis des Apostels zu seinem Meister; „verrätst du den Sohn des Menschen mit einem Kuß?" das Frevelhafte der Tat gegenüber dem persönlichen Charakter des Herrn; endlich „verrätst du den Sohn des Menschen mit einem Kuß?" würde die Schändlichkeit eines Verfahrens fühlbar machen, welches das Zeichen der Liebe und des Friedens zu einem Mittel der Treulosigkeit und des Verrats mißbraucht."[1]

Welchen Eindruck auf das Gemüt mag dann wohl ein Vortrag haben, der in einförmiger Weise, ohne Accentuation, müde und halbtot sich dahinschleppt? Man vergleiche zwei Prediger, von denen der eine das Evangelium mit genauer, markanter Betonung, der andere in monotoner und darum anscheinend gleichgültiger Weise abliest. Wie verständlich, nachdrucksvoll und schön ist die Lesung des erstern; wie matt und schwach, oberflächlich und einschläfernd die Lektüre des letztern. Der erste macht den Eindruck eines Menschen, der denkt und fühlt und sich um den Gegenstand interessiert; der andere ruft in den Gläubigen leicht den entgegengesetzten Eindruck hervor.

Wir haben mit Absicht dieses Beispiel gewählt, weil vielleicht nirgends inbezug auf Accentuation (und die übrigen Eigenschaften des Vortrags) mehr gefehlt wird, als bei der Verlesung des sonntäglichen Evangeliums. Oder sollen wir ein zweites Beispiel hinzufügen, so wären es die Gebete, die in lateinischer oder deutscher Sprache vom Altare oder von der Kanzel aus rezitiert werden.

---

[1] Bei Jungmann, Geistliche Beredsamkeit, 1883, I, S. 594.

Wirft es zudem nicht ein schiefes Licht auf die Intelligenz des Lektors oder Redners, wenn er auch nur ein Wort, etwa einen Gegensatz, dessen Hervorhebung alle erwarten, im Vortrag nicht markiert, geschweige denn, wenn er nach Art einer Klapper oder Mühle in stetem Einerlei Silben auf Silben und Wörter auf Wörter, ohne Accentuierung der einen vor den andern, folgen läßt?

III. Zu vermeidende Fehler. — Es ist also ein dreifacher Fehler, vor dem man sich inbezug auf Accentuation zu hüten hat.

1. Der Mangel an oratorischem Nachdruck. Dieser Fehler kommt weniger im öffentlichen Vortrag als in der öffentlichen Lesung vor. Eine nichtaccentuierte Lektüre wirkt immer wenigstens sehr ermüdend.

2. Die unrichtige Accentuierung. Der sog. Predigerton, von dem unten die Rede sein wird, hat zum guten Teil seinen Grund in der unnatürlichen Accentuierung einzelner Wörter im Satz.

Manche haben die Gewohnheit, beständig die verneinenden Wörter „nicht", „kein", „niemals" zu betonen. Diese Pronuntiationsweise ist falsch. Zwar gibt es Fälle, wo das verneinende Wort den oratorischen Nachdruck bekommt, allein es gibt sicher noch mehr Fälle, wo es ganz in den Hintergrund tritt.

Andere pflegen den Artikel zu accentuieren, so oft er mit einem Substantiv in Verbindung steht, auf das ein Relativum folgt. Z. B. Der Berg, von dem wir eben gesprochen haben, war mit ewigem Schnee bedeckt. Auch das ist falsch. Man betont nur dann den Artikel, wenn er einen bestimmten Gegenstand zum Unterschied von einem andern derselben Art bezeichnen soll, mit andern Worten, wenn der Artikel soviel heißt als „dieser" oder „jener" und mit „der andere" in Gegensatz steht oder als solcher gedacht wird. Z. B. Der Berg ist es, den ich meine (nicht der anderere).

3. Das Übermaß in der Accentuation. — Diese betrifft sowohl die numerische Quantität als die Qualität des oratorischen Accents. Betont der Vortragende zu viel, will er zu viele Wörter des Satzes durch den Accent hervorheben, so hat die Betonung keinen oder fast keinen Wert mehr. Das Einzelne verliert auch hier durch die Menge an Bedeutung. Es ist gerade soviel, als wenn man alle Zeilen eines längern Abschnitts mit gesperrter Schrift drucken ließe, d. h. der Zuhörer resp. der Leser beachtet den Unterschied nicht mehr.

Unangenehm wird auch der Vortrag, wenn die hervorzuhebenden Wörter mit zu großer Tonstärke ausgesprochen werden, und noch mehr, wenn dieselben eine zu große Tonerhebung den andern gegenüber erhalten.

Richtiger Geschmack, verbunden mit Beobachtung und Übung muß einen jeden das Richtige lehren.

IV. Nähere Regeln. — Wollte man versuchen, für die einzelnen, den Hauptaccent oder gar die Nebenaccente betreffenden Fälle besondere Regeln aufzustellen, so würde man das Unmögliche wagen. Es sollen hier nur einige Bemerkungen folgen, die geeignet sind, dem Schüler die

Auffindung der Accentwörter in bestimmten Fällen zu erleichtern, die ihm zugleich in den beigefügten Beispielen die Gelegenheit bieten, sich in einer scharfen, markanten Accentuation zu üben.

1. Die Interjektionen und Apostrophen sind Accentwörter, weil sie eigentlich für sich allein einen Satz bilden und eine Idee oder einen Aufruf der Seele zusammenfassen.

Z. B. Ja, wir erklären uns bereit dazu.

Nein, das werden wir nie zulassen.

Ach! wie dauert mich das arme Kind.

Wahrhaftig! er hatte nicht umsonst gehofft.

Dahin ist es also mit dir gekommen, o mein Sohn.

O mein Vater, mein Vater, rief er mit tränenerstickter Stimme aus.

2. Die zusammenfassenden Wörter: alle, alles, jeder usw., welche am Schlusse einer Aufzählung stehen, sind Accentwörter, weil sie alles Vorhergehende in einem Ausdruck konzentrieren.

Z. B. Die Berge und Täler, die Flüsse und Ströme, die Pflanzen und Kräuter, die Tiere und Menschen: alles soll dir, o Gott, Lob und Ehre bringen.

3. Die Ellipsen haben den Zweck, den Hauptgedanken mit Hinweglassung alles Nebensächlichen hervorzuheben, und haben darum naturgemäß den Accent.

Z. B. Die Christen, Aufrührer! d. h. die Christen sollen Aufrührer sein!

Aus dem angegebenen Grunde wird auch jenes Wort accentuiert, das als Antwort statt eines ganzen Satzes steht.

Z. B. Was ist es, das Gott für alle diese Wohltaten von euch fordert? — Euer Herz.

4. Jede Abweichung von der gewöhnlichen Wortstellung fordert aus naheliegenden Gründen den Accent für die versetzten Worte.

Z. B. Einen Menschen suche ich, der weise ist in seinen Worten und tugendhaft in seinem Handeln.

Kinder Abrahams seid ihr; schändet das Blut Abrahams nicht, das in euren Adern rollt.

Ferne ist der Herr von den Gottlosen.

5. Da die Ergänzung den Sinn des einfachen Satzes vervollständigen soll, so kommt ihr als solcher eine besondere Wichtigkeit zu, und darum drängt sie nicht selten das von ihr bestimmte Wort an die zweite Stelle zurück und wird damit selbst Accentwort.

a) So erhält das Qualifikativum einen höhern Wert gegenüber seinem Substantiv:

Er übte eine unumschränkte Macht aus.

Er konnte nicht den geringsten Widerstand ertragen.

O furchtbare Wahrheit, die auch ein Herz von Stein erweichen könnte.

EXLIBRIS PROV
PRO OTH

b) Das Adverb wird Accentwort gegenüber dem Worte, das es begleitet:

Du kommst sehr spät.
Er ist in allem äußerst langsam.
Selten findet man einen wahren Freund.
Da droben werden wir uns wiedersehen.

c) Gewöhnlich hat auch der direkte oder indirekt regierte Fall höhern Wert als das Verbum, von dem er abhängt:

Die Zwietracht säet in alle Herzen ein todbringendes Gift.
Er hat hundert Jahre gelebt.
Herr, gib ihm die ewige Ruhe.

6. Selbst die Bindewörter (indessen, aber, entweder — oder, weder — noch, übrigens, alsdann, nun aber usw.) fordern manchmal eine stärkere oder höhere Betonung. Dieselben haben in der Tat nicht selten eine so ausgesprochene Bedeutung, daß man sie nur auszusprechen braucht, um gleich den ganzen Satz, der durch sie eingeleitet wird, dem Geiste vorzuführen:

Ich möchte das gerne tun, aber —
Ich verstehe, allein —
Ich werde kommen, wenn —

7. Vielleicht die größte Aufmerksamkeit verdienen inbezug auf Accentuation die Gegensätze. Jedes Wort, das einem andern Worte dem Sinne nach entgegengesetzt wird, erhält den Accent, gleichviel ob der Gegensatz ausgesprochen oder gedacht ist.

Z. B. Der Vater kommt nicht, es kommt die Mutter.
Ob er eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben ist, weiß man nicht.
Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.
Es ist also nur ein Vater, nicht drei Väter, nur ein Sohn, nicht drei Söhne usw.

Eine besondere Schwierigkeit bietet sich hier, wenn mehrere Wörter desselben Satzes zueinander in Gegensatz treten oder zu treten scheinen. Stehen dieselben in einer wirklichen Gegenstellung, so werden sie alle betont, wenngleich nicht in demselben Maße:

Dem Vater **gleich** der Gottheit nach, geringer als der Vater der Menschheit nach.
Auf der einen Seite die Gerechten, auf der andern Seite die Gottlosen.

Häufig aber wird nur ein Wort dem andern in Wirklichkeit gegenübergestellt und darum auch bloß accentuiert.

Z. B. Der Vater kommt, die Mutter geht.
Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach.

Dem grammatischen Tonverhältnis entsprechend, werden hier nur die Handlungen resp. die Eigenschaften einander gegenübergestellt und darum accentuiert. Damit man von diesem grammatikalischen Tonverhältnis

5198

abweiche und auf die Subjekte den Nachdruck lege, ist ein besonderer Grund erfordert. Würde z. B. jemand behaupten, der Vater gehe und die Mutter komme, so müßte man in dieser Weise betonen: Der Vater kommt, die Mutter geht. Würde jemand, die Worte des Herrn leugnend, einwerfen, der Geist sei schwach, aber das Fleisch willig, so müßte man erwidern: Der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach.

8. Mehrere Wörter, die zusammen eine Begriffseinheit bilden, werden gemeinsam betont.

Z. B. Das blaue Veilchen ist schön.

Stehen die Wörter in ihrem grammatikalischen Tonverhältnis, d. h. soll dem Satz kein anderer als der aus den Wörtern hervorgehende Sinn gegeben werden, so erhalten die Wörter blau und Veilchen denselben Ton; denn nach der gewöhnlichen Auffassung ist das Veilchen immer blau. Nur infolge eines speziellen Grundes würden jene beiden Wörter eine verschiedene Betonung erhalten. Würde z. B. jemand gefragt haben: Welche von diesen blauen Blumen ist schön? so würden wir Veilchen betonen. Ebenso würde das Wort blau betont werden, wenn wir das blaue Veilchen etwa von einem weißen unterscheiden wollten.

Darum wäre es ungereimt, wenn man (ohne besondern Anlaß) sagen würde: Der göttliche Heiland, die seligste Jungfrau usw. Und doch ist hinwiederum, wenn die Begriffseinheit mehrere Wörter umfaßt, leicht ein Unterschied in der Accentuation wahrzunehmen, indem jene Wörter, welche dem Hauptbegriff am nächsten kommen oder ihn allein ausdrücken, am meisten hervorgehoben werden.[1]

Z. B. Die Tage des Glanzes sind vorüber.

Das geängstigte, fürchtende Herz.

Unnütz und sogar gefährlich wäre es, weitere Regeln für die Verstandesbetonung[2] aufzustellen, da schon die gegebenen schlecht verstanden oder auch von einer individualisierenden Vortragsweise angefochten werden können.[3]

Nur zwei allgemeine Regeln sollen noch folgen:

1. Man suche den vorzutragenden Satz gut zu verstehen, dessen Sinn, Zweck und Bedeutung klar und vollständig zu erfassen. Nur unter dieser Bedingung wird man sicher sein können, für jedes Wort die richtige Betonung zu treffen.

Verstehen heißt nicht bloß Töne hören, nicht bloß Worte auffassen, sondern in den Sinn des Vorgetragenen eindringen. Die beiden ersten Momente können vorhanden sein, ohne daß das letztere damit verbunden ist.

---

[1] Vgl. Skraup, Op. cit. S. 158.

[2] Von der Betonung, insofern sich in derselben nicht nur der grammatische Bau des Satzes spiegelt, sondern insofern sie auch ein wesentliches Mittel zum Ausdruck unserer Empfindung ist und Empfindungsbetonung heißt, wird unten geredet werden. Übrigens sind, wie aus der dargelegten Doktrin hervorgeht, diese beiden Betonungsarten näher miteinander verwandt, als die Namen ausdrücken möchten.

[3] Über die Gradation und die Klimax siehe unten § 15.

Das vorzüglichste Mittel aber, die Zuhörer in den Sinn der Worte einzuführen, besteht auf seiten des Vortragenden darin, daß er selbst den Sinn zuerst richtig erfaßt und ihn verständnisvoll vorträgt. Dazu ist freilich Intelligenz und Urteilskraft, nicht selten auch — bei der öffentlichen Lektüre — gehörige Vorbereitung erfordert. Der Anfänger darf hierbei die hervorzuhebenden Wörter mit entsprechenden Zeichen unterstreichen, etwa die Hauptwörter mit einem längeren, die Accentwörter zweiten Ranges mit einem kürzeren Strich. „Würde diese Aufmerksamkeit häufiger angewendet," sagt Blair, „würde dieser Teil der Pronuntiation mit größerem Fleiße vorbereitet, statt daß man, wie es meistens geschieht, erst während man redet, daran dächte, so müßte sich eine solche Mühe durch eine besonders vorteilhafte Wirkung auf die Zuhörer reichlich lohnen."[1]

2. Je mehr wir ein Wort in das Verständnis bringen wollen, desto stärker werden wir es betonen. Für minder starke Betonungen reicht Tonverstärkung aus; dort, wo ein Übermaß von Kraft störend würde, suchen wir mit der verstärkten Betonung die Tonhebung zu verbinden.

§ 10. Fünfte Eigenschaft: Richtige Kadenzierung.

Kanon: Die Rede sei gut kadenziert, d. h. man gebe jedem Satz und Satzteil die ihm zukommende Kadenz. Dieselbe gibt dem Vortrag nicht bloß Natürlichkeit, Kraft und Nachdruck, sie ist auch in manchen Fällen zum Verständnis des Vorzutragenden notwendig. Am meisten Schwierigkeit bietet das Komma. Übrigens gilt als erste Regel zur richtigen Flexion des Aussage-, Frage-, Ausrufsatzes usw.: Beobachte die Natur und folge ihr.

I. Arten der Kadenzen. — Die Interpunktionszeichen haben nicht bloß den Zweck, die Pausen mit der ihnen entsprechenden Zeitdauer anzuzeigen, sie sollen auch die Stimmbewegungen andeuten, die am Ende eines Satzes oder Satzgliedes zu machen sind. Man unterscheidet nach den Sprachlehrern eine dreifache Stimmbewegung oder Finalton am Ende der Sätze oder Satzteile: den fallenden, steigenden und schwebenden Ton. Ein und derselbe Satz kann, ohne daß die äußere Form desselben geändert wird, wenigstens zwei dieser Stimmbiegungen haben, z. B.: Ich werde in den Himmel eingehen.(?)[2] Man füge einen kleinen Satzteil hinzu, z. B. „und dort Gott schauen", und auch die dritte Art der Stimmbewegungen ist gegeben.

Die fallende Stimmbewegung — Kadenz im eigentlichen Sinne — ist wieder eine größere oder kleinere, je nachdem sie den Satz ganz oder bloß teilweise abschließt, so daß wir einen vierfachen Finalton vor uns haben: den steigenden, schwebenden, tieffallenden und halbtieffallenden Ton.

Die Stimmsenkung beginnt immer mit dem letzten Accentwort. Manchmal ist dieses das letzte Wort des Satzes, manchmal das vorletzte,

[1] Bei Jungmann, loc. cit.

[2] D. h. das erste Mal als Aussagesatz, das zweite Mal als Fragesatz.

drittletzte; in andern Fällen steht es noch weiter zurück. Man vergleiche unter diesem Gesichtspunkt die beiden Sätzchen: Diese Familie ist glücklich. — Glücklich ist diese Familie. In dem einen Falle trifft die Kadenz mit dem letzten Wort zusammen, in dem andern beginnt sie mit dem ersten.

II. Zweck und Bedeutung der Kadenzen. — Man kann nicht behaupten, daß die Kadenzen am Schluß des Satzes oder Satzteiles von unbedingter Notwendigkeit seien. Die vielen Gesänge, welche auf demselben Tone rezitiert, die Gebete, welche oft ohne jede Stimmbewegung gesprochen und doch verstanden werden, würden das Gegenteil beweisen. In manchen Kommunitäten besteht die Gewohnheit, die Lesung bei Tisch recto tono, ohne jede Variation und Kadenz zu machen. Diese Art der Lektüre stellt freilich weniger Anforderungen an die Intelligenz und Vorbereitung des Lektors, allein desto größer sind die Ansprüche, welche sie an den Bildungsgrad und die Aufmerksamkeit der Hörenden macht, und als Muster einer vollkommenen Lesung wird sie nie gelten können.

Indes, wenngleich die verschiedenartigen Modulationen der Stimme zum Verständnis des Vortrags nicht gerade unbedingt notwendig sind, so tragen sie doch wenigstens sehr viel zum Verständnis desselben bei.

Ohne die von der Natur geforderten Stimmbewegungen bleibt überdies der Vortrag ohne Kraft, ohne Leben, ohne Schönheit, ohne Nachdruck. „Was am meisten ergreifen sollte," sagt Gondal,[1] „bewegt gar nicht, weil es immer in derselben Weise vorgetragen wird."

Wie leicht auch eine unrichtige Kadenz zu einem Mißverständnisse führt, wie leicht man hinwiederum durch die Mutation der Kadenz dem Satze einen andern Sinn geben kann, zeigen folgende Beispiele:

Dieses Sakrament (Taufe) ist es, welches der Seele die heiligmachende Gnade mitteilt, wodurch sie Gott ähnlich, ein Kind Gottes und ein Erbe des Himmels wird.

Auf welches Wort bezieht sich das Relativpronomen „wodurch"? Auf Sakrament oder auf heiligmachende Gnade? Verbindet man mit dem Worte „mitteilt" den schwebenden oder aufsteigenden Satzton, so bezieht sich der nachfolgende Relativsatz auf „Gnade"; macht man bei dem genannten Worte eine absteigende Kadenz (wobei freilich auch die Pause etwas länger angehalten wird), so muß das nachfolgende auf „Sakrament" bezogen werden.

Beispielen dieser Art begegnet man öfters:

Nichts finden wir in der Welt als Gefahren für unsere Unschuld, als Veranlassung zur Erschlaffung, Kälte und Abneigung für die Tugend.

Ein andermal wird der Zuhörer beim Anhören einer Lektüre infolge einer falschen Kadenz förmlich getäuscht, indem er einen Satz für abgeschlossen hält, der es nicht ist.

Wird wohl unser Geld ausreichen, um auf längere Zeit das notwendige Getreide zu kaufen?

[1] Op. cit p. 262.

Sehr leicht ist auch bei der monotonen Lesung die Verwechselung des Fragesatzes mit einem Aussagesatz.

Du bist in der Kirche gewesen.(?) Ihr seid gute Christen.(?) Letzteres Sätzchen enthält in dem einen Falle ein Lob, in dem andern einen Vorwurf.

III. Gebrauch der einzelnen Arten. — Die Natur selbst ist es, welche uns den richtigen Ton der Stimme bei den einzelnen Sätzen und Interpunktionszeichen lehrt. Unter Natur verstehen wir die Art und Weise, in welcher wir reden, wenn wir in einem ernsten und wichtigen Gespräch mit andern begriffen sind.

Indes wollen wir doch einige Regeln aufstellen, die der Natur selbst abgelauscht sind und die dem Schüler ebensoviele Anhaltspunkte bieten sollen, um desto sicherer und leichter das zu treffen, worauf ihn die Natur hinweist.

a) Aussagesatz. Für den Aussagesatz gilt die Regel: Der tiefe fallende Ton schließt den Gedanken ganz ab; die halbtiefe Kadenz schließt ihn nur halb ab; der schwebende Ton zeigt an, daß der Gedanke noch nicht zu Ende ist und eine Ergänzung erhält; um in markanter Weise auf etwas Nachfolgendes hinzuweisen, wird in manchen Fällen die Stimme in die Höhe gehoben. — Die Frage hat einen noch höheren Ton.

Diese in der Natur begründete Regel detailliert sich wie folgt:

α) Punkt und Semikolon. Den tiefen Tonfall hat der Punkt, einen weniger tiefen das Komma. Aufgabe des Vortragenden ist es, in jedem Satze jenes Wort ausfindig zu machen, auf welchem die Kadenz resp. der Kadenzanfang eintritt. Wie bereits bemerkt, ist es das letzte Accentwort.

Manche haben die unausstehliche Gewohnheit, die Kadenz immer auf dem letzten Worte eintreten zu lassen. Infolgedessen ist in den wenigen Fällen, wo der Accent mit dem letzten Wort zusammentrifft, die Kadenzierung richtig, in allen übrigen, d. h. in den meisten wird sie falsch. Besonders unnatürlich ist die Kadenzierung, wenn sie auf einem Hilfsverbum der Zeit (sein, haben, werden) oder des Modus (dürfen, müssen, können, sollen, mögen, lassen, wollen) gemacht wird. Denn nie haben diese Wörter den Accent, sie müßten denn ausnahmsweise als besondere Gegensätze hervorzuheben sein.

Man lese richtig:

Es tut mir leid, dich beleidigt zu haben.

Auf dem Bette lag ein Kranker, der von einem Balken schwer verletzt worden war.

Das ist das einzige, was für uns Wert haben kann.

So traurig war die Lage der Menschen im Heidentum, daß man es für ein Glück hielt, nicht geboren worden zu sein.

Seine Charaktergröße war so imposant, daß die geringen Schattenseiten, die sich an ihm noch zeigten, nicht in Betracht kommen konnten.

Alle diese Abläſſe ſollen den armen Seelen zugewendet werden können.

Auch das vermied er, um ſeinen Freund nicht im geringſten in Verlegenheit zu bringen.

Es iſt uns kein anderer Name gegeben, in dem wir ſelig werden ſollen.

Die kirchlichen Bußen ſind heute ſo ſehr abgeſchwächt, daß ſie in keiner Hinſicht ſtrenge genannt werden können.

β) Komma. — Zwar iſt die Pauſe des Komma gewöhnlich verſchieden von der des Semikolon; allein die Kadenz, welche in beſtimmten Fällen beim Komma eintritt, unterſcheidet ſich nicht von der des Strichpunktes.

Vor dem Komma wird eine kleine Kadenz gemacht:

1. Wenn dasſelbe längere Hauptſätze voneinander trennt:

Z. B. Zum Kampfe ſtellen ſich die Könige der Erde auf, und die Fürſten haben Bund geſchloſſen wider den Herrn und ſeinen Geſalbten.

Du haſt mir verſchafft mein Recht und mein Gebühr, du ſaßeſt auf dem Richterſtuhle, ein gerechter Richter.

2. Vor gleichartigen koordinierten längern Nebenſätzen, vor gleichartigen längern Attributen oder Ideengliedern, die ſich auf denſelben Begriff beziehen.

Z. B. Der Glaube ſagt uns, daß vom Augenblick des Todes das ewige Los eines jeden abhängt, ſei es Himmel oder Hölle, daß es nach dieſem Leben keine Rückkehr mehr gibt und daß dieſer erſchütternde Augenblick ſchon vielleicht nach einigen Stunden für uns kommt, daß vor dem Richterſtuhle Gottes nur eines zu unſern Gunſten oder Ungunſten in die Wagſchale fallen wird, ob wir nämlich ein gutes oder ſchlechtes Leben geführt haben.

Mit einem einzigen Strich ſtellt uns hier der Hl. Geiſt alles dar, was Gott an Gnaden in Mariens Herz ausgegoſſen hat, alles, was ſich Großes denken läßt in den Geheimniſſen, die an ihr ſich vollzogen haben, alles, was es in ihrem ganzen Leben der höchſten Bewunderung Würdiges gibt (Fenelon).

So ſchüttele auch du die Schlange ab in das Feuer der hl. Liebe, die der Gekreuzigte auf Erden entzündet hat, die da iſt geduldig, ſanftmütig, ergeben, die alles hinnimmt und alles erträgt und alles vergißt und Böſes mit Gutem vergilt.

Dieſe Regel gilt auch für die der Form nach verkürzten Haupt- und Nebenſätze.

Suchet ihr bei einem Manne die Größe des Charakters, ihr findet ſie bei Vincenz, die Heiligkeit, den Adel der Seele, den Reichtum der Taten, ihr findet ſie bei Vincenz.

Jahrelang hat er in der treueſten Weiſe das ihm übertragene Amt verwaltet, und zwar unter den ſchwierigſten Verhältniſſen.

Sind die Haupt- und Nebenſätze oder Ideenglieder ſehr kurz, ſo tritt keine Kadenz ein, ſind ſie länger, ſo bleibt es dem Lektor oder Redner anheimgeſtellt, dieſelben zu kadenzieren oder nicht, um ſo mehr,

da die Länge und Kürze eines Satzes ein relativer Begriff ist und auch inbezug auf die Interpunktion (Semikolon oder Komma) der Willkür ein gewisser Spielraum überlassen ist. Persönliches Empfinden oder auch die Absicht, solche kürzere Sätze hervorzuheben, können für das Eintreten der Kadenz in die Wagschale fallen.

Besteht der Satz aus vielen kleinern Ideengliedern, so mache man, um die Monotonie zu brechen, nach dem 2. oder 3. oder 4. Gliede eine kleine Kadenz, je nach der Dauer und Bedeutung derselben.

Z. B. Glücklich der Christ, der es versteht, sich zu freuen ohne Zerstreutheit, zu trauern ohne Niedergeschlagenheit, zu wünschen ohne Unruhe, zu erwerben ohne Ungerechtigkeit, zu besitzen ohne Stolz, zu verlieren ohne Schmerz (Fléchier).

Er war edelmütig, prächtig, uneigennützig bis zum Vergessen seiner selbst, verbindlich gegen alle Menschen, voll Ehrliebe, seinem Worte getreu, in seinen Neigungen beständig, für seine Freunde tätig, edel gegen seine Feinde, heldenmütig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung und bei aller Liberalität der Gesinnung furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Gesetzes.

In diesem und andern dergl. Beispielen empfinden wir das Ganze als eine Reihe zusammengezogener Sätze, die das Subjekt und das Verbum finitum gemeinsam haben.[1]

3. Vor längern nachfolgenden Nebensätzen, die nur in einem losen Verhältnis zum Hauptsatz stehen, so daß sie füglich einem Hauptsatz gleichgestellt werden können.

Z. B. Es gibt Irrtümer, die sich durch ganze Jahrzehnte hindurchschleppen, während andere Irrtümer gleichsam auf frischer Tat ertappt werden und ihr Wesen sofort offenbaren müssen. Zu den letztern gehören die Irrtümer in Unterrichtssachen, weil eben die Wirkungen falscher Methoden bei der großen Anzahl der „Versuchsfelder" bald zutage treten.

Während der Leib in der Arena blutend niedersinkt, steigt die Seele hinauf zu den himmlischen Höhen, um von Gott den Lohn für ihre Glaubenstreue in Empfang zu nehmen.

Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt, draus statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Ist aber das Verhältnis des nachfolgenden Nebensatzes zum Hauptsatz weniger lose oder will man auf den folgenden Satz hindeuten, so wird die Stimme in der Schwebe gehalten oder etwas in die Höhe gehoben.[2]

4. Vor einem Zusatz oder einer Apposition, die sich auf einen ganzen Satz beziehen.

Z. B. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder wurden aus der Stadt hinweggeschafft, das einzige Mittel, sie noch zu halten.

---

[1] Vgl. Willmanns Schulgrammatik, II. S. 12. [2] Id.

Die Leute meinen oft, sie haben den Geschmack und haben nur die Mode, was mitunter ein Glück ist.

Im letztern Falle wird übrigens häufig der Gedankenstrich, in den vorher genannten das Semikolon gebraucht.

In allen übrigen Fällen läßt das Komma keine Kadenz zu. Zwar fällt der Ton nach der Stimmerhöhung beim letzten Tonwort auf die vorige Tonhöhe herab, aber nicht tiefer (der Ton wird also in der Schwebe gehalten); will man in besonderer Weise auf das folgende aufmerksam machen, so bleibt man in der Höhe des letzten Accentwortes.

Vor dem Komma tritt also keine Kadenz ein:

1. Bei kurzen Hauptsätzen oder koordinierten Nebensätzen und Attributen.

Z. B. Die Schönheit vergeht, Tugend besteht.[1]

Gehet hin und verkündet dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden gereinigt, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert.

Sie hassen Gott, sie hassen Christus, sie hassen die Religion noch geradeso, wie ihre Voreltern taten.

So ist nie die Tugend verkannt, die Liebe gehaßt, die Hoheit erniedrigt, die Unschuld gekränkt worden, und nie hat jemand mit der Würde, mit der Seelengröße, mit der Sanftmut gelitten wie er.

Die Natur und der menschliche Leichtsinn drängen uns, die Grundsätze der Welt zu befolgen und ihren Freuden nachzulaufen, hohe und glänzende Ehrenstellen zu erhaschen, große irdische Güter zu sammeln.

Der Widerspruch des Gerechten mit den Grundsätzen der Welt wird von dieser peinlich empfunden, schwer ertragen, hart bestraft.

2. Wenn der Nebensatz dem Hauptsatz vorangeht.

Z. B. Als Jesus 12 Jahre alt war, ging er mit seinen Eltern in den Tempel nach Jerusalem.

Ehe der Hahn zum drittenmal kräht, wirst du mich dreimal verleugnen.

Seid vollkommen, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

3. Bei Zwischensätzen aller Art, die einen Hauptgedanken durchschneiden.

Z. B. Ich bin, sprach der Heilige, zum Sterben schon bereit.

So wurde dein Heiland, der Sohn Gottes, mit Schmach gesättigt.

An jenem Orte, wo du standest, ist das große Wunder geschehen.

Nazareth, ein kleines Städtchen in Galiläa, hat das große Glück gehabt, die Heimat der hl. Jungfrau zu sein.

---

[1] Durch die schwebende oder steigende Betonung werden diese Redeteile als zusammengehörig dargestellt, obwohl zwischen ihnen eine grammatische Verbindung nicht stattfindet (Willmann).

Wer also bedrängt, zurückgesetzt, verkürzt, geschädigt, geschmäht und beschimpft, mit einem Worte, verfolgt wird, weil er seinen Glauben mutig bekennt, treu nach seinem Glauben lebt, sich auszeichnet durch Gottesfurcht, Tugend und Gottesliebe, der darf sich freuen und frohlocken; denn auf ihn wartet die Krone der Gerechtigkeit im Himmel.

4. Vor einem nachfolgenden Substantiv-Nebensatze.

Z. B. Wer nicht hören will, muß fühlen.

Ob er kommen wird, ist ungewiß.

Daß es hofft von Tag zu Tag, das ist des Herzens Wellenschlag.

Du bist noch immer, was du warst.

Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei.

O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach usw.

Ich fürchte, du wirst meinem Befehle nicht nachkommen.

Kain antwortete, er sei nicht der Hüter seines Bruders.

Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten.

5. Vor nachfolgenden Adverbialsätzen, d. h. jenen, welche das Verhältnis der Zeit, des Ortes, des Grundes und der Absicht, der Folge, der Art und Weise, der Quantität oder auch der Bedingung ausdrücken.

Z. B. Mein Auge sieht die Wunder deiner Werke überall, wohin es schauen mag.

Flieh nach Ägypten und bleibe dort bis ich dir's sage, denn Herodes will das Kind aufsuchen, um es zu töten.

Wie man's treibt, so geht's.

Es war, als ob das letzte Gericht anbrechen sollte.

Meine Sünde ist zu groß, als daß sie mir vergeben werden könnte.

Ein solcher Glanz leuchtete aus den Augen der hl. Jungfrau, daß die kleine Bernadette, vor Wonne außer sich, auf die Kniee niedersank, ganz in den Anblick der himmlischen Erscheinung verloren.

Die Welt wird euch hassen, weil sie mich gehaßt hat.

Christus hat dadurch die Welt erlöst, daß er für sie gelitten hat.

Du sollst Gott lieben aus ganzem Herzen, da du nur so sein Gebot erfüllst.

Es lernt kein Mensch dadurch den rechten Weg finden, daß man ihn auf allen Nebenwegen herumführt, auf denen er verirren könnte.

Du bist noch nicht tief in das Geheimnis des Kreuzes eingedrungen, wenn du darüber beschämt bist, was man von dir sagen wird.

Das Gebet wird immer Erhörung finden, wenn wir nur in der geeigneten Weise beten.

6. Vor Relativsätzen.

Z. B. Geduld ist eine Tugend, die man am besten in der Schule der Leiden lernt.

Die Religion ist eine Kette, welche den Erdball am Throne des Ewigen festhält.

Die Freuden, die wir andern bereiten, sind die edelsten von allen.

Die Liebe, so vergeht, ist Liebe nicht zu nennen.

An der Spitze der ganzen Kohorte stand Judas, dem der Herr so viel Gutes getan.

O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren, zum ewigen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

Was sind denn die Freuden, welche die Welt zu bieten vermag? Es sind Gastmähler und Trinkgelage, die nach kurzem Genusse Ekel und Unbehagen hervorrufen und auf die Dauer Gesundheit und Lebenskraft untergraben; es ist der Reichtum mit seinem Luxus, der aber viel Sorge und Unruhe macht und nicht mitgeht ins Grab; es ist die Ehre vor den Menschen, die sehr oft trügerisch ist, immer aber vergeht wie ein Rauch; es sind vielleicht Ausschweifungen und Lüste, welche den Menschen an Leib und Seele zugrunde richten . . . Das sind die sinnlichen, unreinen, flüchtigen Freuden der Welt, trüb wie das Wasser einer durchlöcherten Zisterne.

7. Bei der Zergliederung von Wörtern, die sich auf denselben Begriff (Subjekt, Verb, Attribut) beziehen. — Siehe jedoch oben 2.

Z. B. Kinder und Greise, Männer und Frauen, der König auf dem Throne, der Bettler in der Hütte, alle gehen dem Tode entgegen.

Eine aus Liebe zu Gott ohne Widerrede, ohne üble Laune ertragene Beleidigung ist ein Hagelsturm, der sich in Edelsteine verwandelt.

Als Christ wußte er zu beten, zu arbeiten, zu leiden und andern Gutes zu tun.

Er war gerecht, mutig, nachsichtig, liebenswürdig.

Der Christ ist die Zielscheibe des Widerspruches, des Hohnes, des Spottes und vielfacher Schädigung, nicht allein an Ehre und gutem Namen, sondern auch an Hab und Gut, an zeitlichem Fortkommen im Gewerbe, im Amt und in der Lebensstellung.

8. Am Schluß des Vordergliedes einer kurzen Periode. Ist die Periode lang, so wird die kleine Kadenz gemacht, falls man nicht mit Absicht auf das folgende hinweisen will. — In der zusammengesetzten Periode spricht man die einzelnen Glieder der Arsis mit einer Stimmerhöhung, die Thesis aber, resp. deren einzelne Glieder mit allmählicher Senkung der Stimme. — Nach den einzelnen Gliedern des Vorder- und Nachsatzes tritt häufig die kleine Kadenz und das Semikolon ein.

Z. B. Je schwieriger ein Auftrag erscheint, desto lieber sollen wir ihn entgegennehmen.

Ist der Gerechte gesellig und heiter, so wird seine Frömmigkeit angezweifelt; lebt er still und zurückgezogen, so ist er ein Finsterling, ein menschenscheuer Kopfhänger.

Wenn plötzlich auflodert sein Zorn, glückselig dann alle, die auf ihn vertrauen.

Wie ihre Alpen fort und fort dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde den gleichen

Strich unwandelbar befolgen, so hat die alte Sitte hier vom Ahn zum Enkel unverändert fortbestanden (Schiller).

Wenn der Frühling auf die Berge steigt und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt; wenn das erste Grün am Baum sich zeigt, und im Gras das erste Blümlein sprießt; wenn vorbei im Tal nun mit einem Mal, alle Regenzeit und Winterqual: schallt es von den Höhn bis zum Tale weit: O wie schön ist die Frühlingszeit (Bodenstedt).

Wie der Frosch sich aufbläst, als wollte er sich groß machen; wie die Seifenblase buntschillernd als herrliche Kristallkugel an uns vorüberschwebt, um alsbald zu zerplatzen; wie das mit grünem Lauch bedeckte Moor eine prächtige Wiese zu sein scheint: so der Mensch in seiner eiteln Selbstgefälligkeit (von Oer).

Wenn du von bösen Zungen an deinem guten Namen gekränkt wirst, wenn dir alles schlimm ausgelegt wird und deine Worte und Handlungen verdächtigt werden, dann überlasse dich nicht deinen verletzten Gefühlen und der innern Verbitterung, dann erhebe dein Herz zu Gott und opfere ihm dein inneres Leiden auf.

Die verkürzten Haupt- oder Nebensätze werden inbezug auf die Kadenz behandelt wie die ganzen.

Z. B. Sie warfen die Leichen deiner Knechte den Vögeln des Himmels zum Fraße hin, das Fleisch deiner Heiligen den Tieren der Erde (Ps. 78, 2).

Wir sind zur Schmach unsern Nachbarn geworden, zum Spott und Gelächter denen, die rund um uns sind (Ps. 78, 4).

Er ging stillschweigend nach Hause, wegen alles dessen, was er gehört, ganz nachdenklich geworden.

Das hat dein Heiland ertragen, der edelste, feinfühlendste Mensch.

In Bethlehem ist uns ein Kind geboren, schön und wunderbar.

b) Fragesatz. Über die Finalbetonung des Fragesatzes werden von den Rhetorikern die verschiedensten Regeln aufgestellt. Skraup[1] unterscheidet zwischen wirklichen und rhetorischen Fragen und sagt: „Bei wirklichen Fragen steigt der Ton bis zum Schluß; bei rhetorischen Fragen hingegen, wenn der Fragesteller die Antwort in seinem Sinne erwartet, erfährt der vollaufsteigende Frageton eine Abschwächung." Gondal[2] unterscheidet drei Arten von Fragen: solche, welche Verachtung und Stolz ausdrücken, andere in denen Staunen, Schrecken, Mitleid zum Ausdruck kommt, und endlich solche, in denen sich die Affekte des Zornes, der Freude, der Begeisterung offenbaren. Die erstern, meint er, haben den schwebenden Ton, die zweiten den fallenden, die dritten den aufsteigenden.

Allein besser als die Erlernung aller Regeln, welche hier nur Verwirrung bringen können, ist die Beobachtung der Natur und die Anhörung solcher, welche richtig und natürlich lesen oder vortragen. Wenn bei einem Satz ein Zweifel inbezug auf dessen Kadenz obwaltet, so beobachte

[1] Op. cit. p. 135 sq. [2] Op. cit. p. 288.

man sich selbst, wie man denselben Satz in der gewöhnlichen Konversation zum Ausdruck bringt, man beobachte das kleinste Kind, und die richtige Ausdrucksweise wird sich leicht einstellen.

Im besondern merke man:

1. Im Fragesatz steigt im allgemeinen der Ton, wenigstens bis zu jenem Wort, auf welchem der Nachdruck der Frage liegt. Daß die sog. Wortfragen „fast ganz dieselbe Flexion haben" wie der Aussagesatz, ist nicht ganz richtig. In den meisten Fällen wird durch das substantivische, adjektivische oder adverbialische Fragpronomen (wer, was, wie, wo, wann, wieviel, wodurch usw.), durch welches die Wortfrage eingeleitet wird, das Accentwort nur nach vorne geschoben.

Man vergleiche die beiden Fragen:

Hat einer von euch das getan? (Satzfrage = Frage, die sich auf einen ganzen Satz bezieht.)

Wer von euch hat das getan? (Wortfrage.)

Oder: Hat Gott die Welt und alles, was darin ist, erschaffen?

Wer hat die Welt und alles, was darin ist, erschaffen?

Wieviele waren es?

Waren es fünf?

2. Manche Schriftsteller haben die allerdings unrichtige Gewohnheit, auch am Schlusse des indirekten Fragesatzes ein Fragezeichen zu setzen. Z. B. Er fragte sie, was die Leute von ihm hielten? Es versteht sich von selbst, daß in diesem Falle die Stimmerhebung nicht stattfindet.

3. Wenn verschiedene Fragen aufeinander folgen, die nur einen Gedanken bilden (dasselbe gilt vom Ausrufungszeichen), so wird häufig das Fragezeichen nur einmal und zwar am Schluß gesetzt, während in den übrigen Fällen ein Komma gebraucht wird. In diesem Falle hat natürlich für den Vortrag das Komma die Bedeutung eines Fragezeichens.

Z. B. Was rennt das Volk, was wälzt sich dort die langen Gassen brausend fort?

4. Bei längern Fragen zieht man nicht erst die letzte Tonsilbe in die Hebung; letztere beginnt schon bei den vorhergehenden. Ja, je mehr der Satz den Zweifel, die Frage ausdrückt, desto stärker und früher tritt die Tonhebung ein. Der Hörer soll eben frühzeitig merken, daß es sich um eine Frage handelt.

5. Wenn der Nebensatz dem fragenden Hauptsatz nachfolgt, so nimmt auch dieser am Frageton teil; in geringerem Maße sind also auch hier vor den Beistrichen Hebungen oder zum mindesten Schwebungen, nie aber Senkungen zu beobachten.

Z. B. Sind es nicht die größten Gelehrten, welche stets in tiefster Ehrfurcht sich vor Gott gebeugt, in ihrem hohen Sinne anerkennend, wie groß derjenige ist, der sie und uns erschaffen?

Andere Übungsbeispiele: Ihr Menschenkinder, wie lange noch seid ihr harten Herzens? Warum liebt ihr eitles Beginnen und suchet Lüge? (Ps. 4, 3).

Wer ist im Tode, der dein gedenkt? Wer in der Unterwelt, der dich lobpreist? (Ps. 6, 6).

Ist das, was wir mit unserer Vernunft noch nicht erfassen und begreifen können, darum überhaupt unerfaßlich und unbegreiflich? Oder dürfen wir es darum als unwahr verwerfen? Fassen wir denn das Entstehen und das Erhalten unseres Lebens? Und weil wir es nicht erfassen, werden wir es darum leugnen? Begreifen wir es, wie aus der Raupe ein Schmetterling sich entwickelt? Und weil wir es nicht begreifen, werden wir es darum nicht glauben? Zwingt uns hier eine vorurteilslose Vernunft nicht eben zu glauben, was wir in seinem Umfange zu verstehen noch nicht vermögen? (Förster).

c) Ausrufungssatz. Der Ausrufton, welcher in der Schrift durch ! bezeichnet wird, charakterisiert sich vor allem durch das feierliche, beinahe emphatische Gepräge, das er dem Satze mitteilt. Was die Flexion betrifft, so steht er auf der Mittelstufe zwischen dem fallenden und dem steigenden Satzton; als solcher nimmt er sowohl an dem fallenden Ton des Aussagesatzes, als an dem steigenden Ton der Frage teil, und doch ist er hinwieder von beiden, sowohl was Tonhebung als Tonsenkung betrifft, wesentlich verschieden. Zur Vergleichung dienen diese beiden Sätzchen: Gott ist gütig. Wie gütig ist Gott(?)(!) Man spreche das erste Urteil in richtiger, natürlicher Weise aus; man füge gleich das andere Sätzchen zuerst im Frageton, dann im Ton des Ausrufes hinzu, und der Unterschied zwischen den einzelnen Flexionen wird gleich in die Augen springen.

Auch hier gelte anstatt der Erlernung vieler Normen, die mitunter von den Autoren aufgestellt werden,[1] als einzige Grundregel: „Beobachte die Natur und folge ihr, sie wird deine beste Lehrmeisterin sein."

Den psychologischen Grund für die verschiedenen Arten der Töne gibt Skraup so an:[2] „Durch die Hebung beim Frageton fordere ich die Aufmerksamkeit des Zuhörers nicht nur für das, was ich sage, sondern auch für das, was er antworten soll, heraus; durch die Erhöhung des Ausruftons lenke ich die Aufmerksamkeit nur auf meine Worte, durch den schwebenden Satzton will ich darauf vorbereiten, was noch kommen wird. Darum ist auch bei wirklichen Fragen der Ton höher als bei rhetorischen; darum wird der Frageton abgeschwächt, wenn die Beantwortung schon in der Frage liegt. Darum ist auch der Frageton intensiver als der Ausrufton." Im übrigen gelten auch hier manche der oben beim Fragesatz gemachten Bemerkungen.

Ähnlich wie der eigentliche Ausrufsatz wird der imperative, der deprekative und optative Satz, sowie die feierliche Apostrophe behandelt.

---

[1] Benedix behauptet, beim Ausruf finde keine Tonhebung statt; andere leugnen, daß der Ausrufsatz je eine Tonsenkung mit sich führe. Skraup tritt beiden Behauptungen „entschieden" entgegen. Schilling nimmt je nach der Stellung der logischen Accentworte auf- oder absteigende Rede-Intervalle an usw.

[2] Loc. cit. p. 147.

Beispiele: Was zaget ihr, Christen! mutig in den Kampf! und wären die Feinde zahlreicher als der Sand am Meere, Gott ist mit uns und sein hl. Engel führt uns an!

Herr! wie sind meiner Bedränger so viele! so viele, die aufstehen wider mich! So viele, die da sagen wider meine Seele: kein Heil ist für sie bei ihrem Gott! (Ps. 5, 2).

Erhebe dich, o Herr! rette mich, mein Gott! (Ps. 3, 7).

Es sollen zuschanden werden und gewaltig zusammenschrecken alle meine Feinde! Sie sollen zurückweichen, sie sollen zuschanden werden urplötzlich! (Ps. 6, 11).

O wie groß, wie unaussprechlich groß ist des himmlischen Vaters Macht, Weisheit und Güte!

Wie rasch eilt die Zeit vor den Augen unsers Geistes dahin! Wie flüchtig ist sie, wie eitel alles Irdische!

O mein Erlöser! also bis zu diesem Punkte der Verblendung und Verruchtheit kann einer deiner Söhne kommen!

O unbegrenzte Ewigkeit! O Höhe, o Tiefe der Ewigkeit! Ewigkeit der Rache, Ewigkeit der Verzweiflung, Ewigkeit der Buße, denn sie kam zu spät! Ewigkeit des Schmerzes für ein elendes Vergnügen, das ich mir erlaubte! Ewigkeit der Gefangenschaft für ein wenig Freiheit, die ich genoß! Ewigkeit des Elendes für ein wenig ungerechtes Gut, das ich an mich riß! Ewigkeit in der Gesellschaft der höllischen Geister für die schlechten Gesellschaften, denen ich mich anschloß! Ewigkeit des Wehklagens für einige Tage der Freude! Auf ewig von Gott getrennt sein, auf ewig — welch vernichtender Gedanke! O Ewigkeit! o Jammer, o Niemals![1] (Hl. Leonardus).

d) Bemerkungen über das Kolon und den Gedankenstrich.

Das Kolon (Doppelpunkt) fordert eine verschiedenartige Stimmbewegung, die sowohl von der Art des abzuschließenden Satzes, als von der besondern Absicht des Sprechenden abhängt.

1. Wenn das Kolon vor der direkten Rede steht, so führt es gewöhnlich die kleine Kadenz mit sich. Will aber der Redner in besonderer Weise auf das folgende aufmerksam machen — und das ist besonders bei kürzern Sätzen der Fall — so gebraucht er die schwebende oder die erhöhte Stimmbewegung.

Z. B. Er gab sie mir zurück mit den Worten: „Besten Dank, ich habe sie bereits."

Der Herr hat zu mir gesprochen: „Mein Sohn bist du; heute habe ich dich gezeugt."

Da sagen viele: „Wer läßt uns Gutes schauen?"

Immer lauter ertönt die Losung: „Hie Christ, hie Antichrist."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut, daß ich am Kreuze mit dem Leben bezahle das frevle Streben."

[1] Beim Ausruf spielt übrigens die Empfindungsbetonung eine große Rolle; denn der Ausruf ist der Ausdruck des erregten Gedankens und kommt darum später noch einmal zur Sprache.

Da sprach Jesus zu ihnen: „Wessen ist dieses Bild und die Überschrift?" Sie antworteten ihm: „Des Kaisers." Da sprach er zu ihnen: „Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist" (Matth. 22. 20).

2. Vor Aufzählungen fordert das Kolon die kleine Kadenz.

Z. B. Es ist erlaubt zu sprechen in folgenden Fällen:

Die fünf Sinne des Menschen sind: das Gesicht, das Gehör usw.

3. Steht der Doppelpunkt vor Erklärungen, so werden die durch denselben getrennten Sätze behandelt wie zwei aufeinanderfolgende Hauptsätze, d. h. die Kadenz tritt ein, wenn die Sätze länger sind, sie unterbleibt aber oder ist frei in den andern Fällen.

Z. B. In der Mitte aber stand ein besonderer Baum: Der Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen.

Gott nannte ihn Adam, d. i. Mann aus Erde.

Über das Kolon resp. den Gedankenstrich oder das Komma zwischen Vorder- und Nachsatz einer Periode ist bereits gehandelt worden.

Noch ein Beispiel:

So verschiedenartig und geteilt auch im Laufe der Jahrhunderte die Auffassungen von dem Wesen und der Aufgabe der schönen Künste gewesen sein mögen — in einem Punkte waren immer alle hervorragenden Vertreter derselben einig: in der Überzeugung, daß die Kunst, unbegrenzt in ihren Wünschen und Bestrebungen, im Menschengeiste niemals ihre volle Befriedigung finden könne; je größer das Genie war, um so schmerzlicher empfand es die Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit seiner Werke.

Wenn der Gedankenstrich das plötzliche Abbrechen der Rede anzeigt oder wie die Parenthese einen eingeschalteten Satz bezeichnen soll, so wird vor demselben keine Kadenz gemacht.

Z. B. Über seinen Charakter — doch ich will davon schweigen.

Deutet der Gedankenstrich eine Pause an, durch welche eine überraschende Wendung nachdrücklich hervorgehoben werden soll, so geht ihm jene Kadenz voran, welche die jedesmalige Pause erheischt.

Z. B. Vier Leben endet ein Schlag — und morgen ist's Feiertag.

Abraham bindet seinen Sohn, legt ihn auf den Altar, ergreift das Opfermesser und — sofort erscheint der Engel usw.

IV. Zu vermeidende Fehler.

1. Manche machen die Kadenz bei einem Punkte oder Semikolon zu tief; dadurch erhält der Vortrag etwas eigenartig Unnatürliches, das auf die Dauer einen widerlichen oder wenigstens peinlichen Eindruck macht.

2. Andere haben die Gewohnheit, vor jedem Komma, vor jeder Einschnittspause oder gar noch öfter eine kleine Kadenz von etwa einem halben Ton oder einem noch tiefern Tonabstand zu machen: eine äußerst unangenehme Vortragsweise, die beinahe mit zwingender Notwendigkeit zum Kanzelton führt, oder vielmehr schon etwas von dem Singsang des Predigertones an sich trägt.

Folgendes Beispiel ist einem solchen Vortrag entnommen: Das Fest der Himmelfahrt unsers Herrn erinnert uns an jenen Tag, da unser Heiland Jesus Christus vor den Augen seiner Jünger glorreich in den Himmel auffuhr. — In diesem Satze finden wir nicht weniger als 5 Kadenzen, und doch sollte nicht eine einzige darin vorkommen.[1]

3. Ein nicht minder verwerflicher Fehler besteht darin, daß man jede Art von Sätzen: Fragesatz, Ausrufsatz usw. mit derselben Stimmbiegung beschließt. Dieser Fehler, Isotonie genannt, soll noch im folgenden zur Sprache kommen.

§ 11. Sechste Eigenschaft: Die Natürlichkeit.

Kanon: Der Redner sei in seinem Vortrag natürlich. Er vermeide den sog. Kanzelton und suche zu reden, d. h. er nehme als Basis seiner Pronuntiation den Ton einer gewöhnlichen gehobenen Unterhaltung.

I. Charakteristik des sog. Kanzeltones. — Wenn wir von der Natürlichkeit des Vortrags sprechen, so wollen wir vor allem und in besonderer Weise den sog. Kanzelton ausschließen. Dem Kanzel- oder Predigerton sind eigen: 1. falsche Betonung einzelner Wörter, die in allen Sätzen in derselben Weise sich wiederholt; mitunter werden zwei verschiedene Töne auf derselben Silbe hörbar; 2. beständiges Pathos; 3. eigenartige fehlerhafte Flexionen der Stimme, die wie nach einem steten Gesetze durch den ganzen Vortrag wiederkehren und namentlich am Anfang und am Schluß der Sätze fühlbar sind; — in der rhetorischen Sprache heißt diese Flexionsart Isotonie; 4. ein und dieselbe Tonfarbe. In dem singenden Vortrag herrscht nur ein Empfindungston: Erzählung, Argumentation, Belehrung, Einleitung und Schluß der Rede, Trauer, Freude, Begeisterung: alles wird in diesem Einheitston vorgetragen. Wenn man von ferne steht, glaubt man eine Art Gesang zu hören, feierlich wie eine Präfation; wenigstens erscheint der Redeton so moduliert, so rhythmisch auf- und niedersteigend wie eine regelrechte Gesangmelodie. 5. Monotonie. Gewöhnlich nämlich ist der „singende" Prediger monoton, obwohl er nicht selten eine gewisse Abwechselung zwischen höherer und tieferer, lauter und leiser Stimme in seinen Singsang hineinträgt. Anderseits kann sich die Monotonie ohne das emphatische Element vorfinden — und das ist leider nur zu häufig der Fall.

Was also dem sog. Predigerton besonders eigen ist, das ist der pompöse, emphatische präfationsähnliche, singartige Charakter desselben, und unter diesem Gesichtspunkt soll die Unnatürlichkeit des Vortrags hier zur Sprache kommen. Über die Monotonie wird später (§ 15) eigens gehandelt werden.

[1] Gerade um den Schüler vor dieser unnatürlichen, nicht selten vorkommenden Pronuntiationsart zu bewahren, sind wir oben, bei Behandlung der Komma-Kadenzen, so sehr ins einzelne eingegangen. Dasselbe bezweckten die vielen beigegebenen Übungsbeispiele.

Dieser verpönte Kanzelton findet sich in den verschiedensten Schattierungen vor, angefangen von den falschen Kadenzen, die dem Vortrag etwas Singartiges geben, durch die verschiedensten Mittelstufen hindurch, bis hinauf zur pompösen Deklamation und noch weiter bis zum höchsten Grade des Pathos und der Emphase, der Unnatur und — des Lächerlichen.

II. Häufigkeit dieses Fehlers. — Wenn man als reiner Theoretiker spricht, möchte man sagen, nichts sei so verständlich als die Forderung, natürlich vorzutragen, und der Kanzelton sei nur in den seltensten Fällen anzutreffen. Fragt man hingegen die Praxis, so trifft man nur zu häufig die gegenteilige Erscheinung an. Es gibt kaum einen Lehrer der geistlichen Beredsamkeit, der nicht vor dem Predigerton warnte und die Mittel zu dessen Bekämpfung angäbe: ein Zeichen, daß derselbe überall und zu allen Zeiten zu Hause ist. „Diese unnatürliche fremde Modulation," schreibt Hugo Blair, ein Engländer, „ist die Quelle jener affektiert salbungsvollen widerwärtigen Isotonie, welche gegenwärtig bei öffentlichen Reden und namentlich auf der Kanzel herrschend geworden ist. Man verließ die Natur und bildete sich ein, der Pronuntiation Schönheit oder Ausdruck zu geben, indem man gewisse studierte Töne aus der Musik an die Stelle des echten Empfindungsausdrucks setzte, welche die Stimme in der natürlichen Rede annimmt."[1]

Ein Deutscher, P. Schleiniger S. I.,[2] schreibt: „Die meisten Alumnen bringen auf die Rednerbühne unbewußt das schlimme Vorurteil mit, daß zum geistlichen Vortrage ein gewisser, präfationsähnlicher, feierlich breiter und emphatischer Deklamationston gehöre, und schlagen dann auch diesen Ton schon bei den ersten Sätzen des Exordiums an, um so gewissenhaft in der herkömmlichen Routine zu bleiben."

Einer der neuesten, die über Homiletik geschrieben haben, sagt:[3] „Es läßt sich nicht leugnen, daß der Kanzelton die Predigt nachteilig von der Profanberedsamkeit unterscheidet. Sollte durch erhöhte Sorgfalt, durch vermehrte Anstrengung in der Heranbildung wirklich nichts erreicht werden?"

Ein Franzose meint:[4] „Freilich wird diese singende Vortragsweise beinahe nur auf der Kanzel angetroffen. In andern Versammlungen, bei andern Gelegenheiten spricht man; auf dem Gerichtshof spricht man; im Parlamente spricht man, nur auf der Kanzel führt man, anstatt zu sprechen, eine gesuchte und gekünstelte Sprache und einen falschen Ton ... Diese Art zu sprechen wird nur deshalb in der Kirche geduldet, weil sie sehr allgemein ist; anderswo wäre sie unerträglich ... Was würde man von einem Menschen denken, der also in einem Salon sprechen würde? Man würde zum mindesten lachen ... Vor einiger Zeit war im Pantheon ein Wächter, der, um die Schönheiten seines Monumentes aufzuzählen, die Singweise vieler Prediger nachahmte, und immer erregte er die Heiterkeit der Besucher. Diese ergötzten sich ebensosehr an seiner Art

[1] Op. cit. [2] Predigtamt.
[3] Fr. Stingeder, Wo steht unsere heutige Predigt? Linz, 1911.
[4] Mullois, Cours d'éloquence sacrée populaire, chap. X.

zu sprechen, als an den schönen Gegenständen, die er ihnen zeigte. Man sollte einen Mann, der keine natürliche und wahre Sprache hat, die Kanzel nicht besteigen lassen. Denn es ist zum mindesten geziemend, daß das Falsche von der Lehrstätte der Wahrheit verbannt werde."

Dieser Ansicht war freilich nicht jener Obere eines französischen Seminars, der vor nicht allzu langer Zeit die in natürlichem Konversationston vorgetragene Predigt eines Alumnen also beurteilte: „Die Predigt des Herrn X war gut, reich an Doktrin, sehr logisch und sprachlich ausgezeichnet. Zum Unglück hat dieser junge Mann gar nicht den Kanzelton; er spricht auf der Kanzel wie in einer Konversation." Der Redner war bei dieser Kritik verblüfft. Beim Verlassen des Saales nahm indes ein intelligenter Professor ihn beiseite und sprach zu ihm: „Mein Freund, fahren Sie fort im Tone der Konversation zu sprechen, und hüten Sie sich sehr, den Kanzelton anzunehmen." [1]

Von der Leichenrede auf Ludwig XVI., welche auf dem Kongreß von Wien in Anwesenheit der europäischen Monarchen gehalten wurde, schreibt ein Zuhörer: „Es war eine armselige Rede, abgefaßt von offiziellen Persönlichkeiten und vorgetragen von einem Prediger, welcher alle Noten der Tonleiter in einen Satz hineinlegte und zwar immer falsch, indem er abwärts ging, wenn er aufwärts steigen, und aufstieg, wenn er abwärts gehen sollte. Es lag mehr Gesang in seinem Vortrag, als in der ganzen Musik des Hr. Neukomm (Marquis de Custine)."

Gerade deshalb, weil sich der singende Vortrag nur oder beinahe nur auf der Kanzel vorfindet, hat man denselben Kanzel- oder Predigerton genannt: allerdings kein schmeichelndes Zeugnis für die geistliche Beredsamkeit.

Daß aber die singende Vortragsart auch in der profanen Beredsamkeit vorkommt, lehrt die Erfahrung; sie kam sogar in einer Periode hoher Entwicklung der profanen Redekunst vor, wie uns Quintilian bezeugt: „Quodcumque vitium magis tulerim, quam quo nunc maxime laboratur in causis omnibus scholisque, cantandi; quod inutilius sit an foedius, nescio."

III. Quellen dieses Fehlers. — Worin mag diese fehlerhafte Vortragsweise ihren Grund haben?

Eine erste Ursache liegt in der Natur der Sache selbst. Leicht mag es sein, in einer einfachen Konversation, die man mit seinen Freunden in trautem Kreise führt, natürlich zu sprechen — und natürlich zu gestikulieren; der gehobene pathetische Ton wäre hier gar zu unnatürlich. Allein eine gewisse Schwierigkeit liegt doch immer darin, eine auswendig gelernte, gut ausgearbeitete Predigt über eine erhabene Wahrheit der Religion vor einem großen Auditorium bei festlicher Gelegenheit mit gewöhnlicher Stimme, in gewohnter Redeweise und im Tone der Unterhaltung vorzutragen. Gegenstand, Gelegenheit, Zuhörerschaft sind so sehr über die der gewöhnlichen Konversation erhaben! Der Weg

[1] Vgl. Monsabré, La Prédication.

von dem „gehobenen Ton", welchen besonders die feierliche Predigt verlangt, bis zur pathetischen Emphase ist so nahe!

Auf seiten des Redners steigert sich nicht selten diese Schwierigkeit durch eine gewisse Unbiegsamkeit der Stimme, die sich leichter im singenden Kanzelton, als im natürlichen Vortrag ergeht.

Bei den meisten mag indes die Ursache in dem Rednerideal liegen, das sie sich in der Jugend gebildet haben. „Ich kann Ihnen nicht sagen," erzählt jemand, „wieviel es mich kostete, mich an einen natürlichen Vortrag zu gewöhnen, mich überhaupt zu der Anschauung der natürlichen Pronuntiationsweise zu bekehren. Die erste Predigt, die mir in meiner Jugend außerordentlich gefiel, wurde bei Gelegenheit einer Primiz gehalten. Die meisten Zuhörer weinten während derselben, wenn überhaupt ein einziges Auge tränenleer blieb; nach der Messe und den ganzen Nachmittag hindurch hörte man immer nur von der wunderschönen Predigt sprechen. Das machte Eindruck auf mich. Ich war damals dem Seminar nahe, mit meinem Berufe ziemlich im reinen: das Ideal für meine zukünftige Predigtweise war geschaffen. „Pathetisch, etwas Außergewöhnliches, Pompös-Singendes im Vortrag, eigenartige Stimmflexionen," so muß man vortragen, um Eindruck auf die Leute zu machen und gut zu predigen.

Als man uns zum erstenmale im Seminar von der Natürlichkeit des Vortrags sprach, konnte ich den Herrn Professor nicht recht verstehen. Als er uns einige Sätze in natürlicher Weise vortrug und diese Vortragsart als Ideal hinstellte, war ich ungläubig. So hatte ja nicht *mein* Wunderredner vorgetragen, und der hatte doch so schön gesprochen. Als ich das erste Mal in der öffentlichen Übung eine kleine Predigtprobe vortrug, schlug ich richtig die Töne *meines* Ideals an. Die Eigenliebe trieb mich dazu. O wieviel Kämpfe hat mich diese Eigenliebe gekostet im Bunde mit dem falschen Ideal, das ich mir gebildet hatte!

Erst als ich in meinen Seminarjahren eine wahrhaft in jeder Hinsicht mustergiltige Predigt hörte, eine Predigt, die geradezu einen Glanzeffekt machte und doch natürlich vorgetragen wurde, ja die wohl deshalb so tiefen Eindruck machte, weil sie in allem natürlich war, da war ich bekehrt. Jetzt warf sich die Eigenliebe auf eine andere Seite. Der Gehorsam hätte das Kunststück der Bekehrung nur sehr schwer fertig gebracht, die Eigenliebe brachte es leicht zustande. O diese vermaledeite Eigenliebe!"

IV. Welches ist also die richtige Art und Weise des Vortrags?

„Die so zahlreichen und verschiedenartigen Vorschriften," sagt L. von Granada,[1] „welche uns die Rhetoriker über den mündlichen Vortrag geben, haben alle einen und denselben Zweck, nämlich die Dinge so zu sagen, wie die *Natur* selbst uns lehrt und in der Art und Weise, wie man gewöhnlich spricht. So oft man sich von diesem Zweck entfernt,

[1] Rhetorica ecclesiastica.

verstößt man sowohl gegen die Natur, als auch gegen die Regeln der Schicklichkeit. Denn die Kunst besteht in der Nachahmung der Natur. Darum täuschen sich alle diejenigen, welche glauben, ihre Stimme müsse im öffentlichen Vortrag oder bei der Predigt eine ganz andere sein, als in der gewöhnlichen Unterhaltung. Im Gegenteil, die Natur, welche in allen Dingen dieselbe ist, verlangt in ihrer Darstellung überall dieselbe Art des Gestus und der Pronuntiation; nur soll man in der Predigt wegen des Ortes und der Zahl der Zuhörer mit höherer und stärkerer Stimme sprechen, um von allen verstanden zu werden. Aus diesem Grunde muß man um so mehr darüber staunen, daß es so wenige Prediger gibt, welche hierin die Natur zur Führerin nehmen wollen; es scheint ja nichts leichter zu sein, als den Bewegungen zu folgen, welche sie uns eingibt."

„Im Vortrag", sagt Philippi, „muß die Natur das erste sein. Wer sie nicht hätte, müßte sie zu affektieren suchen. Aber es ist einfacher, sich überhaupt nicht von ihr zu entfernen, indem man auf ihre Winke achtet . . . Die Kunst kann in die Erfindung, in die Disposition und sogar in den Ausdruck gelegt werden; der Vortrag muß zuerst die Natur zeigen, und er ist am natürlichsten, wenn die als Ideal der Sache vorschwebende Improvisation nach der Art der Vorbereitung auch ein wenig Wirklichkeit ist."

Hat man denn nie ein Kind beobachtet, das im trauten Gespräch mit der Mutter dieser seine kleinen Erlebnisse erzählt oder seine vorwitzigen Fragen stellt? Hat man nie einen Mann gehört, der seinen Freunden oder Feinden gegenüber seiner innern Gemütsstimmung Ausdruck gegeben? So soll auch auf der Kanzel der natürliche Gesprächston den Hauptcharakter, die Grundstimmung des Vortrags bilden. Man soll reden, mahnt ein alter Schriftsteller, der über diesen Gegenstand eine Abhandlung in Versen geschrieben hat.[1] Der Prediger gehe von dem Bestreben aus sich mitzuteilen; dies erweckt unfehlbar Teilnahme und Überzeugung im Zuhörer.

Allerdings ist der oratorische Vortrag nicht identisch mit dem gewöhnlichen, alltäglichen Konversationston; er ist nicht der bewegliche, ausdrucksvolle oder gar triviale Ton der vertraulichen Unterhaltung, und insofern ist das oben angeführte Beispiel des Zwiegespräches zwischen Kind und Mutter zu modifizieren. Ebensoweit ist anderseits der natürliche Vortrag von der Tonmalerei des dramatischen Deklamators fern und noch mehr von dem, was man deklamatorisch nennt.

„Man stelle sich vor," sagt Hugo Blair,[2] „es würde in einer Gesellschaft ernster und verständiger Männer über irgendein Thema verhandelt und man nähme selber an dieser Verhandlung teil; dann denke man nach, in welcher Weise, mit welchen Tönen und Abänderungen der

[1] „Loquere; hoc vitium commune, loquatur
Ut nemo, at tensa declamitet omnia voce!"
Joh. Lucas, De Gestu et Voce, lib. 2.

[2] Op. cit.

Stimme man sich unter solchen Umständen ausdrücken würde, wenn man Dinge von Bedeutung zu sagen hätte, und einem daran läge, bei den übrigen aufmerksames Gehör zu finden. Diesen Ton, diese Weise zu sprechen, bringe man auf die Rednerbühne, auf die Kanzel oder zu irgendwelcher öffentlichen Versammlung mit, und lasse sie dort die Basis seiner Pronuntiation bilden: das ist der sicherste Weg, der letztern jene Beschaffenheit zu geben, vermöge deren sie eben so ansprechend als wirksam sein wird."

„Also die Basis seiner Pronuntiation", fährt er fort, „soll man in öffentlichen Vorträgen jene Weise bilden lassen, in welcher man unter den vorher bezeichneten Umständen sprechen würde. Denn es gibt allerdings öffentliche Vorträge mehr feierlicher Natur, bei denen der Ton sich über den der gewöhnlichen Verhandlung erheben muß. Bei einer förmlichen studierten Rede veranlaßt der Schwung der Sprache und die Harmonie des Satzbaues fast notwendig eine Modulation der Stimme, vermöge deren dieselbe einen vollern Klang empfängt und sich mehr der Musik nähert, als es in der Sprache des Umganges der Fall sein kann. Hierauf gründet sich jene Weise der Pronuntiation, welche man Deklamation zu nennen pflegt. Indes auch bei dieser letztern, so sehr sie auch über die Weise der gewöhnlichen Sprache hinausgeht, müssen doch die natürlichen Töne einer mit Ernst und Würde geführten Verhandlung immer die Grundlage bilden . . . Jedenfalls kann die Pronuntiation nur dann vollkommen sein, wenn man beide Weisen in seiner Gewalt hat, sowohl den leichten und ungezwungenen Ton der Umgangssprache, als den der feierlichen und würdevollen Deklamation, und wenn man es versteht, je nachdem die verschiedenen Stellen des Vortrags es erheischen, bald die eine, bald die andere in Anwendung zu bringen."

„Lerne zuerst sprechen," sagt Bischof von Keppler.[1] — Dazu gehört reine Vokalisation, richtige Aussprache der Konsonanten, richtiges Artikulieren, richtiges Accentuieren, richtiges Absetzen und Pausieren. — „Wenn du sprechen kannst," fährt er fort, so lerne reden, wahr und natürlich reden. Das ist eigentlich die einzige Regel für den rednerischen Vortrag und auch für den Vortrag der Predigt. Jeder Satz und jeder Redeteil soll so vorgetragen werden, wie es seinem Inhalt entspricht, in ruhig darlegendem oder lebhaft widerlegendem, in schlicht erzählendem oder feurig pathetischem, in herzlich zuredendem oder energisch eindringlichem Ton, piano oder forte, je nach Inhalt und Bedeutung dessen, was zu sagen ist. Für das Ganze aber soll maßgebend sein der Ton einer gehobenen Konversation; denn die Predigt ist nicht akademische Rede und nicht Monolog, sondern direkte Ansprache oder Zwiesprache; darum ist der Konversationston der einzig natürliche, gehoben aber muß er sein wegen der Größe des Raumes, wegen der Vielzahl der Höhrer, wegen des hohen Inhaltes und Zweckes."

P. Monsabré schreibt: „Der Ton der Kanzel ist der Ton einer

[1] Homiletische Gedanken und Ratschläge.

hohen, feierlichen, belebten und weittragenden Konversation, in welcher, ungeachtet der Anstrengungen, die ein geräumiges Lokal und ein zahlreiches Auditorium erfordern, der Redner sich bemüht, die (oben aufgestellten) Regeln der Phrasierung, der Modulation und Accentuation zu beobachten."[1]

„Man muß lesen und vortragen, wie man spricht," sagt Castellar, „vorausgesetzt, daß man gut spricht. Es ist nicht so einfach, wie man gemeiniglich glaubt."[2]

Darum soll die Regel sein: Sprich auf der Kanzel, wie du in einer höher gehaltenen Unterhaltung mit ernsten und würdigen Männern sprechen würdest, unter Anpassung auf den zu behandelnden Gegenstand und das jedesmalige Auditorium, d. h. mit jener Würde, die der Gegenstand, mit jener Stärke, die das Lokal erfordert.

Dasselbe drückt Bellefroid[3] mit diesen Worten aus: „Allerdings muß sich der geistliche Redner im Ton der Stimme wie in der ganzen Redeweise zu den Wahrheiten erheben, die er verkündigt; allein dieser höhere, edlere, mehr getragene Ton muß im Grunde der einer guten Umgangssprache sein, voll Anmut und Feinheit, voll Kraft und Lebendigkeit, voll Leichtigkeit und Natürlichkeit."

V. Begründung der Regel. — Es ist nicht schwer, die Gründe einzusehen, auf welchen die Notwendigkeit des mündlichen Vortrags beruht.

1. Die sangartige Monotonie des Kanzeltones macht bald keinen Eindruck mehr. Die Einwirkung auf die Zuhörer, insofern sie vom Vortrag abhängt, wird dadurch hervorgerufen, daß jeder Teil der Rede die ihm eigene Verstandes- und Empfindungsbetonung erhält. Im Predigerton aber fehlt überhaupt jeder Unterschied zwischen Belehrung und Erzählung, zwischen Argumentation und Affektsprache, zwischen sanften und heftigen Affekten. Wo ist da ein Eindruck möglich?

2. Die Natur allein ist auf die Dauer erträglich. Der Kanzelton mit seinem falschen Pathos und dem ewigen Einerlei seines Singsangs führt etwas Gespanntes und Gekünsteltes mit sich, das für die Zuhörer immer lästiger wird, ja viele derselben zuletzt gar anekelt.[4]

3. Übrigens wird der Prediger nur dann auf die andauernde Aufmerksamkeit der Gläubigen rechnen können, wenn er sich eines gesunden, natürlichen Vortrags befleißigt. Auf der Kanzel kann man freilich nicht, wie in der Kinderkatechese durch eingestreute Fragen kontrollieren, ob die Zuhörer auf den Gegenstand des Vortrags acht geben oder nicht; allein könnte man es tun — der im Kanzelton Vortragende wird sicher enttäuschende Erfahrungen machen. Folgende Erzählung mag als Illustration dazu dienen:[5]

„Vor nicht sehr langer Zeit wohnte ich in einer Landpfarrei dem Hochamte bei. Nach dem Evangelium bestieg der Pfarrer nach Gewohnheit

[1] La prèdication. [2] L'art du lecteur, du diseur, de l'orateur.
[3] Manuel de l'Eloquence sacrée.
[4] Boileau sagt: Rien n'est beau que le vrai; le vrai seul est aimable.
[5] Ami du Clergé, Langres, 1900, N. 26.

die Kanzel. Er machte zuerst einige Verkündigungen, die sich auf den Abendgottesdienst und die demnächst stattzufindende Prozession bezogen. Diese Ankündigungen machte er in einem prächtigen Konversationston, in einer recht eleganten und natürlichen Weise. Dann begann er ernster und würdevoller das hl. Kreuzzeichen zu machen, sprach in feierlichem Tone einen lateinischen Text, fügte die Übersetzung bei und — der Redeton war fort.

Unser Mann schien sich nur mehr auf Stelzen zu bewegen. Vorher, bei Ankündigung der Prozession, redete er, jetzt predigte er; vorher, während er den von der Prozession einzuschlagenden Weg ankündigte, während er die einzuhaltende Ordnung, die Aufstellung der Fahnen usw. angab, waren die Zuhörer ganz Auge und Ohr; jetzt, unmittelbar nach dem Kreuzzeichen, scheint nichts mehr für sie von Interesse zu sein: sie schicken sich an zu schlafen oder in der Kirche herumzuschauen, um die Anwesenden zu kontrollieren. Wenn nach dem Kreuzzeichen der Hr. Pfarrer fortgefahren hätte zu sprechen, so hätte dies die Zuhörer zuerst in Erstaunen versetzt und in ihren Gewohnheiten gestört. Sie hätten sich gesagt: Sonderbar! Predigt denn der Hr. Pfarrer heute nicht? Es ist doch ein großes Fest; er hat uns also noch etwas zu sagen? Doch nein: der Hr. Pfarrer predigt, er hat ihnen nichts mehr zu sagen.

Wenn nach dem Kreuzzeichen der Hr. Pfarrer zu seinen Pfarrkindern weiter geredet hätte in einem Tone, der ihnen zweifellos andeuten mußte, daß er ihnen noch etwas zu sagen habe, in einem natürlich und zugleich lebhaften, kräftigen, ergreifenden Tone, so wären die Pfarrkinder in der Tat ergriffen und gepackt worden und hätten ihm spontan sogar wider ihren Willen zugehört. Allein das geschah nicht.

Nach kurzer Zeit schon gaben mehrere solche Zustimmungszeichen, daß ihr Kopf beinahe die Kniee berührte; dann fuhren sie plötzlich im Schlafe auf und fingen von neuem zu schlafen an.

Die Jünglinge schauten zu den Mädchen hinüber, die Mädchen lugten, ob keine Blicke sich auf sie hefteten.

Die Frauen, besonders die jüngern derselben, beobachteten die Toiletten.

Die Knaben vergewisserten sich zuerst mit einem kurzen Blick, ob der Lehrer sie nicht beobachte, dann gaben sie sich einander Zeichen und lachten.

Einige kleine Mädchen schwatzten ganz leise. Man sah kaum eine Bewegung ihrer Lippen.

Die Männer gähnten und schauten mit sehnsüchtigem Blicke zur Türe hin. Mehrere von denen, welche hinten in der Kirche standen, schlichen sich heimlich davon, während der Pfarrer seine Predigt begann und kehrten leise während des Credo zurück.

Fast niemand beschäftigte sich mit der Predigt. Der Prediger seinerseits schien sich gar nicht um sein Auditorium zu kümmern. Er sprach ins Leere hinein: er predigte. Übrigens predigte er nicht schlecht. Seine Rede hatte dogmatischen Gehalt und selbst Literatur; der Stil war korrekt und elegant. Wir wollen ihm sogar das Zeugnis geben,

daß sein Ton weniger emphatisch als der vieler anderer Prediger, und daß sein Vortrag nicht ohne Leben war. Er war sogar zu feurig, besonders zu lang andauernd feurig. Seine Stimme war schön, und seine Gesten zeugten von Geist und ausgezeichneten Anlagen, wenngleich sie zu zahlreich und willkürlich waren. Allein er sprach nicht, er predigte."

VI. Mittel. — Welche Mittel hat man anzuwenden, um den unnatürlichen, singenden Kanzelvortrag zu vermeiden bezw. abzulegen?

1. Man beobachte genau die bisher angegebenen Normen: Accentuation, Pausen, richtiger Finalton. Auch die später aufzustellenden Regeln werden dazu beitragen, den Schüler vor dem singenden Vortrag zu bewahren.

2. Trage nicht für dich selber, sondern für deine Zuhörer vor. Suche zu sprechen wie ein Freund, der sich bei guten Bekannten ausspricht. Du stehst nicht vor deinen Zuhörern, wie ein Poet oder Poetenschüler, der ein auswendig gelerntes oder selbst verfertigtes Gedicht in hohem Tone deklamiert. Du trittst nicht als Schauspieler auf, der sich in einer fremden Rolle bewegt; du trittst vor deine Zuhörer hin als Vater und Freund, als ein Mann, dessen Herz warm für sie schlägt, dessen Sinnen und Trachten einzig und allein auf ihr wahres Interesse gerichtet ist. Vermeide daher alles Erkünstelte, Theatralische, Fremde, alles Gemachte und Nachäffende im Vortrag. Deine Betonung darf nicht nach Theaterschminke riechen.

3. Der Redner hüte sich mit fremder Stimme zu sprechen oder die Eigentümlichkeiten anderer Prediger nachzuahmen. Durch diese indiskrete Imitationssucht tritt die Verbildung und Affektation sehr leicht ein.

4. Ein vorzügliches Mittel, den angehenden Redner an einen natürlichen Vortrag zu gewöhnen, liegt in dem Rekurs an die gewöhnliche Konversation. Man lasse den Schüler den eben vorgetragenen Satz in der gewöhnlichen Umgangssprache, ja in dem gewohnten Dialekte sagen; man lasse ihn diese Übung mehrmals in einem stets höhern Tone wiederholen, bis das Gesagte zuletzt in einer bestimmten Entfernung verständlich wird. Auf diese Weise wird er bald das Ungereimte des sog. Kanzeltones einsehen und sich an eine natürliche Vortragsweise gewöhnen.

§ 12. Siebte Eigenschaft: Richtige Einhaltung der Pausen.

Kanon: Von großer Wichtigkeit für den guten Vortrag ist die richtige Einhaltung der verschiedenen Pausen: der Alinea-, der grammatischen, emphatischen und Einschnittspausen. Der Redner hüte sich, zu wenig oder zu viel Pausen zu machen oder auch während des Sprechens an einer Stelle, wo der Redegang keine Pause zuläßt, Atem zu schöpfen.

I. Zweck und Bedeutung. — Die Pausen — von dem griechischen Worte *παύω* — sind eigentlich Ruhepunkte der Rede und bestehen in einem längern oder kürzern Schweigen der Stimme. Nächster und

wesentlicher Zweck derselben ist, die einzelnen Gedanken und Gedankenteile voneinander zu trennen, um es so den Zuhörern zu ermöglichen, die zusammenhängenden Wörter zu verbinden und den Sinn des Ganzen zu erfassen. Durch unrichtiges Absetzen wird häufig der Sinn vollständig verändert; manchmal wird er bis zur Lächerlichkeit entstellt, wie in jenem bekannten Satze aus dem Buche Job: Homo natus de muliere brevi usw.; in andern Fällen wird die Schönheit und oratorische Kraft der Rede beeinträchtigt. Die richtige Pausierung ist vielleicht noch mehr als die richtige Accentuation eines der ersten Kriterien, an denen man erkennt, ob der Leser oder Redner in das Verständnis des Vorzutragenden eingedrungen ist. Ohne Verständnis des Gegenstandes kann man richtig artikulieren, aber richtig pausieren kann man nicht.

Außerdem sind die durch das Absetzen entstehenden Pausen bedingt durch die Gesetze der Respiration; sie sind eben notwendig, damit der Vortragende während derselben Zeit habe, Atem zu schöpfen; und der erfahrene Redner weiß, wie wohltuend die strenge Beobachtung der von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Ruhepunkte für ihn ist, wie rasch hingegen er sich ermüdet, wenn er sich einmal, ohne Einhaltung der einzelnen Pausen, vom Redestrom mit fortreißen läßt. „Es bedarf bei jedem öffentlichen Auftreten einer nicht geringen Aufmerksamkeit," sagt Hugo Blair,[1] „damit man den Atem immer so in seiner Gewalt habe, daß man sich nie genötigt sieht, Worte voneinander zu trennen, die in der engsten Verbindung stehen und deshalb in einem Zuge ausgesprochen werden müßten. In manchen Fällen wird ein Satz vollständig verdorben, und es geht alle Kraft des oratorischen Accents verloren, bloß darum, weil der Vortragende an der unrechten Stelle absetzt. Um solches zu vermeiden, muß man Sorge tragen, daß man immer einen hinlänglichen Vorrat an Atem für das, was man sagen will, in Bereitschaft habe. Es ist ein großer Irrtum, wenn man glaubt, man könne bloß am Ende eines Satzes, wo die Stimme hält, Atem holen. Es kann das geradeso gut nach den einzelnen Satzteilen, wo die Stimme nur einen Augenblick innehält, geschehen. Und man hat bei diesem Verfahren den Vorteil, daß man immer mit hinreichendem Atem versehen ist, um auch die längsten Perioden vorzutragen, ohne in unzweckmäßiger Weise absetzen zu müssen."

Wenn die Pausen für den Redner notwendig sind, damit sie ihm die notwendigen Ruhemomente bieten, so sind sie aus demselben Grunde nicht minder notwendig für den Zuhörer. Denn auch er bedarf während des Vortrags von Zeit zu Zeit einer gewissen Abspannung, nicht zwar um neue Sprachkräfte zu sammeln — denn solche hat er nicht verbraucht — sondern um die angestrengte Geisteskraft einen Augenblick lang abzuspannen und zugleich um das Gehörte auf sich einwirken zu lassen. Wenn der Zuhörer von dem Redestrom wie überflutet und übergossen wird, dann gleicht er dem Erdboden, auf den ein heftiger Platzregen strömend niederfällt: das Wasser dringt nicht ein, sondern läuft darüber

[1] Lectures on Rhetoric and belles lettres, lect. 33, bei Jungmann, Op. cit.

hinweg. Stiller, langsam fallender Regen dringt in die Erde und befruchtet sie.

Etwas schalkhaft, aber nicht ganz unrichtig urteilte einst ein Zuhörer über einen Prediger: „Wenn der Herr doch nur hie und da sich räuspern würde! Würde er wenigstens von Zeit zu Zeit husten!“ Ein anderer meinte: „Man glaubt ihm nach jedem Satze zurufen zu müssen: ‚Jetzt halten Sie etwas inne, ehe sie weiterfahren‘.“ So fühlt und urteilt der gewöhnliche Mann.

Endlich können die Pausen signifikativ sein, indem sie mitunter dazu verwendet werden, den auszusprechenden oder ausgesprochenen Gedanken in besonderer Weise dem Gemüte einzuprägen. Wir meinen damit die sog. emphatischen Pausen, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Aus dem Gesagten geht hervor, von welcher Wichtigkeit die skrupulöse Beobachtung der Ruhepunkte sowohl für den Zuhörer, wie für den Redner ist. Man dürfte vielleicht nicht mit Unrecht auf die Redepausen anwenden, was ein geflügeltes Wort vom Stillschweigen überhaupt sagt: Sprechen ist Silber, aber Schweigen ist Gold.

In mehr denn einem Fall ist selbst im gewöhnlichen Leben eine stumme Pause beredter, als das gesprochene Wort. Die einzelnen Wörter, Sätze und Satzteile sind wie eine Armee, die der Vortragende gleich einem Feldherrn zu verteilen und ins Feld zu führen hat. Ein ungeschulter General kann durch planlose Anordnung, durch fehlerhafte Verteilung die tapfersten Soldaten dem Untergange weihen; so kann auch ein ungeschickter Redner durch mangelhafte Pausierung das herrlichste Werk der Beredsamkeit seines Zaubers und oratorischen Nachdrucks entkleiden.

II. Arten der Pausen. Wir unterscheiden 4 Arten von Pausen: die Alineaspausen, die grammatischen, die emphatischen und die Einschnittspausen.

1. Die Alineaspause — an und für sich die längste von allen — wird in der Schrift durch einen Punkt und einen neuen Abschnitt bezeichnet. Sie besteht in einer eigentlichen Unterbrechung der Rede. Dem Vortragenden soll sie es ermöglichen, ruhig aufzuatmen, vielleicht auch einen prüfenden Blick nach vorwärts oder rückwärts zu werfen, sich zu sammeln, seinen Vortrag zu verbessern, wenn derselbe fehlerhaft gewesen. — Aber auch dem Zuhörer soll sie Zeit geben, wenigstens einen Augenblick von der ernsten Arbeit der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens auszuruhen. Zugleich ist hier für den Redner der geeignete Moment, — wenn er solches nötig hat — sich zu räuspern, sich den Schweiß abzutrocknen usw.

Wann tritt diese Pause ein?

1) Vor einem neuen Lesestück, vor einem neuen Kapitel oder Paragraphen desselben Lesestückes. Hier erwarten wir als so selbstverständlich die längere Pause, daß es uns geradezu komisch vorkommt, wenn der Lektor nach den letzten Worten des eben verlesenen Kapitels unmittelbar, ohne abzusetzen, die Überschrift des folgenden Abschnittes beginnt.

2) Nach den konstitutiven Teilen der Rede, wenngleich nicht immer in derselben Ausdehnung.

3) Überhaupt, wie der Name andeutet, bei jedem Absatz. — Indessen darf diese Regel nicht mißverstanden werden. In den ältern Schriften finden sich wenig Alineas; die neuern Schriftsteller gehen nicht selten geradezu verschwenderisch mit dem Papier um, indem sie in der Anwendung der Alineas kein Maß kennen. Darum hat der Lektor darauf zu achten, ob der im Text angegebene Abschnitt einen neuen Teil oder neuen Ideengang und dementsprechend die längere Ruhepause anzeige oder nicht. Im letztern Falle tritt selbstverständlich die Abschnittspause nicht ein. „Der Lektor," sagt Branchereau, „muß beim Eintreten eines neuen Absatzes durch einen raschen Blick nach vorwärts erkennen, was derselbe andeutet. Zeigt das Alinea nur eine neue Entwickelung desselben Gedankens oder einen einzelnen Umstand einer Erzählung an, so ist die Pause kurz und unterscheidet sich kaum von jener, welche zwischen den Sätzen eintritt. Deutet es den Übergang zu einer neuen Erzählung oder einen neuen Ideengang an, so muß die Pause markierter sein und um so länger, je verschiedener die Gedanken sind, die sie voneinander trennt." [1]

4) Eine Art Absatzpause findet endlich nach einem Zitat statt. Jedenfalls muß die nach dem zitierten Passus angebrachte Ruhepause dem Zuhörer in klarer, unzweideutiger Weise anzeigen, daß die Anführungszeichen zu Ende sind und der Autor wieder in seinem eigenen Namen spricht. Die vor dem Zitate eintretende Pause unterscheidet sich kaum merklich von der des Doppelpunktes. [2]

2. Die grammatischen oder Interpunktionspausen werden durch die von der Grammatik geforderten Interpunktionszeichen angedeutet.

1) Die längste, rein logische oder grammatische Pause fordert der Punkt. Nach einigen Rhetoren soll dieselbe so lang sein, daß man während derselben bis 3 zählen kann.

2) Die Pause des Semikolon (Strichpunkt) ist etwas kürzer und ungefähr so lang, daß während derselben bis 2 gezählt werden kann.

3) Beim Komma (Beistrich) tritt eine ganz kurze Pause ein, die jedoch lang genug ist, um 1 zu zählen, d. h. um teilweise den zum Sprechen nötigen Luftvorrat zu erneuern und die Satzteile voneinander zu unterscheiden.

Wie leicht zu ersehen ist, wird hier der richtige Gebrauch der Interpunktionszeichen unterstellt.

Indes sind diese von manchen Grammatikern aufgestellten Regeln nicht ganz genau. Kindern gegenüber mögen sie ein nützliches Hilfsmittel sein, um selbe überhaupt an die Beobachtung der Pausen und die langsame Lektüre zu gewöhnen; dem Redner und dem kunstgerechten Lektor können sie nicht genügen. Die durch das Semikolon bedingten Pausen sind nicht alle gleich lang. Die Dauer derselben hängt von dem Inhalt und

---

[1] Branchereau, Lecture à haute voix, p. 210.
[2] Vgl. Gondal, Op. cit. p. 178.

dem Verhältnis der Sätze und noch mehr von dem Umfange derselben ab. Dient das Semikolon zur Trennung von Hauptsätzen, so ist in der Regel die Pause länger, als wenn durch dasselbe koordinierte Nebensätze voneinander getrennt werden usw.

Dasselbe gilt von dem Komma. Man würde ohne Geschmack und Verständnis lesen oder vortragen, wenn man beim Beistrich immer in derselben Weise, etwa während der Dauer einer Zahleinheit anhalten würde.[1]

Manchmal ist die grammatische Kommapause nicht länger als eine Einschnittspause.

Z. B. Ich hoffe, er wird mir helfen. — Ich zweifle, ob er kommt.

Manchmal ist sie sogar kürzer als die in demselben Satze angebrachte Einschnittspause, wie in folgenden zwei Sätzen.

Wir wollen die Angelegenheit unserer Freunde mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, zu fördern suchen.

Die verstellte Sanftmut des Königs und die Beteuerungen eines Wohlwollens für die niederländische Nation, die er nicht empfand, hintergingen die Redlichkeit der Flamänder.

So richtet sich die Interpunktion nicht immer nach dem äußern grammatischen Verhältnis, sondern in manchen, wenngleich seltenen Fällen nach dem Wert der Satzglieder, wie er sich in der lebendigen Rede zu erkennen gibt.[2]

4) Die Parenthesen, welche nach den Grammatikern ein erklärendes Wort oder einen eingeschalteten Zwischensatz umschließen, haben in der Regel den Wert und die Dauer eines Komma.

Z. B. Die Idolatrie (Götzenverehrung) ist ein Greuel vor dem Herrn. Ein Tropfen Wasser enthält (wer sollte es glauben) eine ganze Welt von kleinsten Lebewesen.

Wird die Parenthese durch einen Gedankenstrich ersetzt, so bleibt die Pause natürlich dieselbe.

5) Die Pause des Kolon ist weniger bestimmt. Häufig hat sie die Dauer des Semikolon, in andern Fällen ist sie länger, manchmal auch kürzer als die Pause des Strichpunktes, je nach dem Inhalte der zu trennenden Satzteile. Man vergleiche die oben für die Kadenz angegebenen Beispiele.

6) Frage- und Ausrufungszeichen sind als solche keine Pausezeichen; sie haben den Wert des Punktes, des Semikolon oder des Komma, je nach den Sätzen oder Satzteilen, die sie abschließen. Darum sind die hier einzuhaltenden Pausen in logischer Hinsicht länger oder kürzer, je nach der Dauer der Interpunktionszeichen, die sie vertreten.

Indes kommt doch bei diesen beiden Zeichen in sehr vielen, wenn nicht in den meisten Fällen ein anderes Moment ins Spiel: ein psychologisches Moment, das modifizierend auf die Ausdehnung dieser Ruhepunkte

[1] Vgl. weiter unten. [2] Vgl. Willmann, Schulgrammatik.

einwirkt. Beim Fragesatz ist es das Moment der Spannung, beim Ausruf das des Affektes, das besonders durch die Exklamation ausgedrückt wird.

Darum stellen wir für den Frage- und Ausrufungssatz folgende Regeln auf:

a) Tritt die Frage nur als *Zwischensatz oder als Anführung einer fremden Rede* auf, so hat die Pause bloß den logischen Charakter und ist dementsprechend kurz.

Z. B. Wenn der Herr uns, wie einst den hl. Petrus fragte: „Liebst du mich?" was würden wir, was könnten wir ihm antworten?

Dasselbe ist vom Ausrufungszeichen zu sagen.

Z. B. Die Frauen hörten das Wort: „Christus ist auferstanden!" und wurden von Freude und von Schrecken zugleich erfüllt.

b) Nach *einer direkten Frage*, wodurch der Hörer veranlaßt wird, über den Gegenstand nachzudenken, selber ein Urteil zu fällen oder einen Schluß zu ziehen, tritt eine längere Pause ein, als nach jenen Fragen, welche die Antwort in sich enthalten, bei welchen also der Zuhörer des Nachdenkens gleichsam überhoben ist.

Z. B. Welche Gefühle muß das Andenken an das letzte Gericht in uns rege machen? — Bei wem sollen wir Hilfe suchen, wenn nicht bei dir, o Herr, dem heiligen, allweisen, allmächtigen Gott?

c) Folgen *mehrere Fragen aufeinander*, so werden die einzelnen durch eine kürzere Pause getrennt, am Schluß der letzten aber wird zur Erregung der Spannung eine längere Pause gemacht. Dasselbe gilt vom Ausrufungssatze.

Z. B. Was kann uns hier auf Erden glücklich machen? Ist es der Reichtum? Ist es die Ehre vor der Welt? Sind es die Genüsse der Sinnlichkeit? Ist es ein arbeitsloses, bequemes Leben? — Ach nein!

Überhaupt ist bei der Frage die Pause um so länger, je größer die zu erzielende Spannung sein soll; beim Ausruf — je stärker das auszudrückende Gefühl ist.

Dieses psychologische Moment greift bereits in die folgende Art der Pausen, die sog. emphatischen Pausen ein, und nur der bessern Übersichtlichkeit wegen wurde es bereits hier berührt.

NB. Mancher möchte die für die Ruhepausen der einzelnen Interpunktionszeichen aufgestellten Zeitnormen kleinlich finden. Wir geben zu, daß sie dem geübten Redner, bei dem die Beobachtung der rhetorischen Regeln zur Routine geworden ist, nicht mit Unrecht kleinlich vorkommen dürfen, für den Anfänger in der Lese- oder Redekunst sind sie nicht kleinlich: derselbe nehme keinen Anstand, sich bei Beginn seiner oratorischen Übungen so genau wie möglich an dieselben zu halten. Wer Gelegenheit hatte, den Vortrag junger Leute zu überwachen, wird die Bemerkung eines neuern Rhetorikers verstehen: „Leider werden die Atem- und Interpunktionszeichen zu wenig beachtet. Es wurde schon wiederholt angeregt, in den ersten Stufen der Leseschule das Komma durch eine Pause von einer halben, den Punkt durch eine Pause von einer Sekunde auszudrücken. Bei langsamem Vortrag wären diese Pausen entsprechend zu verlängern."[1]

---

[1] Skraup, Op. cit. 3. Abschnitt, Takt und Rhythmus.

3. Die emphatischen Pausen spielen in der profanen Beredsamkeit, speziell auf dem Theater, eine große Rolle; doch können sie auch, wenngleich nicht in demselben Maße, im geistlichen Vortrag Verwendung finden. Die Emphase (von ἐμφαίνω) ist, im weitern Sinne des Wortes, die Hervorhebung eines Wortes oder Satzes, um demselben mehr Nachdruck zu geben; emphatisch bedeutet soviel als nachdrucksvoll.

Die Rhetorik hat verschiedene Mittel, um einen Gedanken oder eine Empfindung lebhafter und nachdrucksvoller der Seele des Zuhörers einzuprägen: Dehnung, stärkere oder auch schwächere Betonung, Veränderung in der Tonhöhe usw. Unter diesen Mitteln tritt nicht an letzter Stelle die Pause auf.

Die emphatische Pause hat nicht mehr den Zweck, den Hörer zu Atem kommen zu lassen, oder ihm einen Augenblick der Ruhe zu gönnen; sie ist signifikativ, sprechend, so vielsagend wie das gesprochene Wort und soll tätiges Leben in das Innere des Hörers hineintragen.

Dieselbe kommt vor:

a) Als vorbereitende Pause, um ein Wort, einen Satz oder selbst eine Silbe im lauten Vortrag als etwas Unerwartetes oder besonders Wichtiges hervorzuheben.

Z. B. Am Rande des Waldes findet sie einen entseelten Körper. Sie sieht ihn an. — Es ist der Leichnam ihres Sohnes.

Besonders in Erzählungen hat der Vortragende oft Gelegenheit, durch eine künstlich angebrachte Pause die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu spannen. Auch bei Hervorhebung bedeutender Epitheta, bei mehreren hervorzuhebenden Wörtern derselben Gattung tritt die emphatische Pause ein. Freilich ist dieser Ruhepunkt, wie auch die beiden nachfolgenden, von sehr verschiedener Dauer, manchmal länger, manchmal aber auch so kurz, daß sie nur ein schärferes Ansetzen des hervorzuhebenden Wortes bedeutet.

b) Als nachwirkende Pause, um einen der vorgetragenen Gedanken oder ein tiefes Gefühl im Geiste und Gemüte der Zuhörer nachwirken zu lassen.

Z. B. Bei der Schilderung des letzten Gerichts: Der Boden öffnet sich unter ihren Füßen, und die Verdammten sinken hinein; die Erde schließet sich wieder, und die Unglücklichen liegen in der Hölle zur ewigen Strafe. — Hier macht der geschickte Redner, ehe er weitergeht, einen Ruhepunkt, um der ausgesprochenen, an sich ausdrucksvollen Wahrheit die nötige Zeit zu geben, ihre Kraft zu entfalten, um zugleich dem Zuhörer wenigstens einige Momente zu bieten, den durch die Rede bewirkten Eindruck in sich verarbeiten zu können.

„Nach dem Ausdruck unseres mächtig ergriffenen Gefühls," sagt Hettinger,[1] „kann der Prediger unmöglich ohne Unterbrechung in seiner Rede fortfahren. Geschieht es aber doch, und es geschieht so häufig, so macht es eben den Eindruck des rein äußerlichen und unwahren."

[1] Aphorismen, XX.

Es wurde bereits bemerkt, daß nach einer Reihe von rhetorischen Fragen diese Pause eintritt, sowohl um dem Zuhörer Zeit zur Auffindung der Antwort zu geben, als auch um die zu gebende Antwort in ein helleres Licht zu stellen. Mitunter wird diese Pause verwendet, um einem vorhergehenden Worte mehr Bedeutung zu geben, als es an und für sich hätte, z. B. zur Hervorhebung der Konjunktionen *dann*, *aber*, — sogar der Konjunktionspartikel *und* (Beispiele siehe unten 4).

c) Als sog. *Reflexions-* oder *Sammlungszeichen*, zum Ausdruck der eigenen Reflexion, des ernsten, schwerwiegenden Nachdenkens, oder auch wenn man zwischen zwei Wörtern und Ausdrücken, die an und für sich verbunden sind, im Geiste die Worte: „Was soll ich sagen?" oder „Sie erraten es nicht," setzen kann.[1]

Z. B. In Verlegenheit: Was soll ich tun? — Was soll ich sagen? — Womit soll ich den Anfang machen?

Sein Benehmen war derart, daß es geradezu | ärgerlich, ich möchte sagen, | empörend war.

Häufig wird in der Schrift, zur Andeutung der emphatischen Pausen, der Gedankenstrich gesetzt. Doch merke man, daß der Gedankenstrich nicht nur gebraucht wird, um einen unerwarteten Gedanken oder ein plötzliches Abbrechen eines Gedankens anzudeuten, sondern auch anstatt des Semikolon und Kolon, um in Perioden das Vorderglied von dem Nachglied zu trennen, vor einer Zusammenfassung des Vorhergehenden, oder anstatt der Parenthesen. In letztern Fällen tritt natürlich der emphatische Ruhepunkt nicht ein.

4. *Die Einschnittspausen.* — Die bisher angedeuteten Pausen genügen nicht, um das Verständnis des Satzes zu ermöglichen oder wenigstens zu erleichtern, und zugleich den Redner vor Überstürzung zu zu bewahren. Auch dort, wo in der Schrift keine Interpunktionszeichen stehen, muß häufig aus den genannten Gründen eine kleine Pause (natürlich ohne Tonsenkung) eintreten. Die französische Sprache nennt sie coupures; wir wollen sie demgemäß *Einschnittspausen* nennen.

Ohne Beobachtung dieser Pause ist es dem Redner kaum möglich, das gehörig langsame Redetempo einzuhalten; ohne sie wird seine Stimme in größern Räumen leicht verhallen, ja in mehr denn einem Falle kann ohne Anwendung dieser Pause der Satz oder Satzteil einfach unverständlich werden, wie in folgenden zwei Beispielen: Empört hatte sich in der Wüste | Israel, das auserwählte Volk gegen Gott. Offenbar muß hier nach dem Worte *Wüste* die Einschnittspause eintreten, weil man sonst den Glauben erwecken müßte, es handele sich um eine Wüste Israel. —

Anderes Beispiel: Lasse alle | Hilfe erfahren, die dein hl. Andenken verehren. Hier ist die Einschnittspause nach *alle* zu machen, weil dieses Wort sich nicht auf Hilfe bezieht, sondern zu dem nachfolgenden Relativsatz in Beziehung steht.

---

[1] Castellar, L'art du lecteur, du diseur, de l'orateur, chap. XIV.

Diese Pause ist in der Regel sehr kurz. Häufig ist sie nur ein leises Hauchen oder ein schärferes Ansetzen des nachfolgenden Wortes. Andere Male läßt sie gerade Zeit zu einem leisen, sehr kurzen Atemzug. Manchmal indes kann sie eine etwas größere Ausdehnung haben; mitunter ist sie sogar länger als die Pause des vorhergehenden oder nachfolgenden Komma, wie in folgendem Satze: Erhebe dich, o Herr, in deiner Macht | und komme uns zu helfen.

Dem richtigen Verständnis des Lesers oder Redners bleibt es anheimgestellt, die Stelle, wo diese Pausen eintreten sollen, ausfindig zu machen, um so mehr, da im raschen Vortrag diese Pausen weniger häufig sind als in der langsamern Rede. Auch hierin wird die Übung bald zur Routine werden.

Im besondern sollen folgende Regeln dem Vortragenden einige Anhaltspunkte bieten.

1. Nach dem Subjekt des Hauptsatzes tritt die Einschnittspause ein, ausgenommen wenn der Satz sehr kurz oder das Subjekt durch ein Pronomen ausgedrückt ist oder auch, wenn nach dem Subjekt gleich eine andere Pause folgt.

Z. B. Gott | ist der Schöpfer des Himmels und der Erde.
Ein gutes Gewissen | ist ein sanftes Ruhekissen.
Die hl. Rechte der Freundschaft | sind ein unverletzliches Gut.
Aber: Gott ist allmächtig.
Er hat alles gut gemacht.
Gott ist es, | der alles erschaffen hat.

2. Bei der Ellipse tritt die Einschnittspause an die Stelle des ausgefallenen Wortes.

Z. B. Mein Leib gehört der Erde, meine Seele | dem Herrn.

3. Zur Hervorhebung von Entgegengesetztem trennt man die in Opposition stehenden Teile.

Z. B. Maria ist es, die den Fluch der Stammutter zum Segen wenden sollte.
Vergleichet das Los des Lazarus mit dem des reichen Prassers.

4. Zwischen Verbum und Objekt findet eine Pause statt, wenn letzteres zusammengesetzt ist, nicht aber, wenn sich dasselbe als einfaches Objekt darstellt.

Z. B. Wenn man das nicht hat, was man liebt, so muß man das lieben, was man hat.
Aber: Er beschützte die Unschuld. Er vergoß Tränen.

Wenn Zeitwort und Objekt durch ein Wort oder einen Satzteil voneinander getrennt sind, so tritt vor dem Objekt die Einschnittspause ein, indes das Verbum mit der Ergänzung verbunden wird.

Z. B. Das Geld | hat für die meisten Menschen | einen mächtigen Reiz.
Gib, | daß wir des Segens deiner wunderbaren Nähe | in vollem Maße teilhaftig werden.

5. Die Einschnittspause mache man ferner nach den Adverbien, welche den Anfang eines Satzes bilden: hier, dort, endlich, nie, umsonst, übrigens, zufällig, vielleicht usw.

Z. B. Hier | entledige dich aller Sorgen und Beschwerden, die dich niederdrücken; hier | erfülle deine Begierden und Wünsche; hier | ruhe aus in lieblichstem Frieden.

Jedoch: Hier von diesem Altare | willst du wie von einem Throne | unsere Bitten entgegennehmen.

Überhaupt führen die Adverbien und die adverbialischen Bestimmungen gerne diese kleinste Pause mit sich, bald vorher, bald nachher, manchmal vorher und nachher zugleich.

Z. B. Es war ihm nicht genug, 33 Jahre | Wohltaten spendend | unter uns zu wandeln; er wollte auch unter heftigen Leiden | am Kreuze für uns verbluten.

6. Auch tritt sie häufig nach den Konjunktionen ein, welche unabhängige Sätze oder Satzteile miteinander verbinden: allein, indessen, dennoch, nichtsdestoweniger, also, mithin, deswegen, darum, ja nach denn, aber, doch, wenn dieselben hervorgehoben werden sollen, wenngleich die Pause hier häufig ein bloßes Ansetzen des nachfolgenden Wortes bedeutet.

Z. B. Zwar hatte er sich große Reichtümer gesammelt, allein | sie konnten ihm | im Augenblicke des Todes nichts nützen.

Was ich euch verkündige, ist heilige, unfehlbare Wahrheit. Denn | der Heiland selbst hat es gesagt.

Aber: Denn bei dem Herrn ist Barmherzigkeit und überreiche Erlösung.

Denn Maria | ist groß und mächtig genug.

Denn Maria ist groß | und mächtig genug, um uns helfen zu können.

Bei Hervorhebung: Denn | Maria ist groß | und mächtig genug usw.

Doch sind hier ausgenommen die Konjunktionen und, oder, weder, denen die rhetorische Pause nie nachfolgt, häufig aber vorangeht.

Z. B. Hütet euch sorgfältig vor jeder Lüge und vor aller Ungerechtigkeit.

Die hl. Kirche ist von Jesus mit eigener Hand gepflanzt | und mit seinem kostbaren Blute betaut.

Natürlich unterbleibt in jedem Falle die Einschnittspause nach den (subordinierten) Konjunktionen: obgleich, wenn, wie, damit, bevor, während usw., welche untergeordnete Sätze, d. h. Nebensätze mit Hauptsätzen verbinden.

7. Nie trenne man den Genitiv von seinem Substantiv oder das Adjektiv von dem Subjekt, auf das es sich bezieht; überhaupt pausiere man nicht zwischen Wörtern, die so innig zusammenhängen, daß ihre Trennung sinnstörend wäre.[1]

Z. B. Das Herz des reinen Menschen | ist ein tiefes Gefäß.

Das war ein leichter Sieg.

[1] Vgl. Gondal, Parlons ainsi, l. I., chap. VI, N. 149.

Laß uns durch die Fürbitte des Bräutigams deiner allerheiligsten Gebärerin geholfen werden.

Wie oft haben wir vielleicht durch sündhafte Gedanken und Absichten an dieser hl. Stätte im hhl. Sakramente dich beleidigt.

III. Zu vermeidende Fehler. — Eines dreifachen Fehlers kann man sich inbezug auf die Pausen schuldig machen:

1. Indem man zu wenig pausiert: ein Fehler der meisten ungeschulten Redner. Besonders solche, deren Naturell zu einem raschen Vortrag drängt, sollen darauf achten, die Pausen gut einzuhalten, weil gerade sie am meisten diesem ersten Fehler ausgesetzt sind.

2. Indem man zu viele Pausen macht, bezw. an der unrechten Stelle absetzt. „Die ungeschulten Redner", sagt Hettinger,[1] „pausieren zu wenig, die Aufregung beim Sprechen reißt sie eben mit sich fort; wenn sie aber pausieren, dann geschieht es mitten im Satz, oft sogar nach und, denn, weil, wenn, ganz willkürlich, meistens aber am unrechten Orte; würden wir diese so gesprochenen Sätze geschrieben und auch so unrichtig mit Unterscheidungspausen bezeichnet lesen, wir hätten Mühe, ihren Sinn zu erfassen. Das gesprochene Wort soll aber deutlicher sein als das gedruckte und leichter verständlich, weil ich bei diesem einhalten, den Satz noch einmal lesen, überdenken kann, dort aber nicht."

3. Dadurch, daß man während des Sprechens, ohne zu pausieren, Atem holt. Quintilian macht im besondern auf diesen Fehler aufmerksam. Die Ursache dieses Fehlers liegt nach ihm darin, daß der Vortragende in der Rede zu lange anhält, ehe er wieder Atem schöpft. Ist er dann endlich gezwungen, wieder zu atmen, so geschieht das leicht am unrechten Orte, indem er nicht da es tut, wo er will, sondern da, wo er muß." „Hat man eine längere Periode vorzutragen," fährt er fort, „so soll man vorher sich ausholend Atem schöpfen." „Der Redner muß suchen," sagt Stöhr,[2] „die einzelnen Akte der Atmung auf eine Pause zu verlegen, damit nicht der ganze Effekt einer schwungvollen Periode durch das inzwischen hineinfallende, hörbar seufzende Inspirium vereitelt wird, oder eine mit der ganzen Kraft der Lunge begonnene Periode schließlich zu einem matten, kaum vernehmbaren Flüstern herabsinkt, oder das Tempo des Vortrags in ein ängstliches Hasten übergeht, das die Sehnsucht erraten läßt, mit welcher der Redner einem Atmungsrelais zuströmt."

Diese Verbindung der Respiration mit der Pausierung gestaltet sich in der Praxis nicht so schwer. Denn wie man sehr verschiedene Pausen unterscheidet, von den längsten, während welcher man bis zu 3 und noch mehr zählen kann, bis zu den kürzesten, die nur in einem neuen Ansatze der Stimme bestehen, so kann man auch rücksichtlich der Dauer und des zu erneuernden Luftquantums verschiedene Atmungen unterscheiden: die ganze, die halbe, die viertel, die achtel und die unbemerkbare (o) Atmung.

[1] Aphorismen, XX.

[2] Pastoralmedizin, Freiburg 1878. S. 230 bei Hettinger.

Die ganze und volle Atmung geschieht zu Anfang des Satzes und soll die Lunge gut mit Luft anfüllen, die übrigen Respirationsarten verteilen sich auf die einzelnen Teile des Satzes.

In folgenden zwei Sätzen, die den Eingang der Trauerrede auf die Königin von England (von Bossuet) bilden, sind diese verschiedenen Respirationsweisen (wenngleich in sehr elementärer Art) angegeben.[1]

Der in dem Himmel thront (1/8), und von dem alle Reiche abhängen (1/4), dem allein die Ehre (1/8), die Herrlichkeit (o) und die unumschränkte Macht gehört (1/2), — er ist auch der Einzige (1/8), der sich rühmen kann (1/4), Königen (o) Gesetze zu geben (1/4) und ihnen (1/8), wenn es ihm gefällt (1/4), große und furchtbare Lehren zu erteilen (1). Sei es (1/8), daß er die Throne erhebt (o) oder sie stürzt (1/4), daß er den Gewalthabern (o) seine Macht mitteilt (1/8) oder sie ihnen wieder entzieht (1/8) und ihnen nichts als ihre eigene Schwäche läßt (1/2): er lehrt sie ihre Pflichten (1/8) in einer des höchsten Herrschers würdigen Weise.

§ 13. Achte Eigenschaft: Gehörig langsames Tempo.

Kanon: Der Redner suche seinem Vortrag stets ein gehörig langsames Tempo zu wahren. Darum spreche er alles gut aus, dehne die Vokale ordentlich und halte genau die verschiedenen Pausen mit der ihnen zukommenden Dauer ein. Das Tempo der Rede muß überhaupt der Räumlichkeit und dem Inhalte des Vortrags entsprechen, doch darf dasselbe nicht zu langsam sein, als ob man lauter Orakelsprüche mache oder die Wörter und Silben erst hervorsuche.

I. Ein häufiger Fehler. — Das allzu rasche Tempo im Vortrag ist der gewöhnliche Fehler der Anfänger. Diejenigen, welche in den Instituten die Tischlektüre oder den freien Vortrag zu überwachen haben, können es insgesamt bestätigen. Eine der gewöhnlichen Bemerkungen, welche mitten in die Lektüre oder den Vortrag hinein ertönt, ist die Aufforderung zu langsamerm Redetempo. „Bitte, langsam, langsam!" „Aber wo laufen Sie denn hin?" „Langsamer, viel langsamer!"

Die einen sprechen zu rasch aus Temperamentsanlage. Warmblütige, sanguinische Naturen sind eben lebhafter in ihrem Sprechen und Handeln als phlegmatisch angelegte, und es wird dieses rasche Wesen einer der Fehler sein, gegen den sie bis zum Ende ihres Lebens werden anzukämpfen haben.

Bei andern liegt der Grund des Schnellsprechens in einer noch nicht abgelegten Angewöhnung aus der Jugendzeit. Man weiß, wie die Kinder die fleißig gelernte Lektion hersagen, so rasch wie möglich, manchmal stockend, etwa noch gar das Mützchen zwischen den Händen drehend. Diesen tut's der eben genannte Redner nach. Er hat den Vortrag wörtlich auswendig gelernt, vielleicht schon mehrmals für sich

[1] Nach Monsabré, La prédication.

im Studierzimmer vorgetragen. Auf der Kanzel stellen sich die einzelnen Gedanken und Sätze in rascher Aufeinanderfolge dem Geiste dar; das Wort folgt ebenso rasch, und der Redner (!) macht den Eindruck, als ob es eine seiner Hauptbestrebungen sei, in kürzester Zeit sich seines Pensums zu entledigen.

Wiederum andere eilen zu sehr infolge momentaner Gemütserregung. Der Anblick der Menge, die sie um ihre Kanzel geschart sehen, oder auch schon der Gedanke daran hat ihnen die kalte, ruhige Überlegung geraubt, der Kopf wird wirre; sie eilen durch die Wörter und Sätze unheimlich rasch, ähnlich dem schwer beladenen Wagen, der ohne Hemmnis und Halt auf abschüssiger Bahn unaufhaltsam dahinbraust.

Bei andern endlich kommt das zu schnelle Sprechen auf das Konto der Eitelkeit zu stehen, indem sie, das rasche Element mit dem fließenden verwechselnd, in dem eiteln Wahn befangen sind, sich dadurch den Ruf eines tüchtigen Redners zu erkaufen.

II. Nachteile des zu schnellen Vortrags. — Das Schnellsprechen hat viele und große Nachteile: 1. Der Redner macht sich unverständlich. „Wenn man zu hastig spricht, sagt Hugo Blair,[1] so ist es unmöglich, daß die Pronuntiation artikuliert bleibe und den Sinn klar hervortreten lasse." Besonders in größern Räumen wird der Fernstehende die Worte des Redners nicht erfassen können, der Nahestehende erfaßt sie kaum; und doch soll der Prediger so sprechen, daß er, wenn immer möglich, von allen Zuhörern verstanden wird.

2. Das zu rasche Tempo benimmt dem Vortrag Nachdruck und Würde. Nur durch Beobachtung des gehörigen Zeitmaßes wird der Redner seinem Worte Kraft, Nachdruck und Fülle geben können.

3. Durch die zu große Schnelligkeit fällt man leicht in den Predigerton hinein, jene verpönte Vortragsweise, von der im vorhergehenden die Rede gewesen, die so einschläfernd wirkt und am Ende gar unerträglich wird.

4. Der Redner ermüdet sich in unnützer Weise; er gleicht dem Laufburschen, der in aller Eile durch die Straßen dahin rennt, und dies nicht einige Sekunden, sondern 20, 30 Minuten lang, häufig noch länger. Wie weit weniger ermüdet sich der stille Fußgänger, der langsam und ruhig, gemessenen Schrittes seinen Weg geht.

5. Selbst dann, wenn die Zuhörer die einzelnen Worte des Redners verstehen, werden dieselben, wenigstens die minder fähigen unter ihnen, doch nicht imstande sein, die vorgetragenen Gedanken in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und zu ihrem geistigen Eigentum zu machen, während die fähigern zum mindesten sehr ermüdet werden. „Auch der beste Inhalt", sagt Hettinger,[2] „geht wirkungslos vorüber, wenn wir nicht darauf achten, den Zuhörer in das Interesse zu ziehen, daß er mit uns denkt und das Vorgetragene in sich verarbeitet." Cicero redet mit Recht von einem

[1] Lectures on Rhetoric and belles lettres, lect. 33.
[2] Aphorismen, XX, die Pause.

spatium cogitandi. Wie sehr sind die Lehrer der schwierigen Wissenschaften bemüht, langsam zu reden, um es den Schülern zu ermöglichen, ihrem Worte folgen zu können, und dennoch stehen die gewöhnlichen Gläubigen zu den Wahrheiten des Heils in demselben Verhältnis, wie jene Schüler zu den erwähnten Wissenschaften. Der hl. Augustinus vergleicht den Schnellredner mit einem Gastgeber, der die Tafel mit den kostbarsten Speisen nacheinander besetzt, aber ebenso schnell sie wieder wegnimmt, ohne daß die Gäste sie genießen können. Diese wissen ihm wenig Dank dafür.

6. Sollen wir hinzufügen, daß infolge des zu raschen Tempos der Redner gezwungen ist, für jeden Vortrag viel Material in Bereitschaft zu halten, und zwar ohne die entsprechende Wirkung zu erzielen?

7. Endlich verstößt das zu rasche Sprechen auf der Kanzel wie überhaupt das zu rasche Wesen gegen die Würde des geistlichen Redners. „Man kann sich Jesus Christus, der redete wie einer, welcher Macht hat," sagt Zarbl, „unmöglich als einen Mann vorstellen, der seine hl. Reden in alltäglicher Weise und in eilender, zorniger oder überwallender Hast hingeworfen; wir müssen ihn uns vielmehr in allem, was er tat und redete, als ehrwürdig, feierlich, tiefsinnig und ausdrucksvoll denken. Er aber ist das Vorbild aller Prediger.[1]

Wenn daher manche es dem französischen Politiker Thiers und andern nachrühmen, daß sie mit einer geradezu fabelhaften Schnelligkeit sprachen, daß sie so und soviele Wörter in einer Minute sagen konnten, so soll dieser Ruhm eines mundfertigen Schnellsprechers den Genannten voll und ganz überlassen bleiben. Dieser Ruhm ist übrigens, besonders in französischem Munde wohlfeiler zu haben als der einer langsamen, eindringlichen und allgemein verständlichen Diktion.

Wie ernst klingt dem gegenüber die Mahnung eines neuern Rhetorikers:[2] „Wer sich nicht von den ersten Seminarübungen an in dieser Beziehung überwacht, der wird in der Regel erst nach fünf oder sechs Jahren, d. h. nach viel unnütz verlorener Zeit, zu einer wahrhaft passenden Sprechweise gelangen — und vielleicht nie."

III. Mittel. — Wenn der Franzose, der einige Zeit die deutsche Sprache erlernt und dieselbe hinlänglich zu verstehen glaubt, einen Deutschen sprechen hört, so klagt er darüber, daß dieser so äußerst schnell spreche und so unverständlich rede. Darum sei es kein Wunder, wenn man ihn gar nicht verstehen könne. Merkwürdigerweise klagt unter denselben Umständen der Deutsche über seinen französischen Gefährten und nicht nur über diesen, sondern auch über den Engländer, den Polen, den Italiener; das tut überhaupt jeder Anfänger einer fremden Sprache gegenüber. Hieraus ergibt sich eine sehr weise Regel für jeden Redner oder Lektor: „Willst du dich vor dem Schnellsprechen bewahren, und das ist in besonderer Weise notwendig, wenn du zum schnellen Vortrag oder zum Verschlucken

[1] Handbuch der kath. Homiletik, 2. Abschnitt, 4.
[2] P. Schleiniger, Predigtamt.

und zu undeutlicher Pronuntiation Neigung hast, so stelle dir vor, du sprächest zu Ausländern, die Mühe haben, dich zu verstehen, die aber äußerst begierig sind, ein jedes deiner Worte aufzufassen und zu behalten." Das ist eine allgemeine Norm. Wie hat es der Redner im besondern anzustellen, um seinem Vortrag dieses langsame Tempo zu sichern?

Das Tempo des Vortrags hängt einerseits ab von der Beschleunigung oder Verlangsamung der Laute, Wörter und Sätze, anderseits von der längern oder kürzern Unterbrechung der Wort- und Satzfolge, d. h. von der längern oder kürzern Dauer der Pausen. Darum hat der Redner auf diese zwei Momente acht zu haben: auf die Einhaltung der Ruhepunkte und die gehörige Dehnung der Vokale. Soll er seinem Vortrag ein noch langsameres Zeitmaß geben, so dehne er noch mehr die Pausen und die Vokallaute. Dies letztere ist indes nicht so zu verstehen, als ob nur die langen Vokale eines Satzes gedehnt zu sprechen seien. Das Zeitverhältnis der einzelnen Wortsilben zueinander darf nicht gestört werden. Wenn wir sehr langsam sagen: Der Vater lacht, so werden alle Vokale langsamer gesprochen, aber das lange „a" in Vater steht zu dem kurzen „a" in lacht in demselben Verhältnisse, wie wenn der Satz rasch gesprochen wird.

Freilich hat man sich hier vor einem andern Extrem zu hüten, vor der zu großen Dehnung der Vokale. Aus dieser übermäßigen Dehnung geht zudem leicht ein Fehler hervor, der dem sog. Kanzelton eigen ist: die Modulation ein und desselben Vokales. Es ist nämlich sehr schwer, einen Vokal lange auf demselben Tone festzuhalten, und so ist man geneigt, denselben zu modulieren, d. h. denselben auf 2 verschiedenen Tonhöhen erklingen zu lassen: eines der charakteristischen Merkmale des verschrieenen Kanzeltones.

IV. Nähere Bestimmung des gehörigen Redetempos.

1. Das Tempo der Rede muß der Räumlichkeit entsprechen, in der man auftritt. Je größer die Räumlichkeit, je zahlreicher die Zuhörer sind, desto langsamer muß der Vortrag sein. Der Redner vergesse nie, daß sein Wort in klarer und distinkter Weise bis zu den letzten Reihen seines Auditoriums gelangen muß. „Wenn wir zur Erreichung dieses Resultats mit einer Langsamkeit sprechen müssen, die uns lächerlich erscheint, so zögern wir nicht, seien wir langsam bis zur Lächerlichkeit, seien wir überzeugt, daß die Lächerlichkeit hier nur eine Illusion ist. Wir beurteilen die Lächerlichkeit nur nach dem Eindruck, den sie auf unser Ohr macht, und dieses Ohr ist uns sehr nahe. Der Zuhörer beurteilt sie nach dem Eindruck, den sie auf das seinige macht, und dieses Ohr kann sehr weit entfernt sein. Ein wenig Erfahrung und Taktgefühl, das ist alles, was der Redner nötig hat, um hier das richtige Maß zu finden; dieses Maß wird bestimmt von der Größe des Raumes, wo er spricht, und von der Zahl der Zuhörer, die ihn anhören." [1]

[1] Gondal, Op. cit. p. 330.

2. Besonders habe man acht, daß man im Affekte nicht in ein zu rasches Tempo hineingerate. Wenn das Gemüt von den Affekten der Freude, des Mutes, der Entrüstung usw. ergriffen ist, so redet man naturgemäß schneller, als wenn man mit ruhigem Blute eine einfache Tatsache berichtet oder eine Erklärung gibt. Der geistliche Redner darf nie vergessen, daß auch im höchsten Affekte seine Rede verständlich, eindringlich und nachdrucksvoll sein muß, daß er mithin auch dann, ja besonders dann, für gehörige Langsamkeit Sorge zu tragen hat. „Man kann feurig und heftig sein," sagt Gaichiés,[1] „ohne atemlos und verwirrt dahinzueilen. Der Führer eines großen Volkes geht langsam voran. Der Zuhörer muß sehen, daß der Redner seinen Eifer in Schranken hält."

3. Doch darf anderseits der Vortrag nicht zu langsam sein. Moderatum (sit os), non lentum, sagt Quintilian. Wenn allzu große Schnelligkeit die Rede unverständlich macht, so macht das zu langsame Tempo dieselbe unangenehm. Diesem Fehler, welcher freilich weit seltener vorkommt, können verschiedene Ursachen zugrunde liegen: ein phlegmatisches Temperament, das nur mit Mühe in Bewegung gerät, schwerfällige Artikulation, untreues Gedächtnis oder mühsame Auffassung, infolge deren der Gedanke und darum auch das Wort nur langsam sich darstellt, Mangel an Übung im Lesen oder Sprechen, mitunter selbst, wie Gondal[2] hinzufügt, „die falsche Überzeugung, daß man sich nur dann auszeichnet, wenn man hoch feierlich erscheint, und daß die Würde der Rede sich nach der Langsamkeit bemißt, mit welcher man vorträgt".

So ist dem gehörigen Tempo des Vortrags entgegengesetzt einerseits die hastige Aussprache, die flüchtig über die Pausen dahineilt und die Silben zusammenstoppelt, anderseits die zu langsame Pronuntiation, die sich in lauter Orakelsprüchen zu ergehen scheint oder zwischen den Wörtern und Sätzen einen unnatürlichen Zwischenraum eintreten läßt. Vor beiden Fehlern hat sich der Redner zu hüten.

§ 14. Neunte Eigenschaft: Gehörige Stärke.

Kanon: Der Redner spreche laut genug, mit jener Stärke der Stimme, welche der jedesmaligen Räumlichkeit entspricht. Daher gebrauche er durchschnittlich die ihm eigene mittlere oder Brust-stimme, rede so, daß er vermittelst des Echos sich selber höre, und nehme die für den Redeton günstigste Stellung auf der Kanzel ein. Auch suche er in richtiger und ökonomischer Weise die Stimme sowohl auf die einzelnen Sätze als auf den ganzen Vortrag zu verteilen. Anderseits vermeide er aber auch das zu laute Sprechen, besonders in kleinen Räumen.

I. Nähere Bestimmung. — In einem kleinen Raum oder vor wenigen Zuhörern ist es leicht, sich verständlich zu machen. Die Schwierigkeit wächst mit der Größe des Auditoriums, und manche Stimme

[1] Maximes sur le ministère de la chaire.
[2] Op. et pag. cit.

ist so schwach, daß es ihr überhaupt unmöglich ist, einen etwas größern Raum auszufüllen. Die Durchschnitts-Stimmen, d. h. die nicht allzu starken, aber auch nicht allzu schwachen Organe, sind die Regel. Indes darf selbst die stärkste und sonorste Stimme die hier aufzustellenden Regeln nicht verachten, wenn sie nicht unverständlich oder wenigstens unangenehm werden soll.

1. Durchschnittlich bediene sich der Redner des ihm natürlichen Redetones oder jenes mittleren Grundtones, mit dem er in einer gewöhnlichen, ernsten Unterredung spricht und von dem aus er die nötigen Tonschattierungen, Hebungen und Senkungen leicht und ungezwungen machen kann.

Jeder Mensch hat in seiner Stimme 3 Abstufungen: den hohen, den mittlern und den tiefen Ton; demgemäß unterscheidet man die Kopfstimme, die mittlere oder Bruststimme und die Baßstimme. Des hohen Tones bedienen wir uns unwillkürlich, wenn wir jemanden aus der Entfernung zurufen; den untern wenden wir an, wenn wir leise sprechen; der mittlere Ton ist derjenige, in welchem wir im täglichen Umgange, im Kreise unserer Freunde reden, und dieser ist durchweg auch bei öffentlichen Vorträgen festzuhalten. Die Kopfstimme macht nervös, die Baßstimme schläfert ein, nur die mittlere Stimme ist auf die Dauer angenehm. Es wäre ein großer Irrtum zu glauben, durch hohes Schreien könne man seiner Stimme das geben, was ihr an natürlicher Stärke abgeht. Das hieße zwei Dinge verwechseln, die wesentlich voneinander verschieden sind: die Intensität oder die Stärke der Stimme und die Tonstufe, auf welcher man redet. Hohes Schreien tut es nicht. Freilich verfällt mehr denn ein angehender Redner diesem Irrtum, und selbst Cicero gesteht von sich, daß er in seinen öffentlichen Reden mit zu lauter Stimme gesprochen, bevor er durch die Erfahrung und die Meister belehrt worden.

Die Mediumstimme nimmt zugleich Anteil an den Vorteilen, welche die beiden äußern Stimmen der Rede und dem Redner bieten, an dem Glanz der hohen und an dem Ernst und der Macht der tiefen. Sie bewegt sich zwischen beiden, um von Zeit zu Zeit, nach Forderung des Redeinhaltes, in die eine oder andere überzugehen, ohne aber die Grenze zu überschreiten, wo der Ton seine Schönheit verliert.

„Man kann sehr wohl lauter reden, ohne die Tonstufe zu ändern," sagt Blair,[1] und jene Tonstufe, an welche man sich für den täglichen Umgang gewöhnt hat, wird immer diejenige sein, auf welcher man seiner Stimme die größte Fülle und ausdauerndste Intensität zu geben imstande ist. Redet man dagegen in der höchsten Tonstufe, so wird die Stimme nicht nur weniger Umfang haben, sondern man wird auch seine Kraft erschöpft fühlen, bevor man am Ende ist. Da ist man dann gezwungen, sich Gewalt anzutun und mit einer peinlichen Anstrengung zu sprechen; so oft aber jemand mit einer solchen peinlichen Anstrengung redet, ist es auch für die Anwesenden peinlich, ihm zuzuhören. Man gebe also

[1] Lectures on Rhetoric and belles lettres, lect. 55.

seiner Stimme ihre volle, jeden Ton entsprechend anschwellende Stärke, aber man halte sich dabei auf jener Tonstufe, in welcher man im täglichen Umgang zu sprechen gewohnt ist. Überdies mache man es sich zum Gesetze, nie eine größere Anzahl von Worten zusammen auszusprechen, als man ohne Zwang und ohne außergewöhnliche Anstrengung zu tun imstande ist.[1] Solange man sich in diesen Grenzen hält, werden alle Sprechorgane ihre besondern Tätigkeiten mit Leichtigkeit üben, und man wird seine Stimme jederzeit in seiner Gewalt haben; setzt man sich dagegen über diese Anweisungen hinaus, so verliert man den Zügel, und die Stimme versagt früher oder später den Dienst."

Freilich ist die Höhe dieser mittlern Stimme etwas sehr Relatives und hängt von der Gestaltung des Sprechapparates beim einzelnen Menschen ab. Am geeignetsten sind die sog. Barytonstimmen. Der tiefere Baß erscheint dumpf und dunkel; hohe Stimmen haben weniger Wohlklang und verlieren ihn durch Tenorsingen meist vollends für die Sprache. Durch Angewöhnung an höheres Sprechen können tiefe Stimmen mehr Biegsamkeit gewinnen; Redner mit hohen Stimmen — und das ist die Mehrzahl — sollen sich in tieferem Sprechen üben, um ihrer Stimme mehr Kraft und Wohlklang und zugleich mehr Umfang und Biegsamkeit zu geben. Ein jeder aber spreche im öffentlichen Vortrag in jenem Diapason, der ihm in der Konversation natürlich ist: hier kann er seiner Stimme die meiste Fülle geben; von hier aus kann er sie inbezug auf Umfang und Intensität am besten regeln, da in dieser Lage Brust und Kehle dem Willen am vollkommensten gehorchen.

Nie aber, auch nicht in den stärksten Affekten, soll der Redner seine Stimme bis zu den höchsten Tönen erhöhen oder bis zum tiefsten Baß, dessen sie fähig ist, niedersenken. Im ersten Fall würde er nicht mehr predigen oder reden, sondern schreien, im zweiten knurren.

2. Ein sicherer Maßstab für die anzuwendende Stärke (und Langsamkeit) ist der Widerhall der Stimme. Demjenigen, der in einem Raume laut und langsam genug spricht, tönt aus der Ferne ein leises Echo entgegen, das ihm eine Bürgschaft dafür ist, daß seine Rede von allen gehört wird. Darum spreche der Redner so laut und warte bei den einzelnen Satzabschnitten, wenigstens bei den wichtigern, so lange, bis der vorhergehende Ton zurückkehrt d. h. verklungen ist, um so mehr, weil sonst die frühern und nachfolgenden Laute sich in wirrer Strömung vermengen und gegenseitig elidieren. Freilich ist zur Wahrnehmung dieses leisen Widerhalls ein gewisser Takt erfordert, den nicht jeder das erstemal auf die Kanzel mitbringt.

Indes kann jeder den Grundsatz befolgen, den mehrere Lehrer der Beredsamkeit aufstellen: „Um gut verstanden zu werden, richte man das Auge auf die am meisten entfernt stehenden Zuhörer und stelle sich vor, als rede man zu diesen." Instinktmäßig wird der Redner seiner Stimme jene Stärke geben, die erfordert ist, um sich bei diesen Zuhörern

[1] Vgl. hierüber § 12.

verständlich zu machen. Im gewöhnlichen Leben täuscht uns dieser Instinkt nie. Wenn wir mit jemanden reden, ändern wir spontan die Höhe und Stärke der Stimme im Verhältnis zur Entfernung, in welcher der Angeredete von uns absteht. Auch auf der Kanzel wird uns dieser Instinkt nicht täuschen. Demjenigen, der öfters in demselben Lokal auftritt, wird übrigens eine bescheidene Frage an die entfernt stehenden Zuhörer Aufklärung darüber verschaffen, ob er seiner Stimme eine größere Intensität geben soll oder nicht.

Durch Vernachlässigung dieser einfachen Maßregeln ist mancher Lektor oder Redner für einen großen Teil des Auditoriums unverständlich und macht mehr denn einmal den Eindruck eines Menschen, dem wenig daran gelegen ist, von seinen Hörern verstanden zu werden.

3. Wichtig für das gute Verständnis ist auch der Standpunkt, von dem aus der Redner spricht. In größern Räumen stelle er sich soviel wie möglich in den Brennpunkt der Kanzel und wende sich dergestalt einer harten Fläche, etwa einem Pfeiler oder einer nicht zu weit entfernten Wand gegenüber, daß er sich höre und der Ton zugleich dem ganzen Auditorium sich mitteile. Die harte, elastische Fläche wirft die Schallwellen kräftig zurück und verteilt sie in gleichmäßiger Weise über die Zuhörerschaft. Spricht man dagegen in einen weiten offenen Raum hinein, so ist die Stimme minder hörbar und der Redner ermüdet sich bald. Daher spreche man nicht nach offenen Türen, Fenstern oder Kreuzgängen, auch nicht in das Langschiff der Kirche oder zu hoch in die obern Regionen des Gotteshauses hinein. Am besten ist die schiefe oder Diagonalstellung, die sog. Dreiviertel-Stellung der Franzosen. Hat der Redner einmal diese günstige Position eingenommen, so suche er sie soviel wie möglich beizubehalten, ohne sich häufig nach rechts oder links zu wenden, weil er sich sonst der Gefahr aussetzt, bald von diesem, bald von jenem Teile der Zuhörerschaft nicht verstanden zu werden.

4. Der Redner suche in den einzelnen Sätzen und Perioden seine Stimme gehörig zu verteilen. Allerdings muß manches Wort, mancher Satzteil hervorgehoben und stärker gesprochen werden; allein diese stärkere Betonung geschehe nie auf Kosten der andern Wörter, so daß diese gerade deshalb eine nicht genügende Tonstärke erhalten. Übrigens kann die Hervorhebung eines Satzes oder Satzteiles auch durch das langsamere Tempo geschehen, wie vergleichshalber der Setzer anstatt des Fettdruckes zuweilen mit Vorteil die Sperrschrift gebraucht.

Am meisten hat man darauf zu achten, daß das Ende der Sätze mit der gehörigen Tonstärke und Deutlichkeit gesprochen wird. Nicht selten kommt es vor, daß das Ende fallender Sätze undeutlich, zu tief und klanglos wird. Der Fehler entsteht dadurch, daß der Redner die durch das Sprechen zur erhöhten Tätigkeit gebrachten Atemmuskeln und damit auch die Stimmbänder zu früh abspannt, worauf dann naturgemäß dieser matte, schwache Ton am Ende des Satzes erfolgt. Ein anderer Grund liegt in der Kadenz, welche an und für sich die letzten Wörter weniger deutlich und hörbar erscheinen läßt als den vorhergehenden

Satzteil. Manche Redner suchen diesen Fehler durch ein unnatürliches Monotonisieren zu beseitigen, indem sie die am Satzschluß geforderte Senkung entweder ganz übergehen und auch beim Punkte die Stimme in der Schwebe halten oder die Kadenz weniger tief machen, als die Natur derselben es fordert. Beide Pronuntiationsweisen sind ungeeignete Mittel, den Fehler zu beseitigen. Man achte darauf, der Stimme bei den Kadenzen eine etwas größere Tonstärke zu geben, und der Schluß der Sätze wird trotz der Kadenz so vernehmbar sein wie die Mitte und der Anfang. Diese Regel ist für alle wichtig; denn die Neigung, die letzten Wörter zu verschlucken ist, wie Benedix[1] bemerkt, wirklich sehr stark und wird leicht zur Gewohnheit.

Sollte bei einem Redner gerade der Anfang der Sätze weniger hörbar sein, so kommt das nur von der mangelhaften Atmung her. Man übe sich, vor Beginn des Satzes tief einzuatmen und nur bei gut angefüllter Lunge das erste Wort auszusprechen: der erste Ton wird jederzeit ein voller und abgerundeter sein.

5. Auch auf die Ökonomie der Stimme im ganzen Vortrag hat man gehörig Rücksicht zu nehmen. Manche erschöpfen sich schon gleich im Anfang oder doch in den ersten Teilen der Rede, so daß sie keuchend und müde am Schluß anlangen. Und doch soll gerade der letzte Redeteil wie im Inhalt so auch im Ausdruck meist lebendiger, eindringender und feuriger sein. Darum schone man die Stimme im Anfang, um sich für die letztern lebhaftern Stellen Kraft zu ersparen. Freilich darf diese Vorsichtsmaßregel nicht so urgiert werden, daß man im Anfang ganz unvernehmbar ist, um erst nach einigen Minuten oder noch später verständlich zu werden. Die richtige Ökonomie in der Stimmstärke fordert, daß der Redner anfangs zwar gemäßigt und ruhig, aber doch verständlich rede, daß er nach und nach dem Inhalt des Vortrags gemäß die Stimme hebe und sich zugleich die nötige Kraft erspare, am Schluß mit dem gehörigen Nachdruck zu sprechen.

II. Entgegengesetzter Fehler. — Wenn der zu leise Vortrag unangenehm, dann ist die zu laute Rede, wie im Umgang, so auf der Kanzel, geradezu lästig. Redner mit starker Stimme haben, wenn sie in einem kleinern Raum auftreten, sehr darauf zu achten, daß sie nicht mit zu großer Stimmintensität sprechen. „Man schone die Ohren der Zuhörer“ — und „sein eigenes Ich“. Mehr denn einmal sind Blutspeien und andere körperliche Übel die Folgen von zu großer Anstrengung beim Reden gewesen. Die Seiten der Geige zerreißen, wenn sie zu straff gespannt werden: wenn die Stimmbänder auch nicht gerade reißen, so können sie doch mitunter bei zu großer Anstrengung mit einem Male den Dienst versagen.

„Durch eine starke Lunge,“ sagt Gisbert, „durch viel Lärm kann man manchmal der Menge imponieren; allein in den meisten Fällen dient das alles zu nichts, als den Zuhörern Zerstreuungen zu verursachen

[1] Die Lehre vom mündlichen Vortrag.

oder ihnen die Rede unverständlich zu machen, und vor allem verliert der Vortrag dadurch alle Salbung. Zuweilen, in ergreifenden Stellen, kann allerdings die größere Stärke des Tones den Eindruck eines Zuges oder eines hervorstechenden Wortes bedeutend erhöhen. Nicht dieser pathetische Ton, die natürliche Äußerung tiefer Ergriffenheit, ist es, was der Prediger sich untersagen soll: aber er muß den Mißbrauch vermeiden, der sich darin zeigt, daß jene wilden und unharmonischen Stöße der Stimme ohne Aufhören sich wiederholen. Dadurch wird die Wirksamkeit der Rede nur beeinträchtigt, und für die Aufmerksamkeit der Zuhörer ist ein solches Auftreten nichts weniger als förderlich. Denn um die Aufmerksamkeit einer zahlreichen Versammlung festzuhalten, muß man die Stärke seiner Stimme eher vermindern als steigern. Freilich darf es nicht eine fortwährende Anstrengung des Gehörs kosten, um die Worte des Vortragenden zu unterscheiden. Aber man darf es den Zuhörern auch nicht zu bequem machen: sie müssen beständig empfinden, daß es notwendig ist, acht zu geben und die Aufmerksamkeit wach zu erhalten, wenn sie nicht den Zusammenhang der Gedanken verlieren wollen, und infolgedessen sich angetrieben fühlen, die mindeste Zerstreuung zu vermeiden."

Diese letztere Regel gilt nicht bloß für die Kanzel, sondern auch und zwar in noch höherm Maße für die Schule und Kinderlehre: Man darf die Kinder nicht mit der Stimme betäuben, sondern soll vielmehr durch einen leisern Vortrag ihre Aufmerksamkeit rege halten. Von dem übermäßig lauten Sprechen in der Schule sagt Kellner: „Der Lehrer übertäubt damit nur seine Schüler, und je lauter er spricht, desto eher werden Plaudereien, Unaufmerksamkeit und Zerstreuung sich einstellen. Versteht man ihn doch schon, wenn man auch nur mit halbem Ohre zuhört! Wer die Unruhe der Kinder mit lautem Sprechen zu bekämpfen strebt, der schlägt den verkehrten Weg ein und macht das Übel nur noch schlimmer; aber man versuche es einmal, in die Unruhe hinein mit gedämpfter, mäßig lauter Stimme zu reden, und die Kleinen werden vor ihrer eigenen Dreistigkeit erschrecken und alsbald dem Sprechenden ihr Ohr leihen."

Besonders junge, angehende Katecheten tun gut, sich diesen wohlgemeinten Rat zu merken. Man darf ihre Stimme nicht auf eine Entfernung von einigen hundert Schritten von dem Schulgebäude hören. Die Anstrengung, welche eine solche Stimmstärke erfordert, wird ohne Zweifel das Sprachorgan mit der Zeit ruinieren, während sie auf der andern Seite nur Unachtsamkeit und Störung als Resultat erzielt.

Eine sehr schöne Bemerkung Legouves[1] möge hier Platz finden: „Unsere Kehle ist ein Instrument wie das Piano. Was das Piano charakterisiert, das ist die Klaviatur, die aus mehrern (6 oder $6\frac{1}{2}$) Oktaven besteht. — So hat auch die Stimme einen Umfang von 2 Oktaven und 3 Arten von Noten wie das Piano. Wie man das Piano nicht

[1] L'art de la lecture, p. 28.

spielen kann, ohne es gelernt zu haben, so wird auch niemand die Stimme nach Belieben handhaben können, wenn er es nicht gelernt hat."

§ 15. Zehnte Eigenschaft: Die Abwechselung.

Kanon: Der Redner vermeide den so häufig vorkommenden und verderblichen Fehler der Monotonie. Durch gehörige Abwechselung in der Tonart, der Tonstärke, der Tondauer und der Tonfarbe suche er eine den Gesetzen der Natur und Ästhetik entsprechende Variation im Vortrag zu erzielen.

I. Begriff. — Unter Monotonie im engern Sinne versteht man die Anwendung ein und derselben Tonhöhe. Im weitern Sinne ist Monotonie der Mangel an jedweder Variation im Vortrag. Wenn wir hier die Monotonie der Abwechselung gegenüberstellen, so soll damit jede Art der Einförmigkeit ausgeschlossen werden.

In der Tat kann der Vortrag eintönig werden: 1. durch die gleiche Tonhöhe, in welcher der Redner spricht, 2. durch die gleiche Tonstärke, 3. durch das gleiche Tempo, 4. durch die gleichen Pausen oder durch den völligen Mangel an Pausen, 5. durch die gleiche Tonfarbe, d. i. den Mangel an psychischem Ausdruck.

In ähnlicher Weise unterscheidet man in einem Musik- oder Gesangstücke 1. verschiedene Töne (c, d, e, f), 2. Piano und Forte mit ihren verschiedenen Graden, 3. Adagio, Allegro mit ihren vielen Schattierungen, 4. verschiedene Arten von Pausen, 5. den seelischen Ausdruck, der sich beim Vortrag ausprägt (dumpfe, helle, schwere, leichte Töne, freudige, traurige, rührende Klänge).

II. Weite Verbreitung dieses Fehlers. — Der unbekannte Autor einer vortrefflichen Abhandlung über die Aktion des Redners[1] macht die Bemerkung, daß die Monotonie nicht bloß ein häufiger, sondern ein fast allgemeiner Fehler der öffentlich Vortragenden ist. „Ich selbst", sagt er, „fiel anfangs geradeso gut wie die andern in diesen Fehler, und ich begreife nicht, wie meine Zuhörer mich ertragen konnten; denn mein Vortrag war mir derart lästig, daß ich mich kaum selbst zu ertragen vermochte. Von jenem Augenblicke an dachte ich über die Mittel nach, meiner Stimme Abwechselung zu geben und sie weniger unangenehm zu machen.

Zuerst untersuchte ich die Quelle dieser fehlerhaften Vortragsweise, in welche die meisten, ohne es zu ahnen, hineingeraten und welche selbst diejenigen, die das Fehlerhafte derselben einsehen, nur mit großer Mühe ablegen. Ich konnte keine andere Ursache finden als diese: Diejenigen, welche die Kinder lesen lehren, gewöhnen sie, alles auf dieselbe Weise vorzutragen; und wenn die Kinder dann diesen Händen entlassen werden, fallen sie in andere, welche nicht geschickter sind, d. h. sie fallen in die

[1] Traité de l'action de l'orateur.

Hände von Lehrern, welche sie die Anfangsgründe der Grammatik und der Rhetorik auf dieselbe Weise lernen und vortragen lassen, welche nicht nur keine Sorge tragen, ihnen diese üble Gewohnheit abzugewöhnen, sondern ihnen auch in diesem Punkte ein sehr schlechtes Beispiel geben, indem sie alles, was sie lesen und auswendig hersagen, mit derselben Betonung vortragen und zwar mit einem Accente, welcher von der Betonung der einfachen und vertraulichen Unterredung ganz verschieden ist; und doch soll nur ein Unterschied obwalten, nämlich der, daß der öffentlich Auftretende seine Stimme der Größe seines Auditoriums und der Zahl seiner Zuhörer anpassen muß. Darum entschloß ich mich, zu bessern Lehrern in die Schule zu gehen: zu der Natur und der Vernunft."

Ob nicht auch heute noch zum guten Teile gilt, was der genannte Verfasser von sich und seinen Zeitgenossen sagt?

Von dem Kanzelton ist bereits gesprochen worden, von dem beständig pathetischen Ton wird unten die Rede gehen; in beiden Fällen — und sie sind eben nicht selten — ist der Vortrag monoton. Aber auch dann, wenn der Prediger natürlich spricht, leidet die Rede nicht selten am Mangel der notwendigen Variation, sei es infolge einer wenig biegsamen Stimme, welche ihm die Anwendung der verschiedenen Tonschattierungen erschwert, sei es wegen Mangel an innerer Wärme oder auch als Folge einer zu großen Zuhörerschaft, die ihn zwingt oder vielmehr verleitet, seiner Stimme beständig die größtmögliche Höhe und Stärke zu geben. Selbst von P. Monsabré, dem berühmten Prediger der gebildeten Welt in Paris, hat man gesagt, sein Vortrag sei monoton gewesen und er habe es nicht verstanden, seiner Stimme die gehörige Variation zu geben.

III. Verderblichkeit dieses Fehlers. — Mancher Redner glänzt so sehr durch den Wohlklang seiner Stimme und den Inhalt seiner Rede, daß die Monotonie seiner Diktion weniger unangenehm berührt, obwohl auch bei ihm die Schönheit und Wirkung des Vortrags bedeutend erhöht würde, wenn er es verstände, eine den Gedanken und Gefühlen angepaßte Variation anzubringen. Indes sind diese glänzend klangvollen Stimmen selten; die meisten Redeorgane sind von geringerer Qualität. Diese Durchschnittsstimmen aber werden auf die Dauer, wenn sie sich immer auf demselben Tone, in demselben Tempo, in derselben Stärke und Tonfarbe bewegen, belästigend für das Ohr und das Gemüt des Hörers. Das Auge ermüdet rasch beim Anblick derselben einförmigen Gegend; dem Ohre wird derselbe monotone Trompetenton bald unangenehm.[1]

Selbst in dem Falle, daß die Monotonie dem Zuhörer nicht lästig fallen sollte, beeinträchtigt sie doch in hohem Maße die Wirkung des Vortrags. Derselbe Tonklang in allen Teilen der Rede, in Erzählung, Argumentation, in den erhabenen und pathetischen, in den traurigen und freudigen Stellen, in den Redefiguren wie in dem einfachern Stil muß dem Vortrag alle Kraft und Salbung benehmen. Das, was die Zuhörer

[1] Une voix monotone ressemble à un style uniforme; elle peut être assurée de mener au dégoût, presque jamais à la persuasion (Castellar).

überzeugen sollte, kann sie kaum überzeugen, was sie begeistern sollte, wird sie nicht begeistern und kann sie nicht begeistern, weil der Redner es nicht versteht, seine Gedanken und Gefühle in der rechten Weise in den Geist und das Gemüt der Zuhörer hineinzutragen.

Übrigens gibt es kaum ein geeigneteres Mittel, die Gläubigen einzuschläfern, als die Einförmigkeit des Vortrags. Jede monotone Tonfolge führt dies Eigentümliche mit sich, daß sie einschläfernd wirkt. Je einförmiger und variationsloser das Wiegenlied der Mutter klingt, desto eher erreicht es seinen Zweck, das einförmige Schaukeln der Wiege tut das Seinige dazu. Darum auch schläft man so leicht in der Nähe eines Wasserfalles, bei dem einförmigen Plätschern des Wassers. Der einförmige Ton im Klang und Geräusch wird zuletzt nicht mehr gehört; er wird vielmehr häufig zu einem Vehikel, um ruhig an andere Dinge zu denken, und erst dann wird man auf den Klang aufmerksam, wenn derselbe unterbrochen wird. Ein jeder kann leicht die Erfahrung beim Klappern der Mühle oder beim Perpendikelschlag der Uhr machen.

Zu der Anwendung dieses Grundsatzes auf unsern Gegenstand, sagt Gisbert: „Die Monotonie schläfert ein. Wenn der Redner auch glaubt, die Zuhörer gäben acht, so täuscht er sich oft genug. Viele derselben schauen mit steifem Blick auf den Vortragenden, sie haben auch die beste Absicht, acht zu geben; allein es ist ihnen unmöglich, sich des Schlafes zu erwehren — wegen des schlechten Vortrags."

Darum muß der Vortrag, um mit Cicero zu reden, gleichsam seine Berge und Täler, seine Licht- und Schattenpunkte haben; darum muß es die Aufgabe des Redners sein, alle Mittel, welche ihm die Rhetorik an die Hand gibt, anzuwenden, um dem Vortrag diese Abwechselung zu sichern.

IV. Mittel der Variation. — 1. Verschiedene Tonart (Höhe und Tiefe der Stimme). Der Redner übe sich, mit Leichtigkeit und Sicherheit in eine andere Tonart überzugehen, wo es sein Gegenstand erlaubt oder gar fordert.

a) Im Dialogismus hat jede Stimme eine andere Tonart, deren Charakter häufig durch das Alter, das Temperament und die Persönlichkeit der Sprechenden bestimmt wird.

Z. B. Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?

Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.

Welche denn?

Du sollst Vater und Mutter ehren; du sollst nicht töten; du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten.

Dies alles habe ich von Jugend auf beobachtet; was fehlt mir noch?

Eines fehlt dir noch. Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen, dann komme und folge mir nach.

Es versteht sich von selbst, daß der geistliche Redner nie die Stimme und Sprache desjenigen, den er in der Predigt redend einführt, affektieren oder nachäffen darf, indem er etwa den Vater im Basse, das Kind im

Sopran, den Höfling fein, den weniger gebildeten plump oder pöbelhaft reden läßt. Dies wäre der Kanzel unwürdig. Der Prediger darf nicht den Dramatiker, noch weniger den Komödianten spielen. Redekunst und dramatische Kunst erfordern wesentlich verschiedene Mittel der Darstellung. Der Kanzelvortrag darf nie zur Komödie erniedrigt werden.

b) Einwendung und Beantwortung werden (als eine Art Dialog) in verschiedener Tonart gesprochen.

Z. B. Ihr werdet mir sagen: Unsere Natur ist zu schwach, es ist zu schwer, seinem Feinde zu verzeihen oder gar ihm die Hand zuerst zur Vergebung darzubieten. — Ist es denn einem hl. Johannes Gualbertus auch zu schwer gewesen, da er dem Mörder seines Bruders großmütig verziehen hat? Ist es den Millionen wahrer Christen zu schwer gewesen, die vor euch das Wort des Herrn erfüllt und für ihre Verfolger gebetet haben?

c) Dasselbe geschieht naturgemäß in der Subjektion d. h. Frage und Antwort.

Z. B. Was gibt es denn auf Erden, das uns wahrhaft glücklich machen kann? Ist es der Reichtum? — Auch der Reichtum hat seine Sorgen. In den Palästen der Reichen fließen die Tränen so reichlich wie in den Hütten der Armut. Sind es hohe Würden und Ämter? — Diejenigen, die sie innegehabt, haben eingestanden, daß sie ihnen nur Unruhen und Sorgen eingebracht. Ist es der fortgesetzte Sinnengenuß? Der Sinnengenuß und alle irdische Ergötzlichkeit wird gar bald zum Ekel.

d) Die Zwischensätze (Parenthesen) werden etwas tiefer gesprochen, gleichviel ob sie zwischen Kommata oder Klammern oder Gedankenstrichen stehen. Dasselbe gilt von den Zwischengedanken.

Z. B. Torheit ist es, wie wir gesehen haben, die Sünde zu begehen; eine noch größere Torheit ist es, in der Sünde zu beharren (zugleich Gradation).

Da ihr der Sünde Knechte waret, sagt der hl. Paulus, da waret ihr ohne Gerechtigkeit. Welche Frucht aber, fährt er sogleich fort, hattet ihr zu der Zeit?

Als wir dann endlich nach langer Reise in der Hauptstadt Italiens angekommen waren — die Einzelheiten der Reise kann ich nicht länger beschreiben, es würde auch zu weit führen, und ohnedem ist unsere Zeit gemessen — als wir endlich in Rom angekommen waren, begaben wir uns gleich zur Grabkirche des hl. Petrus in der Nähe des Vatikans.

NB. Auch die übrigen Nebensätze erhalten, wenn sie in den Hauptsatz eingeschaltet werden, eine gewisse, wenngleich leichte Abänderung im Ton, um sie vom Hauptsatze abzuheben.

Z. B. Der Welterlöser ist gekommen.

Der Satzton bewegt sich hier in einer Linie, gleich stark und gleich hoch (—). Fügt man einen Nebensatz hinzu, so wird das Bild ein anderes: Der Welterlöser, den die Propheten verkündet, ist gekommen.

Hier sinkt der Ton bei Beginn des Nebensatzes unter den Hauptsatz herab, gleichviel ob dieses Senken durch Kraftverminderung oder durch Tonsenkung bewirkt wird, und kehrt bei dem abgetrennten Schlußteil des Hauptsatzes in seine ursprüngliche Höhe zurück (‾_‾).

Hat der Nebensatz wieder einen Zwischensatz, so müßte man theoretisch diesen wieder tiefer oder leiser sprechen; allein dies würde offenbar zur Pedanterie und Affektation führen, und für die Praxis genügt es, daß man überhaupt jeden neuen Satzteil so abhebt, daß er von den übrigen Teilen des Satzes unterschieden werden kann. So hebt man oft nur den Anfang der eingeschalteten Sätze modulierend ab, um sich dann wieder dem Mitteltone zu nähern und von da aus wieder Spielraum zu neuen Abhebungen zu erhalten. Auch werden zur Unterscheidung mitunter Tonhebungen und -Verstärkungen angewandt, z. B. in einer Periode, zu Beginn eines Nachsatzes, der sehr spät dem Vordersatze folgt.

Z. B. Wenn der Herr für jeden Tropfen Wassers, den wir einem armen Menschen, auch dem unbekanntesten reichen, einen so hohen Lohn versprochen hat, was wird er demjenigen geben, der seinetwillen sein ganzes Vermögen unter die Armen verteilt hat und dann hingeht, um auch seine Person in den Dienst der Kranken und Notleidenden zu stellen.

e) Die Konzession ist gelassen in dem, was sie einräumt, erhebt aber die Stimme in der Gegenantwort.

Z. B. Freilich ist es nicht so leicht, ich gebe es zu, jeden Tag und jede Stunde treu zu sein in der Erfüllung seiner Pflicht, pünktlich da zu stehen bei seiner Arbeit, in allem dem Willen seiner Obern sich unterwerfend. — Allein ist denn nicht auch der Lohn groß, der uns für unsere beständige Treue in Aussicht gestellt ist, und können wir je genug tun, um diesen Lohn zu erwerben oder ihn zu erhöhen!

f) Die Gradation erhebt die Stimme bei den einzelnen Gliedern des Gedankens. Damit aber bei einer längern Steigerung die Stimme nicht über ihren natürlichen Umfang hinausgehe, kehrt dieselbe nach dem dritten oder vierten Gliede zu einem tiefern Ton resp. zum Anfangston zurück.

Z. B. Einen gewöhnlichen Menschen beleidigen, ist eine strafbare Tat; einen König beleidigen ist strafbarer; was wird es sein, Gott beleidigen?

Eine solche Handlungsweise ist töricht; sie ist schändlich; sie ist fluchwürdig.

Bei der Klimax fällt die Stimme in derselben Weise.

Z. B. Der Mensch wird geboren, lebt und stirbt.

Der menschliche Ruhm ist ein Meteor, dessen Glanz bald erbleicht, verdunkelt und vergeht.

Wenn in der Distribution die Gradation oder Klimax fehlt, so tritt natürlich kein Steigen oder Fallen der Stimme ein.

Z. B. Er hatte einen großen Geist, eine große Seele, ein großes Herz.

Es gibt offenbar noch sehr viele andere Momente, welche eine höhere oder tiefere Tonfolge im Vergleich zu dem vorhergehenden Gedanken fordern oder wünschenswert machen. So trägt der Prediger die

Ermunterung in einer andern Tonart vor, als den vorausgehenden Tadel; Stellen, in welchen die Affekte der Freude, des Zornes, des lauten Schmerzes zum Ausdruck kommen, fordern eine höhere Tonart, als solche, welche die Gefühle der Wehmut und Trauer ausdrücken. Der lebhafte Schmerz läßt uns auch im gewöhnlichen Leben laut aufschreien; im Gefühl des Glückes jubeln und hüpfen wir, die Trauer macht uns stumm, die Verdemütigung kleinlaut; der Hochmut erhebt sich auch im Tone der Stimme über die andern. Ausruf, Apostrophe und die übrigen Figuren, welche eine starke Gemütsbewegung ausdrücken, fordern einen andern Ton als ruhige Stellen.

Das alles muß den Redner der richtige Takt lehren. Er übe sich, in kleinen Intervallen mit Leichtigkeit zu steigen und zu fallen. Wenngleich die musikalische Skala nur ganze und halbe Töne hat, so kann doch die rhetorische Viertel-, ja sogar Achteltöne haben; die einzige Bedingung ist Geschmeidigkeit des Stimmwerkzeugs und Übung.

2. Verschiedene Tonstärke. — Die ganze Rede darf nicht mit derselben Tonstärke vorgetragen werden. Wie in der Tonart, so soll auch in der Stärke und Schwäche eine vernünftige Abwechselung stattfinden, nicht nur, indem der Redner in jedem Satz den Nachdruck auf das Wort legt, dem der Accent zukommt — dies fordert schon das Verständnis des Sinnes —, sondern auch indem er bald einzelne Wörter, bald einzelne Satzteile, bald einen oder mehrere Sätze mit festerer Stimme spricht, um sie hervorzuheben.

Dies geschieht etwa, wenn er die Aufmerksamkeit der Zuhörer in besonderer Weise auf ein Bild, einen Gedanken, eine Bemerkung, eine Maxime lenken will, oder auf ein Qualifikativum, das einen Charakter, eine Person, einen Zeitraum, eine Lage lebendig schildert.

Indes darf diese Accentuation nicht nach Willkür geschehen. Die verschiedenen Schattierungen müssen vollkommen dem hervorzuhebenden Redeinhalte entsprechen. Auch darf das Piano nicht zum Pianissimo werden, das die Deutlichkeit beeinträchtigt, wie auch das Forte nicht so stark werden darf, daß es für die Ohren unangenehm wird oder die Kanzelwürde verletzt.

Zugleich sei hier bemerkt, daß die Hervorhebung eines Wortes oder Satzes nicht immer durch Verstärkung, Hebung oder Beschleunigung des Tones (allein oder in Kombination) geschieht; sie kann auch durch Abschwächung, Senkung des Tones und Verlangsamung des Tones erzielt werden.

3. Verschiedenes Tempo. — Was von der Verschiedenheit der Tonstärke, das gilt auch von dem Redetempo, d. h. von der Geschwindigkeit oder Verlangsamung einzelner Wörter, Sätze und Satzteile.

Auch die Variation im Redetempo ist dem Menschen natürlich. Niemand spricht so langsam und bedächtig, wenn er im Feuer der Rede ist, als wenn er ruhig belehrt oder argumentiert; niemand trägt eine sanfte Klage so rasch vor, wie den Ausdruck hohen Jubels. „Es gibt manche Stellen, auf die wir einen besondern Nachdruck legen, die wir

für besonders beherzigengswert halten, die wir unsern Zuhörern unvergeßlich machen möchten: diese tragen wir langsam — feierlich vor, sowie der Schriftsteller solche Stellen beim Schreiben mit einer unten herlaufenden Reihe von Punkten bezeichnet und mit gesperrten Lettern abdrucken läßt. Der Redner muß also dem Inhalte gemäß nicht bloß mit dem Forte und Piano, sondern auch mit dem Allegro und Andante abwechseln“[1] Zwar ist die Verlangsamung des Redetempos nicht das einzige Mittel, um ein Wort oder einen Gedanken hervortreten zu lassen; indes wendet man oft kein anderes Mittel an, um Wörter und Sätze hervorzuheben, als das beschleunigte oder verlangsamte Redetempo.

4. Variation in den Pausen. — Offenbar wird der Vortrag sehr ermüdend, wenn der Redner für Komma, Punkt, Semikolon und alle übrigen Interpunktionszeichen dieselben Pausen hat, oder wenn er sämtliche Pausen zu kurz macht, vielleicht so abkürzt, daß sie kaum noch Pausen genannt werden können. Er beobachte darum genau alle Arten von Pausen je nach ihrem verschiedenen Wert: die grammatischen, rhetorischen, emphatischen Pausen; er vergesse auch nicht, an gehöriger Stelle die Alineaspausen eintreten zu lassen. Die Natur und Dauer dieser Pausen ist oben eingehend behandelt worden; allein der Gegenstand ist wichtig genug, daß wir hier noch einmal darauf aufmerksam machen.

5. Variation in der Tonfarbe. — Über die Abwechselung, welche die Tonfarbe im Vortrag hervorbringt, wird im folgenden Paragraphen gehandelt werden. Hier genüge es zu wissen, was man unter Tonfarbe versteht.

Tonklang oder Tonfarbe ist der eigentümliche Ausdruck, mit welchem die innern Gefühle, Empfindungen und Stimmungen der Seele sich aussprechen. Wenn wir einen Satz vortragen, in welchem ein oder mehrere Affekte zum Ausdruck kommen, etwa der Affekt der Freude, Bewunderung, Trauer, des Unwillens, dann geben wir diesem Worte oder Satze nicht nur einen höhern oder stärkern, bezw. leisen und niedern Ton, sondern auch einen eigentümlichen Klang, wie er der jeweiligen Empfindung entspricht und den ein jeder, auch der ungebildetste, spontan versteht. Die Sprache hat für die Unterarten dieser Tonfarbe die verschiedensten Ausdrücke. In manchen Theaterstücken, besonders in solchen, die für die Jugend geschrieben sind, finden sich manche derselben zwischen Klammern angedeutet. Da heißt es: gerührt, wehmütig, begeistert, freudig, je nachdem die Stelle Rührendes, Wehmütiges oder Freudiges enthält. Ein andermal heißt es: fest und bestimmt, etwa bei Beweisführungen, Behauptungen, Sentenzen; einfach, bei Erzählungen oder Erklärungen; väterlich, bei der Ermahnung; ernst, bei Androhung einer Strafe. Der Ton heißt jubelnd, innig, mitleidig, zuversichtlich, traurig, schmerzerfüllt, stolz, höhnisch, spöttisch, geringschätzend, hämisch, angstvoll, entschlossen, entrüstet oder ruhig, warm, feurig oder kalt und frostig, bitter oder sanft, mürrisch oder freundlich, feierlich oder einfach, zurückhaltend oder

[1] Ewald, Über Deklamation und Kanzelvortrag.

geschwätzig; man spricht von einem Tone der Verzweiflung, des Wohlwollens, der Freundschaft usw.

Diese Aufzählung ist nicht vollständig. Für viele Schattierungen im Tonklang hat die Sprache überhaupt kein entsprechendes Wort. Die Skala der Tonfarben ist so hoch und vielgliedrig wie die Skala der eigentlichen Farben: sie läßt sich in Tausende von Graden und Schattierungen zerlegen, die sich zum größten Teil nur fühlen und im Vortrag ausdrücken, aber in Worte nicht kleiden lassen.

Allein daraus erhellt, welch reiche Abwechselung der gewandte Redner infolge dieses Elementes im Vortrag zur Darstellung bringen kann.

V. Bemerkungen. — 1. Man hätte Unrecht, wenn man die alte, tradierte Regel: „Semper augeatur et crescat oratio" nur von der Rede in ihrem Großen — Ganzen verstehen würde: sie gilt auch von den einzelnen Zügen derselben. So oft etwas sich von der gewöhnlichen Redelinie als bedeutungsvoll abheben soll, suche der Redner das Gesetz der Steigerung mit Klugheit und Verständnis anzubringen. „In der Beweisführung", sagt P. Monsabré,[1] „ist die Stimme zuerst fest und ruhig, um die Grundsätze aufzustellen, sie erwärmt sich in dem Maße, als die Schlüsse gezogen werden, sie wird kühn und eindringlich, um sie dem Geiste der Zuhörer einzuprägen. In der Beschreibung folgt die Stimme, leicht wie ein Pinsel, den Umrissen der zu beschreibenden Dinge, drückt auf jene, welche sie hervorheben will, steigt oder fällt in den Aufzählungen, je nachdem diese zunehmend oder abnehmend sind."

2. Eine der Hauptursachen, warum der Vortrag an Monotonie leidet, ist häufig der Mangel an Variation im Inhalt der Rede. Es ist in der Tat schwer, mit gehöriger Abwechselung vorzutragen, wenn der Redeinhalt selbst keine Variation von Erklärung, Erzählung, Argumentation, Affekten usw. bietet. Die Monotonie der Pronuntiation kommt häufig zum guten Teile her von der Einförmigkeit der rednerischen Darstellung.

Der Redner muß also bei Ausarbeitung seiner Predigt diesen Punkt in besonderer Weise berücksichtigen, d. h. schon wegen dieses Grundes den Redeinhalt nach allen Regeln der Rhetorik gestalten.

3. Die Kanzel ist kein Theater, noch weniger eine Komödie. Darum muß sich der Prediger vor dem Exzeß, wie in der Aktion, so auch in der Diktion und Betonung hüten. Es wäre offenbar ein Mißgriff, wenn er seinen Vortrag nach den Normen gestalten wollte, welche man mitunter für die Deklamation eines Stückes aufgestellt findet, etwa für folgende Stelle aus Schillers Tell:

1) Und wie ich eines Felsenriffs gewahre,
2) Das abgeplattet vorsprang in den See,
3) Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
4) Bis daß wir vor die Felsenplätte kämen,
5) Dort, rief ich, sei das Ärgste überstanden. 6)

[1] La prédication.

1) Hier wird die Abschwächung durch ruhigern Ton bewirkt. 2) Langsam, breit und voller. 3) Stark im Ton, Nachahmung des Schreiens. 4) Lebhaft, beschleunigend. 5) Plötzlich retardierend, bedeutsam hervorgehoben. 6) Ruhepause, als Erwartungspause für das kommende Entscheidende (Skraup, Op. cit.).

§ 16. Elfte Eigenschaft: Frische und Lebendigkeit.

Kanon: Der Vortrag sei kräftig, frisch und lebendig, d. h. nicht weibisch oder matt, nicht schläfrig, trocken, tot, nach Art des trockenen Lehrers, der eine dürre Thesis in trockener oder gar schläfriger Weise vorträgt.

I. Begründung dieser Regel. — Frisches Leben gefällt uns überall, ob es uns entgegentritt im Waldesgrün oder in den Blumen des Wiesengrundes, im muntern Bach, der zwischen Grashalmen und Gesträucherdickicht geschwätzig dahinfließt, oder auf dem Antlitz des Menschen, dessen farbige Wangen die innere Lebensfülle offenbaren. Der Tod und sein Bildnis ist uns nicht sympathisch. Im Winter kommen uns die Wälder so traurig und melancholisch vor; das stehende Gewässer, das uns nicht anzieht durch seine Größe oder Tiefe und die in ihm liegende Symbolik der göttlichen Majestät, bietet uns wenig Reiz.

Auch im mündlichen Vortrag wünschen und fordern wir die frische Lebendigkeit; das Steife, Heisere, Tote stößt uns vielleicht nirgends mehr ab als im gesprochenen Wort, das seinem Wesen nach aus dem Leben hervorgehen, Leben bergen und Leben hervorbringen soll.

II. Ursachen des entgegengesetzten Fehlers und Heilmittel. — Die Steifheit, Dürre und Trockenheit des Vortrags kann ihren Grund haben:

1. In dem melancholischen Gemüt, d. h. in einer gewissen Melancholie, die das eigenartige Temperament des Menschen bildet, die sich in seiner Stimme ausprägt und dem ganzen Vortrag eine gewisse traurig düstere Schattierung gibt. In diesem Falle ist der Fehler schwer heilbar; denn Temperamentsfehler sind nicht leicht abzulegen; allein desto größer muß die Anstrengung sein, mit welcher der Vortragende gegen sich ankämpfen soll. Vince teipsum.

2. In einer gewissen natürlichen Trägheit. Diese natürliche Trägheit kann wiederum im Temperament, dem sog. phlegmatischen Temperament, begründet sein. Welches aber auch immer die Quelle der Nachlässigkeit sei, der Redner hat mit aller Energie der Seele und des Körpers gegen sich anzukämpfen. Wenn die Trägheit stets und überall, wo sie auftritt, zu verurteilen ist, so kann sie gewiß nicht in diesem Falle entschuldigt werden, wo es sich um so heilige Güter handelt und so hohe Interessen auf dem Spiele stehen. Vince teipsum.

3. In einer momentanen Verstimmung des Gemütes. Das Herz des Menschen ist wie ein Spiegel, der durch den leisesten Hauch getrübt wird, wie ein silberheller Bach, dessen Wasser durch das kleinste Steinchen in Bewegung gesetzt werden. Und was kann nicht alles im

Laufe eines Tages oder gar einer Woche durch das Herz gehen, um dessen Tiefen aufzuregen und Hunderte von freudigen und traurigen Gefühlen in ihm auszulösen. Hier ist der Sieg nicht so schwer. Eine Viertelstunde vor dem Tabernakel oder am Fuße des Kruzifixes wird sicher die Ruhe des Gemütes wiedergeben. Dort lerne das Vince teipsum.

4. In Krankheit oder Kränklichkeit. Gewiß ist in diesem Falle der Redner eher zu entschuldigen, wenn er dem Vortrag nicht die notwendige Frische und Lebendigkeit geben wird; allein auch unter diesen Umständen soll er soviel wie möglich seinen innern Zustand vor den Hörern zu verbergen suchen, sich ganz vergessen, auf Gott vertrauen und mit Opfersinn und Hingabe seine Aufgabe zu erfüllen suchen. „Nie erbettle Mitleid, am wenigsten auf der Kanzel;" dort wirst du es übrigens am allerwenigsten finden. Statt dessen: Vince teipsum.

5. Wird nicht vielleicht auch manchmal ein gewisser weinerlicher Ton angestrebt in dem eitlen Wahne, derselbe sei rührend und salbungsvoll? P. Gisbert schreibt: „Man spiele nicht den Weinenden. Die Lamentation führt immer etwas Schwaches, Widriges und Niedriges mit sich; sie paßt schlecht zum Charakter eines Abgesandten Jesu Christi. Man überlasse sie jenen Prädikanten, welche mehr Frömmigkeit als Erziehung und Weltkenntnis, mehr Eifer als wahre Beredsamkeit haben."[1]

„Man soll auf der christlichen Kanzel sprechen, nicht weinen oder singen. Ein weinerlicher Ton hat etwas Schwaches, Niedriges, was sich für niemand, am wenigsten für einen Diener des göttlichen Wortes schickt. Noch weit ungereimter ist jener erzwungene Ton der Stimme, durch welchen ein Redner, der übrigens kalt ist und dabei doch übermäßig danach strebt, einige Tränen fließen zu lassen, sich eine Aufgabe daraus zu machen scheint, den Glauben beizubringen, das Gefühl ersticke ihn, und er sei auf dem Punkte, laut zu schluchzen."[2]

NB. Die bisher besprochenen Eigenschaften gelten zum weitaus größten Teil auch von der Lektüre. Im besondern hat man sich beim Vorlesen zu hüten, daß man 1. nicht deklamiere, 2. nicht monotonisiere, d. h. nicht ohne Kadenzen lese, 3. nichts ausgesprochen Subjektives in die Lesung hineinbringe. Der Lektor führt nur fremde Gedanken und Empfindungen, nicht seine eigenen vor.[3]

Beim Lesen halte man nie das Buch oder das Blatt vor den Mund. Dadurch wird das Gesicht des Lektors verdeckt, die Stimme verliert wegen ihres Anpralles an dem weichen Körper einen Teil ihres Klanges, zugleich wird die Atmung erschwert.

Auch das Lesen muß erlernt werden. „Man liest nicht besser," sagt Delauney,[4] „wenn man es nicht vorher mit vieler Mühe erlernt hat, als wenn man ein Gesangstück vom Blatte singt, ohne lange solmisiert zu haben."

---

[1] L'éloquence chrétienne dans l'idee et dans la pratique.
[2] Bellefroid, Manuel de l'éloquence sacrée.
[3] Siehe oben § 1. [4] Op. cit. p. 59.

§ 17. Zwölfte Eigenschaft: Psychischer Ausdruck.

Kanon: Der Redner spreche frei und ausdrucksvoll; er sage seine Predigt nicht auf, sondern gebe den einzelnen Gedanken und Empfindungen jenen eigenen Ausdruck, den die Natur uns lehrt und der von allen gut und leicht verstanden wird. Doch hüte er sich vor dem allzu leidenschaftlichen Ton und noch mehr vor dem beständigen Pathos.

I. Begriff. — Hier beginnt in höherer Potenz der Unterschied zwischen einfacher Lesung und freiem, an eine Versammlung gerichteten Vortrag. Anders klingt der Ton des Lektors, anders der des Redners. Wenn der Redner vor Gericht oder im Parlament behufs Zitation eine Stelle abliest, so wird mit einem Mal sein Ausdruck ein anderer, und es mag ihm schwer sein, ein Zitat so vorzulesen, daß er bei den Zuhörern den Glauben erweckt, er rede aus dem Stegreif.

Der geistliche Redner darf nicht so vortragen, wie jemand, der von einem Blatte abliest oder der eine fleißig memorierte Lektion aufsagt; er darf nicht einmal den Eindruck machen, als habe er die Predigt sorgfältig vorbereitet und niedergeschrieben und er halte sich ängstlich an das Manuskript. Die geistliche Rede muß vielmehr als Werk des Augenblicks erscheinen, das frisch und unmittelbar aus der Fülle des Herzens quillt, wie das Wasser, das voll und mächtig aus der verstopften Quelle strömt, sobald ihm ein Ausgang eröffnet wird.

Zu diesem freien natürlichen Vortrag gehört vor allem dasjenige, was wir oben Tonfarbe genannt haben, jener eigene psychische Ausdruck, jene eigenartigen Modulationen, Laute und Klänge, in welchen sich die Gedanken, Gefühle und Stimmungen in verschiedenartiger, aber wohlbekannter Weise ausprägen.

Dieser psychische Ausdruck ist angepaßt:

1. Dem zu behandelnden Gegenstand. — Bei der Darlegung eines doktrinellen Punktes ist der Ton einfach, ruhig; bei der Behandlung der erhabenen, Ehrfurcht und Bewunderung erregenden Geheimnisse ist er feierlich und imposant; er ist ernst und einschneidend bei Schilderung der göttlichen Strafgerichte, wenn die Sünder erschreckt und aus ihrem Sündenschlafe aufgerüttelt werden sollen. Bei freudigen Gegenständen atmet er Freude und Jubel, bei traurigen ist er gedämpft. Nicht selten zieht sich ein gewisser Ton wie ein Faden durch die ganze Predigt, um derselben das dem Gegenstande angepaßte bestimmte Gepräge zu geben, wie auf Allerseelen, am Karfreitag, in der Leichenrede. Man würde uns gar nicht verstehen, wenn wir am Grabe eines Freundes aufjubeln würden, wie in einer Festrede auf Weihnachten oder Ostern über die Geheimnisse des Tages.

2. Den einzelnen Teilen und Gedanken. — Ein anderer ist der Ton der Beweisführung, ein anderer der Ton der Belehrung oder der Erzählung. Man spricht nicht, wenn man beweist, wie wenn man rühren oder auch belehren will. Einen tiefen, schwer verständlichen Beweis

trägt der Redner langsamer und gedehnter vor als einen leicht faßlichen; in jedem Fall aber fordert die Argumentation einen festen, bestimmten und überzeugungsvollen Ton. Eine einfache Erzählung ist auch im Tone einfacher und vertraulicher, als eine im höhern Stile geschriebene oder lebhafte. Die Ermahnung, Billigung, Mißbilligung, Ermunterung, Tröstung usw. hat wieder ihren eigenen Ausdruck in Stimme und Betonung. „Der Redner", sagt M. Sailer,[1] „muß gelernt haben, jeder Stelle jenen Ton zu geben, der dem Inhalte und der Empfindung und zugleich der Individualität des Predigers angemessen ist, d. h. der mitleidig ist bei Darstellung des Sündenelendes, zuversichtlich bei Verheißungen, erquickend bei Tröstungen, ernst bei Warnungen, bittend bei Ermahnungen, gebietend bei Erklärungen des Gesetzes, einnehmend bei Erzählungen von dem göttlichen Heiland, ruhig und überzeugend in didaktischen Stellen, weckend im Eingange, eindringend im Laufe der Rede und am Ende derselben usw."

3. Den einzelnen Empfindungen. — Manchmal können in ein und derselben Predigt verschiedene, ja verhältnismäßig sehr viele Affekte zum Ausdruck kommen: Freude, Liebe, Begeisterung, Staunen, Unwillen, Hoffnung, Entrüstung, Mitleid, Trauer usw. Ist der Redner natürlich, so wird die Empfindung, die sein Inneres erfüllt, sich naturgemäß im Vortrag äußern. Wie anders klingt der Ton, wenn der Mensch, von Schmerz und Reue erfüllt, zum Himmel hinauf um Verzeihung ruft: „Barmherzigkeit, mein Gott, Barmherzigkeit!" Wie anders, wenn er seinem Unmut Ausdruck verleiht über eine Zumutung, die man an ihn gestellt hat: „Und ich sollte das tun!" „Ich soll das getan haben!" Wie anders wiederum, wenn er mit dem einfachen Worte: „Das arme Kind" sein Mitleid ausdrückt über ein armes Geschöpf, dessen trauriges Geschick sein Herz gerührt hat.

Nicht selten kann ein und derselbe grammatische Satz mit genau derselben Verstandesbetonung eine ganze Reihe sehr verschiedener Gefühle ausdrücken und darum die verschiedenartigste Empfindungsbetonung fordern. So wird der einfache Satz: Ist er fortgegangen? nicht weniger als 5 verschiedene Affekte ausdrücken, je nach der Empfindungsbetonung, die er erhält: 1. Staunen, wenn der Betreffende Interesse hatte, hier zu bleiben oder wenn wir uns sein Fortgehen nicht erklären können; 2. Zorn oder Unwillen, wenn er gegen den ausdrücklichen Befehl fortging; 3. Furcht und Bangen, wenn man fürchten muß, daß er etwas mitgenommen oder daß es ihm möglicherweise schlecht ergehe; 4. Freude, wenn er uns lästig war; 5. Trauer und Schmerz, wenn wir seine Gesellschaft ungern vermissen.

Wie die einzelnen Affekte, Empfindungen und Leidenschaften im Tone ausgeprägt werden, das kann die Rhetorik nicht bis ins einzelne lehren, wiewohl manche sich bemüht haben, bestimmte Regeln dafür aufzustellen. Quintilian sagt: Der Ton der Freude ist voll, lebhaft, schnell und fließend; die Stimme der Liebe ist sanft, frei und lebhaft, der Ton

[1] Vorlesungen aus der Pastoraltheologie.

des Hasses rauh und heftig. Die Verachtung ist im Ausdruck stolz, ohne Heftigkeit und Bewegung, das Mitleid langsam, sanft und klagend; die Nacheiferung hat einen schnellen, heftigen und festen Ton, der Zorn einen starken, schnellen, sehr abwechselnden. Der Ton des Unwillens ist etwas gemäßigter als der des Zornes, der Ton der Hoffnung und der Kühnheit ist erhaben und munter. — Allein diese und alle derartigen Regeln, die man mitunter aufgestellt findet, sind infolge ihrer großen Anzahl, ihrer Unklarheit und ihrer häufigen Widersprüche mehr geeignet, zu verwirren als anzuleiten und würden den Schüler, der nach ihnen seinen Vortrag einstudieren wollte, unfehlbar zur Affektation und andern Fehlern führen. Darum gelte auch hier die einzig maßgebende Norm: „Rede natürlich; suche vorerst mit denselben Gefühlen erfüllt zu sein, mit denen du andere erfüllen willst, und der naturgemäße Ausdruck wird sich von selbst einstellen. Durch Beobachtung anderer natürlich redender Menschen und durch Übung wirst du sicher das richtige treffen."

4. Wie die Empfindungen und Redeteile, so haben auch die Redefiguren ihren eigenen Ausdruck, der sie vor andern kenntlich macht. So kennzeichnet sich der Zweifel durch einen zögernden, ungewissen Ton, der die Verlegenheit des Sprechenden ausdrückt oder verrät; die Ironie hat oft einen spöttischen oder gar verächtlichen Ton; die Beschwörung ist innig, feurig, rührend; Ausruf und Apostrophe erheben die Stimme usw.

Sogar einzelne Wörter können mitunter eine gewisse Schattierung in der Pronuntiation haben, wodurch der objektive Inhalt derselben hervorgehoben wird. „So spricht man schreckliche und verdrießliche mit einer rauhen und störrischen, angenehme mit einer edeln und muntern Stimme aus. Man drückt auch Geschwindigkeit und Langsamkeit mit einer schnellen oder gedehnten Aussprache aus."[1] Indes ist doch hier sehr vor Mißbrauch zu warnen, damit man nicht der auf der Kanzel verpönten Tonmalerei verfalle, und selbst die obigen Ausführungen wollen wir nur bis zu einem gewissen, sogar sehr beschränkten Grade zu den unsrigen machen.

Es wäre unnütz, diese Aufzählung der verschiedenen Nuancen in der Tonfarbe zum Ausdruck der Redegedanken und Redeteile weiter fortzuführen. Eine skrupulöse Beobachtung dieser und anderer Regeln kann den angehenden Redner nur verbilden. Der oratorische Ausdruck unserer Empfindungen und anderer Seelenzustände läßt sich nicht erlernen wie die Regeln der Grammatik oder die Kompositionsnormen der Musik. Hier kann nur richtiger Takt und wirkliches Fühlen das Rechte treffen.

II. Wichtigkeit. — Es ist bereits gesagt worden, daß durch diese Eigenschaft der Vortrag eigentlich zur Rede wird. Ohne den psychischen Ausdruck mag derselbe eine kunstgerechte Lektüre sein, vielleicht sogar ein Kathedervortrag mit vielen Variationen im Ton, ein oratorischer Vortrag ist es nicht.

---

[1] Wurz, Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit.

Im besondern haben wir hier den seelischen Ausdruck der Empfindungen vor Augen. Freilich gehört zum Pathos in der Rede auch das affektive Moment des Inhaltes; allein ohne entsprechenden Ausdruck im Vortrag sind die herrlichsten Ergüsse des Herzens ein halbtoter Buchstabe. Man kann sich einen hl. Vincenz Ferrerius, einen hl. Leonardus, einen hl. Chrysostomus, Massillon, O'Connell, Montalembert und andere, die durch ihre oratorischen Erfolge geglänzt haben, nicht als Redner denken, die kalt und frostig, monoton und trocken vor ihren Zuhörern gestanden.

Wenn daher in Deutschland eine moderne Richtung sich gegen das Pathos ausspricht und dasselbe unmodern nennen möchte, wenn sie aus den öffentlichen Reden den Affekt verbannen will, um dieselben zu reinen Verstandesprodukten umzuwandeln, ohne Gemüt und Wärme, wenn sie gar auf Schiller, den noch immer beliebtesten Dichter unserer Jugend als pathetischen Dichter verächtlich herabsieht, so ist diese moderne Unterschätzung des Affektes ebenso krankhaft und dekadent, wie dessen affektierte Unterschätzung in der Zopfzeit. „Sie ist kein Anzeichen der Reife und der Abgeklärtheit, sondern Symptom der Blasiertheit und Folge der Überkultur des Verstandes und Unkultiviertheit des Gemütes."[1] Über das Maß des in der geistlichen Rede hervortretenden Affektes mögen die Ansichten auseinander gehen; dies hängt ja vom Temperament des einzelnen und noch mehr von der verschiedenen Nationalität ab; allein eine Wärme und Lebendigkeit gibt es, die der geistlichen Beredsamkeit als solcher zukommt, die unabhängig ist von nationaler und persönlicher Gefühlsschattierung und ohne die eine vollendete Rede nicht gedacht werden kann. Übrigens haben die Katholikentage, bei welchen die Zuhörer spontan und offen ihren Applaus kundtun dürfen, es längst und auch in der jüngsten „modernsten" Zeit gezeigt, wie ein anderer, nicht minder gebildeter Teil der deutschen Nation über das Pathos im Vortrag denkt. Gerade die meisten Beifallssalven finden sich notiert bei hochpathetischen Stellen.

Fragen wir, warum der psychische Ausdruck im Vortrag neben dem sprachlichen Inhalt ein so vorzügliches Mittel ist, auf das Innere einzuwirken.

Ein erster Grund liegt in dem Gesetze der natürlichen Sympathie. — Die Gefühle sind ansteckend wie die Krankheiten. Wenn jemand mit heiterer Miene und frohem Angesichte in einen Freundeskreis tritt, so teilt er allen etwas von seiner gehobenen Stimmung mit. In der Gesellschaft eines traurigen oder melancholischen Menschen weilen wir nicht gerne, weil er uns mit seiner traurig düstern Stimmung ansteckt. Das Gesetz der natürlichen Sympathie, das in unserm Innern lebt, treibt uns an, die Gefühle, deren Ausdruck wir an andern wahrnehmen, in uns entstehen zu lassen. Dieser Antrieb wird um so mächtiger sein, je sympathischer uns die gefühlsäußernde Person gegenübersteht.

Ein anderer Grund liegt in dem Zustandekommen der Gefühle selbst. Die Gefühle oder Affekte entstehen spontan durch die

[1] Bischof von Keppler, Homiletische Gedanken und Grundsätze.

lebhafte Vorstellung ihres Gegenstandes. Je lebhafter das entsprechende Bild im Geist und in der Phantasie ist, desto mehr ist es geeignet, heftige und dauernde Affekte im Gemüte hervorzurufen. Diese Vorstellung wird zwar durch das gesprochene Wort als Hauptfaktor hervorgerufen, allein durch den Ton der Stimme, durch den Blick und die Mienen, die Haltung und Gestikulation, durch alles, was sich mit dem Worte vereinigt, um die Idee zu verkörpern und auf das Ohr und das Auge der Hörer einzuwirken, gewinnt das Bild in der Seele des Zuhörers an Kraft und Intensität, es wird zur lebendigsten Anschauung, die als aktives Prinzip die entsprechenden Gefühle im Gemüte weckt. Besonders dort ist die Einwirkung des subjektiven Momentes stark, wo das intellektuelle Leben weniger entwickelt ist und sich darum weniger über das sensitive erhebt, mithin beim gewöhnlichen Volke.

Wir fügen hinzu: Der psychische Ausdruck ist für die Erreichung des Redezweckes nicht bloß wichtig, sondern bis zu einem gewissen Grade schlechthin notwendig.

In der Lebensgeschichte des großen athenienſischen Redners erzählt Plutarch, daß eines Tages ein Mann zu ihm kam mit der Bitte, seinen Prozeß zu führen: „Er sei von einem andern Bürger schwer gekränkt worden, führte der Klient aus, und er wolle die Angelegenheit vor die Richter bringen, um den Übeltäter bestrafen zu lassen.“ Er trug indessen die Anklage so kalt und gleichgültig vor, daß in Demosthenes der Gedanke aufstieg, die vorgebrachte Tatsache sei reine Fiktion. Deshalb sagte er in etwas zweifelhaftem Ton zu seinem Klienten: „Die Sache ist nicht glaublich, dir ist keine Unbilde zugefügt worden.“ „Wie,“ rief jetzt der Ankläger in einem Ton, in dem sich zugleich Unwille und Überzeugung aussprach, „ich bin nicht beleidigt, nicht mißhandelt worden? Ich spreche die Unwahrheit?“ „Nun wohl,“ unterbrach ihn der geistvolle Redner, „jetzt wird deine Aussage glaublich. Als du vorher mit kaltem Tone dein Anliegen vortrugest, schien es mir, als ob dir kein Unrecht geschehen wäre.“ Und er nahm den Prozeß an.

In dieser kleinen Erzählung liegt für jeden, der durch seine Rede auf andere einwirken will, eine wichtige Lehre enthalten, und es ist ihm leicht, dieselbe herauszuschälen. Allein für den geistlichen Redner liegt mehr darin. Ihm wird die Verantwortlichkeit vorgeführt, mit welcher er auch unter diesem Gesichtspunkte sein hl. Amt zu verwalten hat. Wenn einerseits die Ergriffenheit des Gemütes sich mit natürlicher Notwendigkeit im sprachlichen Ausdruck, in der äußern Erscheinung und vor allem im Ton der Stimme offenbart, wenn anderseits der Prediger bei Verkündigung der erhabensten Wahrheiten in apathischer Weise, ohne Leben und Ausdruck, ohne Ernst, ohne Wärme, ohne Besorgnis und Begeisterung auf der Kanzel steht, dann liegt für den Zuhörer die Folgerung nahe, daß das, was der Prediger ihm vorhält, nicht von besonderer Bedeutung sein könne; andernfalls könne er dasselbe nicht in so gleichgültiger Weise hinstellen und gleichsam übergehen. Manchem vielleicht wird ein Zweifel an der Wahrheit oder Gewißheit des Vorgetragenen aufsteigen. „Bei gewissen

Empfindungen", sagt Hugo Blair, „ist die Verbindung zwischen ihnen und der besondern Weise, sie auszusprechen, so innig, daß, wer sie nicht in dieser Weise ausspricht, uns niemals überzeugen wird, daß dieselben wirklich in seiner Seele lebendig sind."[1]

III. Mittel. — 1. Als erstes Mittel oder vielmehr als erste Bedingung möchten wir die geeignete Erregbarkeit des Gemütes im Redner bezeichnen. Außer einer biegsamen Stimme, die durch ihre leichten Modulationen die einzelnen Affekte gut zum Ausdruck bringt, ist von seiten des Redners erfordert, daß er ein gefühlvolles Herz, ein empfindsames Gemüt, eine für die hohen Ideale sich leicht entzündende Seele habe. Er muß die Fähigkeit oder besser die Fertigkeit besitzen, sich schnell in jede Art von Empfindung zu versetzen, selbst im Tiefinnersten seiner Seele von jenen Ideen entflammt, begeistert, gerührt zu werden, für welche er andere entflammen und begeistern soll.

Ohne etwas von dieser Fähigkeit zu besitzen, wird niemand ein wahrer Redner werden; das kalte, ausgetrocknete Gemüt eignet sich wenig oder gar nicht für die Kunst der Beredsamkeit. „Wenn du darum", sagt ein älterer Rhetoriker,[2] von keinem Gedicht, keinem Drama, keinem Chorgesang gerührt wirst; wenn dich der einfach-erhabene, reingesungene Kirchengesang kalt läßt und immer kalt ließ; wenn du bei dem Vorlesen eines rührenden Liedes, bei dem Erzählen einer herzdurchdringenden Geschichte nicht wärmer wirst, als bei dem Vorlesen eines Zeitungsartikels oder bei dem Erzählen einer Stadtklatscherei, so studiere Kameralwissenschaften, treibe dich im Chaos der positiven Gesetze und im Labyrinth der Prozeßformen herum; botanisiere, transzendentalisiere, algebraisiere; baue Maschinen, Häuser, Mühlen; miß Himmel und Erde aus, treibe, was du willst. Nur lasse ab von dem Berufe, Religiosität durch öffentliche Reden zu verbreiten in deinem Kreis."

Dieses Urteil, nach dem die minder empfindsamen Gemüter von der Verwaltung des Predigtamtes vollständig auszuschließen seien, scheint indessen hart. Es läßt sich übrigens nicht behaupten, daß derjenige, der bei einer rührenden Erzählung leicht und schnell bewegt wird, mit derselben Leichtigkeit auch andere zu rühren imstande sei: man dürfte sonst mit der Erfahrung in Konflikt kommen. Und niemand, der sich zum Priesterstande und damit auch zum Predigtamte berufen fühlt, darf sich dadurch abschrecken lassen. Freilich bleibt es wahr, daß diejenigen, welche von Natur aus ein warmes, leichtempfängliches Gemüt haben, weitaus größere Leichtigkeit zum pathetischen Vortrag besitzen und den andern gegenüber wenigstens inbezug auf diesen Punkt wie geborene Redner erscheinen; allein was die Natur versagt, kann Kunst und Übung, wenn nicht ganz, so doch teilweise ersetzen.

In manchen Unterrichtsanstalten läßt man die angehenden Prediger zu wiederholten Malen eine mit vielem Affekt geschriebene Predigt aus-

[1] Op. cit., lect. 33.
[2] Ewald, Über Deklamation und Kanzelvortrag.

wendig lernen und öffentlich vortragen.[1] Einer der Hauptzwecke bei diesen Übungen ist, den Schüler zu gewöhnen, das Schüchterne, Steife und Frostige seiner Natur abzulegen und ganz aus sich herauszugehen. Der Lehrer ruht nicht, bis er diesen Zweck hinlänglich erreicht sieht; er weiß, daß viel damit gewonnen ist. Wenn die Übungen gut geleitet werden, können sie allen Talenten nur von Nutzen sein.

2. Der angehende Redner muß sich vertraut machen mit dem richtigen, auch für ihn wahren Ausdruck der Freude, der Trauer, der sanften Rührung, des ernsten Tadels, der väterlichen Zurechtweisung, nicht etwa, um diesen Ausdruck bloß nachzuahmen, ohne das Gefühl selbst inne zu haben, sondern um auf der Kanzel, wo die Stimmung gewöhnlich etwas gespannt ist, den richtigen Ton gleich und sicher zu treffen. Einen allgemeinen Ton zum Ausdruck der Gefühle gibt es nicht; was bei dem einen natürlich ist, kann bei dem andern sehr unnatürlich sein. Daher merke der Redner auf die Art, wie er redet, wenn wirklich Trauer, sanfte Rührung oder Freude sein Herz erfüllt, in welchem Ton er seine Zurechtweisungen, seine Ermahnungen oder Ermutigungen vorzutragen pflegt; er achte auf das Tempo d. h. die Geschwindigkeit oder Langsamkeit, mit welcher er redet, auf die Pausen, die er macht, auf die Art der Diktion und die Abwechselung der Tonarten, welche ihm seine Empfindung eingibt. Durch fortgesetzte Übung wird er sich nicht bloß mit dem wahren Naturausdruck bekannt machen, sondern auch das Mechanische der Stimme und der Sprachorgane in seine Gewalt bekommen, um nach Belieben darüber verfügen zu können. Kommt dann die wirkliche Empfindung hinzu, so wird der Vortrag naturnotwendig Lebendigkeit, Wärme und inneres Leben haben.

3. Diese Fertigkeit aus sich herauszugehen und den adäquaten Ton zu treffen ist indes für den geistlichen Redner nicht genug. Mancher, der in den ersten Jahren seines Predigtamtes durch die Wärme und Begeisterung seines Wortes geglänzt, ist nach und nach gesunken, bis er zuletzt nur noch eine Art Stümper in der kirchlichen Redekunst abgab und matt und kalt vor seinen Zuhörern stand. Wie war es gekommen? Sein Herz war kalt geworden; es hatte aufgehört, in warmer Liebe für Gott, für Jesus Christus und die Interessen der hl. Religion zu schlagen. Darum war auch sein Wort kalt geworden.

Hiermit haben wir ein anderes Requisit für die Anwendung des Pathos im Vortrag berührt. Es ist für jeden Redner, soll er etwas Großes leisten, von unbedingter Notwendigkeit, daß er von dem, was er sagt, erfüllt ist. Nie hätte Demosthenes sich zu einem so hohen Grade der Beredsamkeit emporgeschwungen, nie wäre er der größte Redner des griechischen Altertums geworden, wenn er nicht von der großen Idee der Vaterlandsliebe getragen gewesen wäre. Diese Idee hob ihn über alle Schwierigkeiten empor, sie inspirierte ihm die geeigneten, immer neuen Gedanken, um in die Gemüter einzudringen, sie stählte

[1] Besonders die Fastenpredigten von Segneri leisten in dieser Hinsicht gute Dienste.

seine Kraft und trieb ihn zu eisernem Fleiße und steter Schaffensfreudigkeit an, sie machte seine Worte überzeugungsvoll, warm und feurig, daß sie tief in die Seele der Zuhörer drangen und sie zur Ausführung seiner Pläne mit fortriß.

Die große, einzig große Idee, welche den geistlichen Redner beleben muß, ist Gottes größere Ehre und das Wohl der ihm anvertrauten Seelen. „Wenn das Salz der Erde schal geworden, womit wird man salzen?" „Und wenn das Feuer erloschen ist, womit wird man entzünden?" Wenn des Priesters Herz kalt geworden ist für die heiligen Interessen Gottes und der Menschen, wenn es sich zu den hohen Zielen der Menschheit nicht mehr in Begeisterung erheben kann, wenn es nur noch gleichgültig bleibt bei dem Gedanken an Tod und Ewigkeit, an Gericht und Vergeltung, an der Bahre des Verstorbenen und in den heiligsten Augenblicken des Lebens, dann wird es ihm in Wirklichkeit unendlich schwer, mit Überzeugungskraft, mit Wärme und Begeisterung zu sprechen und seinen Zuhörern ein Feuer mitzuteilen, von dem sein eigenes Herz leer ist, dann wird naturgemäß seine Rede kalt, wie das Gemüt kalt ist, aus dem sie hervorgeht. Ausnahmen mag es in diesem Punkte geben, allein sie sind selten Plato, Cicero und Seneca haben den Satz aufgestellt, daß, „wie das Herz des Menschen beschaffen ist und sein Tun und sein Leben, gerade auch so seine Rede". Wenn das von der profanen Beredsamkeit gilt, dann gilt es gewiß nicht weniger von der geistlichen.

Wie kann auch der Redner mit Begeisterung eintreten für die Interessen der Religion, wenn ihm diese Interessen wenig am Herzen liegen? Wie kann er mit Wärme seine Zuhörer zur Sanftmut, zur Geduld, zur Reinheit, zur Freigebigkeit, zur Gottergebung und Entsagung und den übrigen Tugenden führen, wenn er selbst aller dieser Tugenden bar ist? Wie kann er reden wie einer der Macht hat, wenn er durch sein Leben geradezu das Gegenteil von dem predigt, wozu er seine Zuhörer anleiten will?

IV. Zu vermeidende Fehler. — 1. Ton der Affektation. Die Affektation zeigt sich in der Aussprache gewisser Vokale, Konsonanten und Wörter, in der Betonung und Kadenzierung, in der Haltung, Kleidung, Gestikulation, vornehmlich aber in der ungeschickten Anwendung des sog. malenden Tones.

Die Tonmalerei ist ein Fehler, den mancher aus der Zeit der deklamatorischen Übungen mit auf die Kanzel bringt. Auf dem Theater, im Vortrag von lyrischen, epischen und andern Poesien mag die Tonmalerei am Platze sein, in der oratorischen Beredsamkeit, vornehmlich auf der Kanzel, wird sie in den meisten Fällen zur Ziererei. Das einfache natürliche Wort, wie es besonders in der geistlichen Rede erklingen soll, verträgt sich wenig mit den gekünstelten tonmalenden Mitteln, die der Schauspieler oder Deklamator mit Erfolg anwenden mag.

Leise Andeutungen oder Schattierungen kommen im Rednertone

vor,[1] auch die Emphase wird manchmal mit Nutzen angewandt; im übrigen aber kann durch die Anwendung einer ausgesprochenen Tonmalerei der Redner nur affektiert d. h. geziert, gesucht, erkünstelt erscheinen.

Man spreche die letzten Worte eines Sterbenden zwar ernst und langsam, aber nicht, den Sterbenden imitierend, mit matter, hauchender, bebender Stimme: das wäre affektiert.

Man male nicht mit langsam verschwebenden Klängen „die süße Ruhe des sinkenden Abends, des Heimattales seligen Frieden“: auch das wäre affektiert.

Man keuche nicht wie ein Ermatteter oder schwanke gar selbst hin und her, wenn man Jesus schildert, wie er matt und langsam zur Todesstätte hinschreitet: das wäre ohne Zweifel Ziererei.

Affektation ist es auch, wenn der Redner mit Blitzen zischt oder den Hagel rasseln läßt, wenn er Löwengebrüll, Volksjubel, Hundegebell und andere Naturlaute der Tiere oder des ungebildeten Menschenhaufens bei deren Erwähnung nachahmt.

Bei den Worten: „Da laufen sie, hüpfen, tanzen, springen, daß sie nicht zu Atem kommen können usw. liegt der malende Ton zwar nahe, allein in hohem Maße affektiert wäre es, wenn man dieselben, wie nach dem Berichte Schillings jener (lutherische) Prediger tat, so schnell und mit solch keuchendem Atem sprach, daß man unwillkürlich unter einen Haufen wilder Jungen versetzt zu sein glaubte. ‚So gut der liebe Mann es meinte, dennoch wurde gelacht; jungen Männern aus den niedrigern Volksklassen machte er dadurch vielleicht auch erst rechte Lust zu solchem Leben.‘“[2]

Der Zuhörer darf nie, auf den Affektationston hindeutend, sagen können: „Nein, so spricht kein apostolischer Mann.“ Der geistliche Redner darf nie den Gedanken nahe legen, als ob er durch seine gekünstelte Ausdrucksweise nicht Gottes Ehre und der Seelen Heil, sondern seine eigene Gloriola suche. Diesen Gedanken legt er mit tödlicher Sicherheit nahe, wenn er in gekünstelt affektiertem Tone spricht. Der apostolische Redeton ist ernst, würdig, edel, einfach; Ziererei ist ihm zuwider.

2. Allzu große leidenschaftliche Erregtheit. — Es werden in der Beredsamkeit und in der Psychologie einige Affekte aufgeführt, welche man starke Affekte nennt, wie Zorn, Unwille, heftige Freude, Mut, im Gegensatz zur Liebe, Sehnsucht, Trauer, zum Mitleid und anderen, welche stille Affekte genannt werden. Indes dürfen jene heftigern Gefühle in der geistlichen Rede nie mit allzu großer Stärke und Vehemenz in die Erscheinung treten. Wenn der Redner so sehr erregt ist, daß er sich nicht mehr beherrscht, daß er sich überstürzt oder mit Stentorstimme

[1] So dürfte man etwa das feste eiserne Beharren auf seinem Sinne, die unerschütterliche Festigkeit des Mannes durch Monotonie, das Schwanken von einer Seite zur andern, das leichtsinnige Übergehen von Freude zu Schmerz, von Schmerz zu Freude usw. durch schnelles Abwechseln der Stimme leise andeuten.

[2] Die Kunst der äußern Kanzelberedsamkeit, § 30.

alles erschüttern will, was sich ihm in den Weg stellt, selbst die eisenfesten Säulen des Zuhörerraumes, wenn er in kindischer Weise seiner Freude und Begeisterung einen überlauten Ausdruck gibt, dann fehlt er nicht bloß gegen die elementaren Regeln der Redekunst, sondern auch gegen den Anstand; er macht weniger den Eindruck eines gebildeten Mannes, als den eines Menschen ohne Selbstbeherrschung und gesunden Sinn; er schadet seinen Lungen, seinen Sprachorganen — und seiner Autorität; er verstimmt seine Zuhörer oder bringt sie gar gegen sich auf.

Wenn ein solches Gebaren auf der Kanzel mitunter als Äußerung des Seeleneifers hingestellt wird, so darf es jedenfalls nur eine sehr ungeschickte und unkluge Äußerung desselben genannt werden. Wahrer Seeleneifer tut sich nie in dieser Weise kund. In der Kunst des Gesanges spricht man von einer vox casta, castigata; dasselbe gilt von der Redekunst. Der Prediger vergesse nie seine Würde als Abgesandter der Kirche und Vertreter Jesu Christi.

Manche Prediger haben eine enorme Leichtigkeit auf der Kanzel zu weinen. Ihre Zahl ist, nebenbei gesagt, gering. Ist es große Reizbarkeit des Gemütes, ist es tieferes Erfassen des Gegenstandes oder ist es der Wahn, das gehöre zur wahren Frömmigkeit oder auf diese Weise könne man leichter auf die Gemüter einwirken, kurz, es braucht äußerst wenig, ihren Augen Tränen zu entlocken, und mehr denn einmal sind inmitten eines eisigkalten Vortrags die Zuhörer überrascht, in den Augen des Predigers Tränen perlen oder gar fließen zu sehen. Für solche gilt die Regel: „Nie darf der Redner vor den Zuhörern weinen, nicht immer mit ihnen und nie so lange oder so heftig wie sie.“ Häufig genügt übrigens nach dem Ausspruch eines intelligenten Mannes etwas kräftigere Fleischkost, um die Nerven zu stärken und die Tränenquelle zum Stocken zu bringen.[1]

3. Der beständig pathetische Ton. — Dieser Fehler hat mit dem sog. Kanzelton vieles gemeinsam; er kann sogar, wenn man von den unnatürlichen Kadenzen absieht, inbezug auf Monotonie und die übrigen Charakteristiken mit demselben identifiziert werden. Schon daraus, daß sämtliche Rhetoriker dagegen eifern und Mittel zu dessen Bekämpfung angeben, geht hervor, daß derselbe nicht geradezu sporadisch auftritt. Er tritt im Gegenteil häufig auf, noch häufiger als der verpönte Kanzelton. Sehr leicht verfallen diesem Fehler solche, die längere Zeit in einem großen Raume zu reden haben; weniger Gefahr bietet er jenen, die gewöhnlich vor einem kleinen Auditorium predigen. Während die erstern nur zu leicht sich den Ton des beständigen Pathos aneignen, geraten die andern gerne in den entgegengesetzten Fehler, in den beständig ruhigen Ton. Das Richtige liegt nach dem alten Axiom auch hier in der Mitte.

„Es gibt Redner“, sagt Ludwig von Granada, „mit so lebhaftem, feurigem und stürmischem Temperament, daß sie ihre ganze Predigt vortragen, als ob sie von irgendeiner ihnen innewohnenden Furie getrieben

[1] Siehe auch oben, § 16.

würden." Fenelon schreibt: „Man hat es nun einmal zur Regel oder wenigstens zur Gewohnheit gemacht, daß ein Prediger über alles, was er in fast gleichgültiger Weise sagt, sich erregen müsse; allein man kann mit leichter Mühe zeigen, daß unsere Prediger sich zuviel erregen und daß sie im Gegenteil sich nicht oft genug erregen."

Im goldenen Zeitalter der römischen Beredsamkeit war es nicht besser. Cicero[1] verwirft die Vortragsweise vieler Redner seiner Zeit und meint, sie seien mehr Schreier als Redner. Er vergleicht sie mit Hinkenden, welche, da sie nicht gehen können, sich eines Reittieres bedienen.

Dieser hochbegeisterte monotone Vortrag hat übrigens zuviele Quellen, als daß er nur eine vereinzelt auftretende Erscheinung sein sollte.

Bei manchen liegt die Ursache in der vorgefaßten Meinung, apostolisch predigen heiße soviel als mit steter Wärme und Begeisterung predigen; der Verkündiger der göttlichen Wahrheiten dürfe die erhabenen Geheimnisse des Glaubens nicht kalt und gleichgültig vortragen; für den Rechtsgelehrten, der über eine Ackerfurche plädiert, für den Parlamentarier, der über ein Eisenbahnprojekt seine Meinung äußert, möge es angehen, ruhig zu sprechen, aber der Prediger? — Der Prediger, der auf der Kanzel im Auftrage des Himmels erscheint, um vor den Gläubigen die Abgründe der Ewigkeit zu eröffnen oder die Katastrophe des jüngsten Tages zu beschreiben, der, wie einst die Propheten von Gott gesandt wird, um die Drohungen und Warnungen der alten Propheten zu erneuern, er müsse auch im Vortrag den Feuereifer jener alttestamentlichen Prediger zeigen und das Wort des Herrn aufs neue verwirklichen: „Clama, ne cesses; wie eine Posaune erhebe deine Stimme und verkünde meinem Volke seine Laster und dem Hause Jakobs seine Sünden."[2] „Gehe hin und rufe, daß es Jerusalem höre."[3]

Und dennoch kann man sich unsern Herrn nicht als einen solchen beständig pathetischen Redner denken. Das Evangelium sagt übrigens das gerade Gegenteil von ihm. Manchmal hebt es hervor, daß Jesus mit lauter Stimme rief, um entweder die Aufmerksamkeit des Volkes auf etwas besonders Wichtiges zu lenken[4] oder um dem mächtig glühenden Feuereifer seiner Seele Ausdruck zu geben.[5] Allein das deutet darauf hin, daß er nicht immer in diesem lauten, feurigen Tone sprach, daß er seine Parabeln, Lehren und Ermahnungen in einfacher, majestätischer und ruhiger Weise vortrug, um dann von Zeit zu Zeit mit größerer Stärke und lauterem Pathos zu reden. Das ist auch heute noch die einzig richtige Predigtart. Im gewöhnlichen sucht der apostolische Mann mit Autorität und Energie, aber mit Ruhe zu lehren, zu erzählen, zu beweisen, zu überzeugen; nur von Zeit zu Zeit, bei gewissen Redemomenten erhebt er die Stimme, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer aufs neue wachzurufen, oder um das im Innern auflodernde Gefühl durch die Lebendigkeit des Wortes zum Ausdruck zu bringen. So kommt er dem

[1] Lib. V, De pronuntiatione, § II, De Voce.
[2] Is. 58, 1. [3] Jerem. 2, 2—3 [4] Luk. 8. [5] Joan. 7, 37.

Beispiel des größten Redners aller Zeiten, dem Musterbilde aller Beredsamkeit am nächsten.

So und so allein redet er wahrhaft apostolisch.

So haben alle großen Redner gesprochen. Die ruhigsten unter ihnen, wie der hl. Thomas von Aquin, der hl. Anselmus, der hl. Franz von Sales predigten nicht so ruhig, daß sie nicht bisweilen, wie unter dem Eindruck einer unwiderstehlichen Gemütsbewegung, zu hoher Begeisterung und lebhaftem Pathos sich emporgehoben hätten; und die feurigsten unter ihnen, wie ein hl. Bernhard, sprachen nicht so feurig, daß sie nicht mitunter einen ruhigen Ton angeschlagen hätten, ja daß nach Umständen nicht der größte Teil ihrer Rede ruhig gewesen wäre. Nach ihnen haben wir uns zu bilden, nicht nach dem Phantom, das der einzelne sich von der apostolischen Beredsamkeit entworfen hat. Nochmals, das allein ist apostolische Beredsamkeit.

Bei andern mag die Sorge, sich bei allen verständlich zu machen, den Anfang des Fehlers bilden. Es ist in der Tat schwer, beständig vor einem großen Publikum aufzutreten, ohne diesem monotonen Pathoston zu verfallen. Der hohe Ton ist dem feurigen so nahe; der Anblick einer großen Versammlung bringt immer etwas Erregendes mit sich; es kommt die an sich richtige Regel hinzu, daß eine große Zuhörerschaft mehr Pathos vertrage, ja fordere, als eine kleine, und der pathetisch begeisterte Ton ist geschaffen. Hat der Prediger sich einmal an diesen Ton gewöhnt, so ist es schwer, denselben abzulegen.

Dem angehenden Redner, der habituell vor einem großen Auditorium aufzutreten hat, ist hiermit die monitio praevia gegeben. Er gebe mehr als jeder andere auf seinen Vortrag acht und lasse sich von Zeit zu Zeit durch einen aufrichtigen Zensor kontrollieren.

Bei andern ist es das an sich lobenswerte Bestreben, großen Rednern es nachzutun. Welcher junge Redner möchte es nicht? Nur tun viele es ohne Diskretion.

In den Vorträgen der großen Prediger gibt es manche Stellen, die glänzend und wahrhaft pathetisch sind, und wiederum andere, welche durch ihren einfachern Charakter weniger in die Augen springen. Die erstern gefallen ungemein mehr; in ihnen zeigt sich die ganze Fülle und Schönheit der Beredsamkeit, ja der Mensch ist eigentlich nur dann beredt, wenn er im Pathos ist. Und doch wird diese Abwechselung von ruhigen und pathetischen Momenten, wie von hellern und dunklern Stellen, von der wahren Beredsamkeit gefordert. Das aber übersieht mancher junge Redner. Urteilslos imitiert oder kopiert er nur das glänzende, ergreifende, hinreißende Moment, das andere, ruhige und weniger effektvolle läßt er beiseite. Die Eitelkeit will ja immer glänzen. Dadurch gerät der Redner mit Notwendigkeit in jenen monotonen, ewig pathetischen Ton, der anfangs zwar blendet, bald aber die Zuhörer einschläfert und teilnahmlos macht.

Bei dem angehenden Organisten will man eine ähnliche Beobachtung gemacht haben. Weil die Partien mit Allegro und voller Orgel, die

er an den Festtagen gehört, auf ihn den feierlichsten Eindruck gemacht, will er soviel wie möglich alles in demselben Tempo und mit derselben Registratur spielen, ohne zu überlegen, daß das Spiel des erfahrenen Künstlers auch sein Lento und Piano, ja Pianissimo hatte und daß es gerade wegen dieser Variation so andauernd schön war. Leider läßt sich in der Redekunst die einmal angewöhnte Monotonie nicht so leicht ablegen, wie in der Kunst der Töne.

Inbezug auf diesen Fehler der urteilslosen Imitation sagt Cicero: „Wenn ich spreche, so sehe ich es gerne, daß man laut aufrufe; ich höre gerne sagen: ‚Das ist schön, etwas Schöneres habe ich nie gehört,‘ aber ich sehe nicht gerne, daß man dies zu oft sage.“ Der Zuhörer darf nicht immer von Bewunderung hingerissen sein, er darf sogar nicht zu lange in dieser Stimmung festgehalten werden. Es muß im Vortrag Stellen geben, bei welchen er keinen Grund hat, über des Redners Kunst zu staunen, wo er eine Weile zu sich kommen und von dem Bewunderungsaffekte ausruhen kann. Das Auge, das zu lange dem blendenden Lichte ausgesetzt ist, ermüdet; von dem berauschenden Genusse bis zum Ekel ist nur ein Schritt. Die mit Maß genossenen Ergötzlichkeiten werden am längsten ertragen.

Nicht selten ist auch das Volk der mitschuldige Teil. „Ich weiß wohl, sagt P. de Colonia,[1] daß das gewöhnliche Volk dem ihm eigenen Geschmacke gemäß jenen als den besten Redner ansieht, welcher die stärkste Stimme und die kräftigsten Lungen hat, und daß in seinen Augen die oratorische Aktion nur dann anerkannt wird, wenn sie jenem Araxes gleicht, von dem Virgil spricht und der keine Brücke vertrug.“[2] Indessen ist dies nicht immer der Fall. Zwar wird der Prediger, der mit wohl vorbereiteter Rede und mächtig pompösem Pathos das erstemal vor dem gewöhnlichen Volke auftritt, in den meisten Fällen dessen Applaus erhalten und sogar nach Umständen den Gegenstand des Tagesgespräches abgeben. Das auch mag für die Eigenliebe oder selbst für den wirklichen Seeleneifer ein Sporn sein, immer so aufzutreten; indessen ist bald sogar der ordinäre Zuhörer unzufrieden mit dieser Predigtweise und gibt, wenn nicht gerade immer in Worten, so doch durch die Tat, d. h. durch seine Unaufmerksamkeit, sein Husten, Räuspern und seine ganze Haltung kund, daß der Prediger nicht das rechte Mittel getroffen, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer dauernd zu fesseln.

Dem Prediger dieser Art möchten wir den Rat erteilen: „Versuchen Sie es bloß ein einziges Mal, auch nur eine kleine Stelle Ihrer Predigt ruhig, ohne Erregung vorzutragen; Sie werden staunen über die Aufmerksamkeit, die man Ihnen wieder schenkt. Sie werden zur Einsicht kommen, daß es für den Erfolg Ihrer Predigt sehr vorteilhaft ist, dieses Mittel in jeder Predigt, ja öfters in jeder Predigt anzuwenden. Sie werden sogar einsehen, daß Sie die meisten Stellen Ihrer Predigt in einem ruhigen, gelassenen Ton vortragen sollen, um sich dann von Zeit

[1] De arte rhetorica. [2] Pontem indignatus Araxes.

zu Zeit zu erheben und die Zuhörer, deren Geist nun überzeugt ist, mit dem Pathos Ihrer strömenden Rede mit fortzureißen."

Man verwechsele nicht das Pathos der Lungen mit dem Pathos des Herzens. Das erstere nennt man Schreien, das andere wirklichen Affekt. Das erstere mißfällt gar bald und verletzt das Gehör und das Gefühl, das letztere tut wohl und dringt bis zum Herzen durch. Die Seele des Menschen ist keine Festung, die sich mit Bomben und Granaten bezwingen läßt; sie gleicht nicht dem Damme, der durch heftige Regengüsse mit fortgerissen wird; sie ist ein Ackerfeld, das nur durch leichten, sanft niedergehenden Regen fruchtbar gemacht wird. Auch hier gilt das Wort des hl. Franz von Sales: „Mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen als mit einer Tonne Essig."

Wie ist übrigens in diesem Tone der steten Erregung die Belehrung möglich? Wie die Überzeugung? Was kann zuletzt noch ergreifen, wenn der Ton des Enthusiasmus durch den beständigen Pathoston abgeplattet ist?

Die einzig richtige Norm, die man hier zu befolgen hat und die nie genug wiederholt werden kann, hat Ludwig von Granada mit den Worten ausgesprochen: „Man wisse in kluger Art zu unterscheiden zwischen den Dingen, welche einen sanften und gemäßigten, und jenen, welche einen feurigen und lebendigen Vortrag verlangen, um jedem Dinge jenen bestimmten Modus zu geben, der ihm naturgemäß zukommt."[1] Daraus geht hervor:

1. Einige Stellen sind feurig und begeistert, andere — und das ist in den meisten Reden der größte Teil — sind in ruhigerm und gemäßigtem Tone vorzutragen.

2. Derjenige, dessen Aktion sich in beständigem Feuer ergeht, handelt und spricht wie ein unweiser, urteilsloser Mensch.

3 Jedes Moment im Vortrag hat seinen „Modus", d. h. den ihm eigenen Ausdruck in der Betonung. Das gilt nicht nur von den Affekten im allgemeinen, sondern auch von jeder einzelnen Gemütsbewegung; und wie die Bewegung des Gemütes in tausend Formen und Gestalten im Innern der Seele auftritt, so hat sie auch tausend Variationen im Ausdruck und in der Betonung, die kein Buch notieren und keine Kunst lehren kann, deren einzige Lehrmeisterin die Natur ist und bleibt. Wie weit ist von der wahren Beredsamkeit jenes gekünstelte Pathos entfernt, das nur eine Form, nur einen Ton, nur einen Ausdruck kennt, ohne jede Art der Abwechselung!

4. Jedes Moment im Vortrag und besonders jeder Affekt ist wie ein Text, dem eine ganz eigenartige, ihm angepaßte „Weise" oder Melodie entspricht. Nicht jeder Text kann mit jeder Melodie verbunden werden; die Lamentationen passen nicht zu einer jubelnden Alleluja-Melodie des Ostersonntags, ebensowenig wie das frohe Weihnachtslied zu den düstern Klängen des Requiem oder Dies irae. Das fühlt ein jeder, nur auf der Kanzel scheint man es mitunter vergessen zu wollen.

[1] Rhetorica eccl. l. VI, c. VII.

5. Ebensowenig ist das Ideal in der entgegengesetzten Vortragsweise zu suchen, in dem beständig ruhigen, nüchternen Ton, oder wie man sich auszudrücken pflegt, in der alleinig katechesierenden Vortragsweise. Wer von Natur aus zu einem ruhigern, weniger temperamentvollen Vortrag veranlagt ist, bemühe sich, aus sich herauszugehen, ebenso wie der natürlich feurige Redner sich während des ganzen Vortrags und besonders beim Ausdruck des Affekts zu beherrschen suche.

§ 18. Dreizehnte Eigenschaft: Hl. Ernst und Überzeugung.

Kanon: Der Vortrag sei ernst und überzeugungsvoll, aus innerstem Herzen hervorquellend. Gekünsteltes Pathos darf der geistliche Redner nie zur Schau tragen; darum wende er alle Mittel an: eifriges Tugendstreben, antizipierte Tugendübung, Gebet und Meditation, um dem Vortrag diese wahre, heilige Überzeugungskraft zu sichern.

I. Erklärung. — Dem Geiste der Überzeugung ist entgegengesetzt der leichte, flüchtige, oberflächliche, ja gewissermaßen leichtsinnige Ton, wie er nicht selten in der profanen und geistlichen Beredsamkeit zutage tritt. Der geistliche Redner darf nie, auch in der geringfügigsten Sache, diesen Ton anschlagen. Es ist übrigens alles von Bedeutung, was er vorträgt, und seine Aufgabe ist es, diese Bedeutung in seinem Worte auszuprägen. Ein jeder, der ihn hört, muß sich unwillkürlich sagen: „Es kommt ihm von Herzen; er meint es wirklich so." Aus tiefster Seele muß die Rede hervorquellen, sie muß der unmittelbare, lebendige Erguß seiner Phantasie-, Gedanken- und Gefühlswelt sein. Und dieser Hauch der tiefen Überzeugung muß die ganze Predigt durchdringen, sei es daß der Redner belehrt oder erzählt, beweist oder ermahnt, ermuntert oder tröstet, tadelt oder lobt.

Diese Eigenschaft der Überzeugung im Ausdruck und Ton wird von jedem Redner gefordert, selbst von dem Advokaten, der die Sache eines Klienten verteidigt. Beim geistlichen Redner setzt sie sich eigentlich aus zwei Elementen zusammen. Es ist nämlich unermeßlich schwer, dem Verkündiger der göttlichen Wahrheiten Glauben zu schenken, wenn man weiß oder auch nur mutmaßt, daß sein Leben mit den verkündeten Lehren nicht in Harmonie stehe; man kann sich nicht leicht zu der Überzeugung erschwingen, daß ein Mann mit Ernst und Wärme eine Sache verteidigt, die er durch sein eigenes Leben ableugnet. Vielen wird das geradezu unmöglich.

Darum fordert dieses letzte Requisit der geistlichen Rede nicht bloß den Ton der Überzeugung im Redner, sondern auch von seiten der Zuhörer das Bewußtsein, daß der Prediger selbst in tiefer Glaubensinnigkeit das umfaßt, was er andern als Glaubenssache verkündigt, daß er selbst auch die letzten Satzungen in seinem Leben betätigt, zu denen er andere auffordert oder ermuntert, ja daß er mehr tut als das, daß er vor den Augen und im Geiste seiner Zuhörer da steht als ein Mann

des Glaubens, der Frömmigkeit und aller Tugenden, der nur auf Gottes Ehre und das Wohl der ihm anvertrauten Gläubigen bedacht ist, ohne Ehrgeiz, ohne Eigennutz, auch ohne den Schatten von niedriger Selbstsucht.

II. Bedeutung. — In der Überzeugung, die sich im Tone des Redners ausspricht, gibt es verschiedene Grade, wie in allen Qualitäten, welche nach dem Ausspruch der Scholastiker nicht unteilbar sind; es gibt darin einen Höhepunkt und auch einen Gefrierpunkt. Indes ist es zu wünschen, daß in jedem Vortrag eines jeden geistlichen Redners sich der höchste Grad der Wärme, der Innigkeit und Überzeugung kundgebe.

Ohne einen gewissen Grad der Überzeugungskraft im rednerischen Ausdruck macht auch die beste Predigt wenig Eindruck; in vielen Fällen wirkt sie rein destruktiv. Wenn der Prediger seinen Redeinhalt nur hersagt oder deklamiert, wenn wir das Gefühl haben, daß er nur etwas äußerlich Angelerntes geist- und herzlos wiedergibt, so bleiben wir kalt, wie das Wort des Vortragenden selbst kalt ist; einen derartigen Redner vermögen wir nicht ernst zu nehmen; er erscheint uns als Deklamator fremder Gedanken und Gefühle oder als Komödiant.

Bei dem Schauspieler vermissen wir das wahre Gefühl nicht so sehr, wir fordern es nicht einmal; es genügt, daß er die Worte und Handlungen seines Helden naturgetreu wiedergebe, ohne auch dessen Gefühle wirklich zu empfinden und zu offenbaren: allein der Prediger trägt nicht fremde Gedanken und Gefühle, sondern seine eigenen vor, und darum kann er uns ohne wahre Empfindung nur abstoßen.

Wie mächtig wirkt tiefere, innere Überzeugung! Von dem berühmten P. de Ravignan sagte ein Ungläubiger: „Er glaubt, was er predigt; er steckt darin bis zum Halse." P. Monsabré erzählt von einem Kanzelredner in Notre Dame zu Paris (wohl ist er selbst gemeint), eines Tages sei ein von Zweifeln gequälter Mann zu ihm gekommen und habe ihm gesagt: „Ich bin von tausend Schwierigkeiten angefochten und oft nahe daran, am Glauben irre zu werden; aber wenn ich Sie höre, kann ich nicht umhin zu glauben; Sie machen den Eindruck eines Mannes, der tief überzeugt ist von dem, was er sagt."

Was oben von den Gefühlen gesagt wurde, das gilt in gewissem Sinne auch von der Überzeugung, die im Vortrag zum Ausdruck kommt: dieselbe ist ansteckend, sie teilt sich unwillkürlich wie nach einem Kausalitätsgesetz den Hörern mit. Mehr denn einmal kann man im gewöhnlichen Leben den Ausspruch hören: „Daß er mich betrügen würde, hätte ich nicht für möglich gehalten; er sprach mit einem solchen Tone der Überzeugung, daß ich ihm unbedingt Glauben schenken mußte."

Ein Lehrer machte diesbezüglich mit seinen Schülern einen eigenartigen Versuch. Es handelte sich um einen längern, freilich nicht allzu leicht verständlichen Satz, der als Begründung für eine philosophische Thesis dienen sollte.[1] Dieser Satz konnte mit geringer Veränderung

[1] Es handelte sich um Summa theol. 1ª pars, qu. 75, art. 2.

oder Auslassung einiger Worte in richtigem und falschem Sinne aufgestellt werden.

Das erstemal trug der Lehrer die Begründung im falschen Sinne vor, d. h. als scheinbar richtig, tatsächlich aber falsch und nicht stichhaltig; er tat es indes mit dem Tone größter Sicherheit und vollster Überzeugung. Die Schüler glaubten ihm aufs Wort, und niemand fiel es ein, die Beweisführung auf ihren Inhalt zu prüfen oder in Frage zu stellen.

Ein andermal versuchte er vor andern, nicht minder begabten Schülern das gerade Gegenteil. Diesmal trug er dieselbe Begründung in richtiger, stichhaltiger Form vor, doch ohne besondere Überzeugung, mit einer Art Gleichgültigkeit, vielleicht auch mit einem gewissen Ausdruck des Zweifels. Es dauerte nicht lange, so erhoben sich die verschiedensten Bedenken gegen die vorgetragene Beweisführung, und beinahe jeder wollte einen schwachen Punkt in derselben entdeckt haben. Der Herr Professor hatte viele Mühe, alle Bedenken zu heben und die Schüler denn doch schließlich von der Beweiskraft jener Argumentation zu überzeugen.

So viel vermag einerseits der Ton der Überzeugung; so destruktiv kann anderseits der Ausdruck des Zweifels wirken, und das bei intelligenten Zuhörern. Wieviel mehr bei minder begabten und weniger nachdenkenden Menschen!

III. Zu vermeidender Fehler: Falsches, gekünsteltes Pathos. Mit guter Naturanlage, Beobachtung und Übung wäre es immerhin möglich, ein nicht vorhandenes Gefühl so im Vortrag und Gestus auszudrücken, als ob es wirklich in der Seele lebte.

Allein es wäre doch zum mindesten eine entehrende Rolle, die der Prediger spielen würde, wenn er bei der Verkündigung des göttlichen Wortes sich des Scheines eines erkünstelten Pathos bedienen wollte. Zudem würde die Gaukelei in den wenigsten Fällen gelingen. Und sollte der Redner auch eine Zeitlang auf diesem Wege der Simulation zum Ziele kommen und die Zuhörerschaft täuschen, auf die Dauer wird er es nicht zustande bringen.

Die Menschen haben durchschnittlich die Neigung, überall die gekünstelten Dinge (die künstliche Röte der Wangen, die künstlichen Zähne, die künstlichen Haare usw.) auszuspähen, um sie dann mit einer Art Schadenfreude zum Gegenstand eines verstohlenen Lächelns oder auch des offenen Spottes zu machen. Dieselbe Neigung werden sie dem Prediger entgegenbringen. Und hier wird ihnen die Entdeckung um so leichter, als erheuchelter Affekt eines jener Kunstdinge ist, die sich am schwierigsten unter dem Schein der Wahrheit verbergen lassen.

Als der junge Jakob im Auftrage seiner Mutter zum alten, erblindeten Vater hineintrat, um anstatt Esau den Segen der Erstgeburt zu erhalten, da trug er, wie die Hl. Schrift erzählt, Esaus Kleider, und seine Hände und sein Hals waren mit Fellen bedeckt. Der Vater fühlte ihn an und hörte seine Stimme; dann sprach er: „Die Stimme scheint Jakobs Stimme zu sein, die Hände aber sind Esaus Hände.“ Die

Hände des rauhen Esau hatte Jakob nachahmen können, die rauhe Stimme des Bruders hatte er nicht nachzuahmen vermocht. Ebensowenig ist es in den meisten Fällen möglich, wahres, inneres Gefühl zu imitieren. Nur wirkliche Empfindung verleiht der Stimme des Redners jenen Klang und jene Modulation, gibt ihr jene Eigentümlichkeit im Ton und Ausdruck und Pronuntiation, welche zum Herzen spricht und welche das Herz so leicht und rasch versteht.

Auf der Kanzel kann der künstliche Affekt nur als Lüge erscheinen. Eine Lüge aber wirkt abstoßend, wo immer sie auftreten mag, und erst eine Lüge im geistlichen Gewand, bei der Verkündigung der göttlichen Wahrheiten!

Darum „lieber kein Pathos als ein falsches; lieber kein Affekt als Affektiertheit. Denn der Schaden des falschen Pathos ist größer als der Nutzen des echten. Wenn auch nur eine falsche Note darin wäre — das Volk hat ein scharfes Gehör; es würde sofort argwöhnisch und würde instinktiv sein Inneres verschließen, um sich gegen Überlistung und Irreführung zu schützen.“ [1]

Aus demselben Grunde muß die Affektäußerung durchaus der Persönlichkeit, d. h. dem Temperament, dem Charakter, dem Talent, der Autorität des Vorzutragenden angepaßt sein. Besonders bei der Imitation fremder Züge hat man dieser Bemerkung Rechnung zu tragen. Der Affekt darf nicht etwas Importiertes sein; er muß aus der Natur des Redners hervorgehen.

Im Leben des P. Eudes wird erzählt, wie derselbe einst in einer Predigt über die Hölle die Zuhörer derart erschütterte und zum Reueschmerz führte, daß sie unwillkürlich laut mit ihm in die Worte ausbrachen: „Barmherzigkeit, o Gott, Barmherzigkeit!“

Der Bischof Le Camus, der von diesem Zug gelesen, wollte denselben auf einer Stadtkanzel (in Caen) nachahmen in der Ewartung, das Volk werde auch bei ihm die ergreifendsten Worte wiederholen. Als er daher in seiner Predigt die Zuhörer vorbereitet glaubte, rief er mit Emphase aus: „Barmherzigkeit, o Gott, Barmherzigkeit!“ und hielt dann inne — aber niemand wiederholte diese Worte. Er bereitet die Gemüter aufs neue vor und ladet die Zuhörer ein, mit ihm zu rufen: „Barmherzigkeit!“ — Alles bleibt stumm. Der Redner macht einen dritten Versuch und dringt abermals in die Gläubigen ein, um sie zu rühren und zum spontanen Ausruf zu bewegen. Allein auch diesmal scheiterte der Versuch, und alles blieb gefühllos.

In einer Volksmission schilderte der Prediger, ein Ordenspriester, den Tod in recht drastischer Weise, indem er, um das Herannahen und wiederholte Anklopfen desselben sinnbildlich darzustellen, bei den entsprechenden Worten jedesmal mit der Hand an die Brüstung der Kanzel klopfte. Diese Szene, so komisch sie auch unter gewöhnlichen Umständen scheinen mag, machte damals den wirkungsvollsten Eindruck.

[1] W. v. Keppler, Homiletische Gedanken und Ratschläge.

Ein guter Landpfarrer, welcher Zeuge dieses drastischen Zuges und dessen Wirkung war, versuchte später denselben in einer Fastenpredigt vor seinen Pfarrkindern nachzuahmen. Nachdem er die Hinfälligkeit des Lebens in anschaulicher Weise geschildert, führte er den Tod vor und ließ ihn „anklopfen". Beim ersten Klopfen an die Kanzelbrüstung waren die Zuschauer verblüfft; beim zweiten lachten sie, beim dritten lachten sie noch mehr.

Eines ziemt sich nicht für alle. Nicht alle haben dasselbe Temperament, denselben Charakter, dieselbe Autorität, denselben Grad des Gefühls; nicht alle können das innewohnende Gefühl in derselben Weise nach außen offenbaren, und selbst die Übung vermag hier nur bis zu einem gewissen Grade auf die Natur vervollkommnend einzuwirken.

IV. Mittel. — 1. Warmes, inneres Leben und eifriges Tugendstreben. Eigentlich müßten wir Heilige sein, um wie die Heiligen predigen zu können. Jedenfalls muß es das Bestreben jedes geistlichen Redners sein, mit Gottes Gnade ein Leben der Sammlung, des Gebetes und der Frömmigkeit zu führen, immer wieder in sich zurückzukehren, wenn durch die äußere Tätigkeit und den Verkehr mit den Menschen sein innerer Geist zu verflachen droht, sich dem hohen Musterbilde aller Prediger, Jesus Christus, immer ähnlicher zu gestalten in Demut und Sanftmut, in Opfersinn und Kreuzesliebe, in Selbstvergessen und in der Hingebung für die andern. Von der Wissenschaft des Lehrers gilt die Regel: „Um das gut zu sagen, was man vorzutragen hat, muß man weit mehr wissen, als was man sagt." Man darf wohl die analoge Regel aufstellen, wenn es sich um das Tugendleben des Priesters handelt: „Um das mit Wärme, Kraft und Nachdruck verlangen zu können, was man von den Gläubigen verlangt, muß man weit mehr tun, als was man von ihnen fordert."

2. Reine Absicht bei Ausübung des Predigtamtes. — Keine Tätigkeit ist nächst der künstlerischen so sehr der Eitelkeit und der durch diese angerichteten Verderbnis ausgesetzt, wie die oratorische. Die Eitelkeit ist ein Fluidum, das bei der Predigt überall einzudringen sucht, in die Vorbereitung, die Ausarbeitung, das Memorieren und den Vortrag. Selbst die Heiligen waren von diesen Anfechtungen der Eigenliebe nicht frei, und mehr denn einmal mußte St. Bernhard die Verführerstimme im Innern hören, welche ihm zuflüsterte: „Bernhard, wie schön predigst du."

Vorübergehend mag die Eitelkeit ein Sporn und Antrieb gegen die natürliche Trägheit sein, allein eine dauernde Lebenskraft ist sie nicht, und immer wirkt sie zerstörend. Sie macht den Prediger lächerlich. Denn derselbe mag seine unlautern Absichten noch so sehr verbergen, sie verraten sich bald im Ton, bald in der Sprache, bald in der Aktion, in den Mienen oder in mehrern zugleich. Auf den Beistand des Heil. Geistes kann Stolz und Hochmut nicht rechnen. Deus superbis resistit, humilibus autem dat gratiam (Jak. 4, 6) und: Sine

me nihil potestis facere (Jo. 15, 5). Das Amt wird auf die Dauer zur Qual, weil in den wenigsten Fällen die Eitelkeit auf ihre Rechnung kommt.

Von der Ehrfurcht im Predigtamt gilt das Wort Bismarcks: „Die Eitelkeit ist eine Hypothek auf einem Grundstück; sie entwertet es um ihren Betrag." In demselben Sinne schreibt ein protestantischer Prediger:[1] „Wenn wir nur das lebhafte Gefühl dafür hätten, wie sehr jede Eitelkeit und Eigendienerei im Dienste des Reiches Gottes uns verächtlich macht, ja uns schädlich und gefährlich macht! Jede Selbstgefälligkeit ist einfach ein empfindlicher Schaden, den wir der großen Gottessache antun. Auf Gottes Feld arbeitend sind wir plötzlich in einen trichterförmigen Krater gesunken; unser Auge hat den weiten Umblick verloren, und die freie Bewegung der Glieder im Dienste Gottes ist dahin. Ein Mensch, der angeblich sein Leben der Ehre Gottes und der Seligkeit seiner Mitmenschen geweiht hat und daneben immer eine eigene kleine Ehre zu gewinnen sucht, gleicht einem Feuerwehrmann, der seinen mit Lebensgefahr geretteten Schützling noch auf der Leiter um ein Trinkgeld anbettelt."

Der Apostel nennt ein solches Verfahren adultare verbum Dei (2 Kor. 2, 17), und der hl. Gregor bemerkt über dieses Wort: „Adultare verbum Dei est ex eo non spirituales fructus quaerere, sed adulterinos foetus laudis humanae."

Darum bestrebe dich, deine Intention zu klären und alles Selbstische abzustreifen. Verscheuche die Gedanken und Strebungen der Eitelkeit, wo immer sie sich einstellen. Noch auf dem Weg zur Kanzel suche alles Egoistische auszuschließen und deine Meinung in Gott zu erneuern. Nach der Predigt ist die alte Feindin nicht weniger gefährlich als vor derselben, besonders wenn man dir lobjubelnd entgegenkommt, und das wird man um so eifriger tun, je empfänglicher du dich für Lobsprüche und Schmeicheleien zeigst. Laß dir dein Verdienst und deine Autorität nicht schmälern.[2]

3. Antizipierte Tugendübung. — Ein Pfarrer gab seinen Vikaren den Rat, in der Vorbereitungswoche speziell jene Tugend zu üben, von welcher sie am kommenden Sonntag zu predigen hätten; wenn es sich um mehrere Tugendübungen handele, sollten sie alle üben. Das war gewiß ein ausgezeichneter Rat, würdig eines echt priesterlichen Herzens, und der Name des Pfarrers verdiente verewigt zu werden. Wenigstens ist die Weisung, die er seinen Mitgehilfen im Predigtamte gab, wert, in allen geistlichen Studierstuben mit goldenen Lettern angebracht zu werden, damit alle Vikare und Pfarrer und alle Prediger sie zur steten Erinnerung während der Vorbereitungswoche vor Augen hätten. Man wird kaum mit größerer Überzeugung und tieferem Nachdruck einen Rat oder eine Empfehlung geben, als wenn man sie unmittelbar vorher selbst erprobt hat; nie wird man auch von den Zuhörern etwas fordern, was man nicht selber übt. Zugleich werden die praktischen Anwendungen nach einer solchen antizipierten Übung desto leichter fließen.

[1] Rittelmeyer, Der Pfarrer. Erlebtes und Erstrebtes.
[2] Vgl. Keppler, Homiletische Gedanken und Ratschläge.

Sollte eine Widerwärtigkeit im Laufe der Woche zu tragen sein, ein Leiden, ein Kreuz, eine Verdemütigung, so nehme man sie in Geduld und Liebe hin und opfere sie dem Himmel für den Erfolg der kommenden Predigt auf. Noch vollendeter wird die persönliche Disposition, wenn man freiwillige Mortifikationen hinzufügt. Das Predigerwort, das sich auf Opfer und Abtötungen stützt, wird allgewaltig, es wird zum zweischneidigen Schwert, das tief in die Seele der Gläubigen hineindringt und sie bis ins Tiefinnerste erschüttert.

4. Vorhergehendes Gebet und Meditation. — Notwendig ist, daß der Redner beim Betreten der Kanzel von dem erfüllt ist, was er zu sagen hat.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Manche behaupten, es sei ihnen nicht möglich, dieselbe Predigt ein zweites oder gar ein drittes Mal mit derselben Kraft und Wärme vorzutragen. Der Grund dafür liegt nach ihrer eigenen Aussage darin, daß sie bei der Wiederholung das Vorzutragende nicht mehr so fühlen, wie das erstemal! Warum ist es uns schwerer, eine fremde Predigt vorzutragen als die eigene? Der Grund ist derselbe. Darum suche sich der Redner, wenn möglich, wenigstens einige Augenblicke im Gebet und in der Meditation wieder mit seinem Gegenstande zu erfüllen.

Der beste Weg zur Kanzel für dich ist der, welcher vom Kruzifix oder vom Tabernakel aus dahin führt. Da, vor dem Bilde des Gekreuzigten oder vor dem Herrn im Sakramente suche dein Herz immer wieder zu erwärmen für Gott, für die Interessen der hl. Kirche, für das Seelenheil deiner Zuhörer; da suche dir den Gegenstand der Predigt noch einmal lebhaft vorzuführen, um dich von der Bedeutung desselben für dich und deine Zuhörer zu durchdringen; da bete in inbrünstiger Weise für den Erfolg deiner Mühen und auch für einen guten Vortrag; da bereue alle Nachlässigkeit, alle eitlen Gedanken, deren du dich etwa bei der Vorbereitung schuldig gemacht — und dann betrete die Kanzel und rede mit Wärme, mit Kraft und Begeisterung, wie ein Apostel, wie ein Heiliger, wie Jesus Christus selbst. Spiritu sancto inspirante locuti sunt sancti Dei homines. Ein protestantisches Wort sagt: Nicht auf der Akademie wird der Prediger gebildet, sondern auf den Knieen. Quod si illi et illi . . . cur non ego?

Der hl. Vincenz Ferrerius bereitete sich durch zweistündiges Gebet auf jede seiner Predigten vor; eines Tages unterließ er diese fromme Übung, um sich auf andere Weise, und wie er glaubte, sorgfältiger vorzubereiten: diesmal aber war sein Vortrag trocken und ohne Salbung, und er rief seufzend aus: „Ach! heute hat Vincenz gesprochen, während die andern Tage Gott durch seinen Mund sprach." Dasselbe lesen wir von dem hl. Franz von Assisi.

P. de Ravignan fragt:[1] „Welches sind die Quellen der apostolischen Beredsamkeit? Ihr antwortet mir sofort: die eine Quelle ist Gott, Gott gesucht, Gott gefunden durch glühendes Gebet und die hl. Betrachtungen des Herzens. Will man nur menschlich reden, will man die menschlichen Leidenschaften erregen, so schöpft man seine Kraft in der menschlichen Leidenschaft; allein für das übernatürliche Werk der apostolischen Beredsamkeit sind andere Quellen nötig, heilige Leidenschaften, die ich auch übernatürliche Leidenschaften nennen möchte, die Liebe Gottes, der Durst nach dem Heil der Seelen, der energische und allmächtige Eifer für die armen Sünder . . . Es gibt viele Redner, die aus dem Kopfe, aus der Kehle sprechen, aber wenige, sehr wenige, die aus dem Herzen und der Tiefe der Seele reden. Man fühlt dies so leicht heraus; die Weltmenschen selbst täuschen sich hierin gar nicht. Dies beweist das Urteil einer Dame, ein merkwürdiges und ganz weises Urteil. Als sie über die Predigt eines Mannes Gottes befragt wurde, antwortete sie: Das verrät die Zelle (cela sent la cellule), d. h. Gebet, Betrachtung, den Geist Gottes.

Diese Innerlichkeit des Predigers verrät sich in der Tat nicht bloß in der sprachlichen Darstellung, sondern auch im Ausdruck der Physiognomie, der Stimme, des Gestus und der ganzen Aktion. Sie gießt in Verbindung mit der göttlichen Gnade über das Wort des geistlichen Redners etwas wie eine Art Arom aus, das man mit dem Namen Salbung bezeichnet hat und das sich nur in der geistlichen Beredsamkeit wiederfindet; etwas wie ein höheres, himmlisches Element, das gleich den Prediger als Mann des Glaubens und der Frömmigkeit, als Werkzeug des Heil. Geistes erkennen läßt, das sein Wort wunderbar erquickend und erfrischend macht und zugleich mächtig und bezaubernd, daß es tief hineinfällt in die Menschenseele, um dieselbe zu rühren, zu bewegen, zu erschüttern und zum Himmel zu führen.

Das war die Vortragsweise Jesu Christi, der gesprochen, „wie einer, der Macht hat".

Vom hl. Franz Borgias sagt P. Polankus, der Sekretär des hl. Ignatius: „Seine Worte waren wie der Donner des Himmels und wie glühende Pfeile, welche die Herzen durch Zerknirschung spalteten und in unaufhaltsame Tränen über die begangenen Sünden zerschmolzen."

Vom hl. Franz von Sales heißt es: „Er ließ sein Herz reden; auf seinem Angesichte konnte man den Frieden und die Sanftmut seiner Seele lesen; da war nichts Ungestümes, nichts Leidenschaftliches, nichts von dem, was man Affektation nennt; die Salbung und Frömmigkeit flossen von seinen Lippen; seine Beredsamkeit war warm und fesselnd und zugleich lieblich und salbungsvoll."

Bevor der hl. Leonardus von Porto Mauritio auf die Kanzel stieg, erzählt sein Biograph, bat er in inbrünstigem Gebete Maria, die seligste Jungfrau, die hl. Schutzengel, seine hl. Patrone um die Bekehrung derer,

[1] Conf. sur l'éloquence de la chaire.

denen er die göttlichen Wahrheiten verkünden sollte. In dieser Absicht las er die hl. Messe und verrichtete seine gewöhnlichen Andachten. Niemals predigte er, ohne sich vorher aufs tiefste vor Gott verdemütigt und die hl. Dreifaltigkeit in Ehrfurcht angebetet zu haben. Er legte alle seine Worte in die Seitenwunde Jesu Christi, damit sie mit desto größerm Nachdruck in die Herzen der Zuhörer eindringen möchten.

Oftmals wiederholte er sein gewohntes Schußgebet: O mein Jesus, Barmherzigkeit! Oft bat er seinen besondern Fürsprecher, den hl. Vincenz Ferrerius, er möge ihm einen Feuereifer gleich dem seinigen geben. Selbst während der Predigt erneuerte er mehrmals die aufrichtige Meinung, nur Gott und seine Ehre zu suchen, und bat den Hl. Geist, sich seiner Zunge als eines Werkzeuges zu bedienen, um die Herzen der Zuhörer zu durchdringen und zum Reueschmerz zu bewegen.

Und der Erfolg! Derselbe war wunderbar. Gleich leuchtenden Blitzstrahlen wirkten seine Worte erschütternd auf die Gemüter und brachten die erstaunlichsten Wirkungen hervor. Wo immer Leonardus Missionen hielt, waren die Bekehrungen zahllos: die verstocktesten Sünder wurden in fromme Büßer umgewandelt, die Ärgernisse verschwanden; in allen Ständen sah man Frömmigkeit und Gottesfurcht aufblühen.

Ein Augenzeuge erzählte dem Papst Clemens XII., nie habe er einen eifrigern Prediger gehört; er könne den Eindruck, den der Redner auf ihn selbst gemacht habe, nicht besser schildern, als wenn er bekenne, daß er dabei der Tränen sich nicht habe erwehren können, obwohl er selbst Prediger und im Predigtamte ergraut sei.

So tief einschneidend, so kraftvoll und mächtig ist Gottes Wort, wenn es aus apostolischem Herzen kommt.

§ 19. Ein letztes Wort über die Diktion.

1. Manche Prediger haben sich im Laufe der Jahre oder auch schon bald nach dem Beginn ihres Predigtamtes im Vortrag etwas angewöhnt, was allen unangenehm und unnatürlich erscheint, nur ihnen selbst nicht. Sie scheinen vielmehr sich sehr darin zu gefallen, halten ihre Art des Vortrags für die einzig richtige und glauben, alle übrigen reden nicht gut, weil sie nicht so predigen wie sie. Nicht selten ist es ein übermäßig lautes Schreien, das als vermeintlicher Ausdruck des Affektes bei gewissen, d. h. sehr vielen Stellen periodisch wiederkehrt, manchmal ist es auch ein hoher, pathetisch begeisterter Ton, der sich durch die ganze Predigt zieht. Gegen die Eigenliebe ist der Kampf immer schwer; darum ist es nicht leicht, an diese Klasse von Predigern heranzukommen, um sie von dem Fehlerhaften ihres Vortrags zu überzeugen. Nicht immer auch findet sich ein Freund, der die Zensorrolle übernehmen wollte. Darum merke dir die Regel: Predige nicht für dich, sondern für deine Zuhörer; trage nicht vor, wie es dir gefällt, sondern wie es deinen Zuhörern, d. h. dem größten und geistig gesunden Teile derselben, gefällt; und was den Zuhörern gefällt, das ist immer

nur das Natürliche und Einfache, wie es in den vorhergehenden Abschnitten beschrieben wurde.

2. Vom Predigtamt, speziell von der Vortragskunst soll die Eigenliebe ganz ausgeschlossen sein. Sobald man dich auf einen Fehler aufmerksam macht, nimm die Belehrung mit Dank entgegen und suche ihr nach Kräften nachzukommen. Freilich ist es nicht immer notwendig oder auch ratsam, dem Urteil eines Menschen deine eigene Anschauung anzupassen und demgemäß deine Vortragsweise zu ändern; dein Zensor leidet vielleicht selbst an einem Fehler und möchte dir seine eigene fehlerhafte Vortragsweise aufhalsen; möglicherweise läßt er sich auch von falschen Anschauungen leiten. Allein wenn mehrere in demselben Urteil übereinstimmen oder wenn ein Mann von Autorität in der Redekunst deine Art des Vortrags tadelt und dir bestimmte Fehler namhaft macht, dann gehe gleich ans Werk und suche deine Mängel abzulegen. Und wenn du auch alt bist und ergraut im Predigtamt, — man ist nie zu alt, weder um einen Fehler zu begehen, noch um sich von einer falschen Angewöhnung zu bessern.

3. Es soll dir gleichgültig sein, ob du vor einem kleinen oder großen Auditorium aufzutreten hast: bereite dich mit demselben Fleiße vor, verwende dieselbe gewissenhafte Sorgfalt auf den Vortrag und die Aktion. Man hat wenig Vertrauen in den Seeleneifer eines Predigers, der vorgibt, er könne nur vor einer großen Zuhörerschaft gut predigen. Der hl. Franz von Sales predigte mit größter Bereitwilligkeit vor 10 oder 15 Personen, und er war glücklich, diesen wenigen etwas für Gottes Ehre abzugewinnen. Nicht nur auf die großen Ackerfelder streut man den Samen, sondern auch auf die kleinen. Dein Lohn bei Gott wird derselbe sein, ob du dich für hundert oder für tausend abgemüht hast; in ersterm Falle ist er vielleicht sogar größer, da der Eifer mehr mit Demut gepaart und weniger den Anwandlungen der Eitelkeit ausgesetzt ist.

Zweiter Teil: Die Aktion oder kirchliche Gebärdensprache (geistliche Mimik).

§ 20. Möglichkeit einer kirchlichen Gebärdensprache.

Die innern Vorgänge unserer Seele, welche in die äußere Erscheinung treten, lassen sich zurückführen auf die Gedanken oder Ideen, verbunden mit den Vorstellungen der Einbildungskraft, die Affekte oder Empfindungen und die Tätigkeiten des Willens. Ein erstes und hauptsächliches Mittel, diese Innenzustände zum Ausdruck zu bringen, ist im vorhergehenden besprochen worden: die artikulierte Sprache.

Das gesprochene Wort ist nicht das einzige Ausdrucksmittel unserer innern Seelenvorgänge. Mit vielen Bewegungen des Seelenlebens ist eine entsprechende Muskelbewegung des Körpers so innig und natürlich verbunden, daß es uns in gewissen Fällen schwer, wenn nicht gar unmöglich ist, den äußern Ausdruck derselben zurückzudrängen oder zu verbergen.

Am spontansten tritt diese Manifestation bei den Gefühlen hervor, besonders wenn sie in einem gewissen Stärkegrade auftreten. Die Trauer macht naturgemäß das Auge umflort, die Stimme niedergeschlagen. Ist der Mensch von heftigem Zorn ergriffen, so sprüht sein Auge, das Blut steigt ihm ins Angesicht, die Hand ballt sich zur Faust, die Haltung wird eine angreifende. Die seelische Erregtheit geht im Nu, in einem unmeßbaren Zeitpunkte auf die Bewegungsnerven über und veranlaßt jene Muskelbewegungen, welche man die mimischen Bewegungen nennt.[1]

Hinwiederum schließen wir aus der Verschiedenheit der mimischen Bewegungen mit größerer oder geringerer Sicherheit auf die Beschaffenheit der innern Gefühlserregung. „Das lebhaft bewegliche Auge, der strahlende Blick, die geglättete Stirn, das blühende Gesicht, der beschleunigte Puls bekunden den freudigen Zustand; dagegen das matte Auge, der stiere Blick, der langsame, oft schwere Atem, der schleppende Tritt den traurigen.

[1] Nach Harleß gilt in betreff der Stärke und Reihenfolge dieser Bewegungen das Gesetz, daß die Gefühle mit abnehmender Stärke die Bewegungsnerven in der Reihenfolge treffen, in welcher diese dem großen Gehirn näher oder ferner aus Gehirn und Rückenmark entspringen. Daher äußert sich die Gefühlserregung am ersten und leichtesten in Bewegung, Stellung, Blick des Auges; dann erstreckt sie sich auf die Stirn- und Mundbewegungsmuskeln; dann auf die Atem- und Herzbewegung; weiterhin auf die Nerven des Rückenmarks, bis zuletzt auf die äußern Gliedmaßen (Hände, Füße usw.)

Stammeln, Blässe, Kälte, Herzklopfen sind Zeichen der Furcht und Überraschung. Scham und Verlegenheit äußern sich in der Schamröte usw."[1]

Auch die Gedanken und Vorstellungen tun sich in gewissem Sinne unwillkürlich nach außen kund. Der erfahrene Lehrer bemerkt alsogleich an der Physiognomie seines Schülers, ob derselbe zerstreut ist oder acht gibt, ob er nachdenkt oder nicht. Die sog. Gedankenübertragung (Ausführung eines fremden Willens) will man erklären durch unbewußte kleine Muskelbewegungen, welche sich mit unsern Vorstellungen verbinden und von einem äußerst empfänglichen Perzipienten wahrgenommen werden.

Der kleine ungeschulte Taubstumme versteht es oft, in überraschend sinnigen Zeichen die von ihm erkannten Personen, Tiere, Gegenstände usw. darzustellen. Die Katze ist ihm das Kratzende, der Hund das Beißende, der Schreiner das Hobelnde. Zur Bezeichnung eines Hauses oder sonstigen Gegenstandes zeichnet er die Umrisse desselben in die Luft oder auf den Tisch. Ein andermal stellt er durch seine eigene Körperhaltung die Dinge plastisch dar, wie den tanzenden Bären, den Hinkenden, den Betrunkenen. Die Farbe bezeichnet er, indem er auf Dinge mit der anzugebenden Farbe hinweist, z. B. auf seine Zähne, um die weiße Farbe, auf seine Lippen, um die rote Farbe anzudeuten.

So gibt es eine ganze Fülle rein natürlicher Ausdruckszeichen, sowohl solcher, die als spontane und unwillkürliche Kundgebungen unserer Innenzustände auftreten, als solcher, die von dem natürlich gesunden Sinn des einzelnen ausgehen und ebenso leicht oder doch beinahe so leicht wie jene verstanden werden.

Außer diesen rein natürlichen Ausdruckszeichen hat das gesellschaftliche Leben andere eingeführt, die zwar mit der Natur und ihren Strebungen in einem gewissen Verwandtschaftsgrad stehen, aber nicht mehr aus der geistig-körperlichen Natur spontan hervorgehen, die daher durch Beobachtung und Studium von dem einzelnen erlernt werden müssen, ja bei entfernten Völkern sogar bis zu einem gewissen Grad verschieden sein können. Dahin gehören das Kopfnicken, das Kopfschütteln, der Gestus des Befehls, des Anziehens, des Drohens usw. Wenn jemand ungerufen in unser Zimmer eintritt und wir mit dem Gestus des Befehls nach der Türe deuten, so versteht der Betreffende uns gleich und geht von dannen. Wenn er im Fortgehen zurückblickt und wir mit der Hand die Gebärde des Anziehens machen, so versteht er sofort, daß wir ihn zurückrufen wollen, auch wenn er als Fremder vielleicht das Wort unseres Mundes nicht verstehen würde. Eine große Menge derartiger mimischer Bewegungen sind so in das gesellschaftliche Konversationsleben übergegangen, daß sie uns als natürliche Ausdruckszeichen unserer innern Gedanken, Gefühle und Strebungen erscheinen. Selbst die Tiere können zur Ausführung dieser Zeichen abgerichtet werden.

Es gibt also neben der artikulierten, d. h. der eigentlichen Sprache eine zweite, wenngleich weniger deutliche Sprache: die Sprache der

[1] Hagemann, Psychologie.

Gebärden. Die erstere setzt sich aus Worten, die letztere aus Körperbewegungen zusammen; jene besteht aus rein konventionellen, willkürlichen Zeichen, diese besteht zum guten Teil aus rein natürlichen Äußerungen unserer innern Seelenwelt. „Wenn alles," sagt Montaigne,[1] „wodurch sich das Innere im Äußern offenbart, mit Recht Sprache genannt wird, so verdienen die Gesten ebensosehr den Namen Sprache, wie die Schätze des Wörterbuchs." Die Gestikulationssprache hat sogar einzelne Vorzüge, die sie vor der Wortsprache auszeichnen:

Die Gebärdensprache ist universell in dem Sinne, daß sie sich (im allgemeinen genommen) bei allen fühlenden Lebewesen wiederfindet: bei dem Infusionstierchen, das in seiner Weise die Schmerzgefühle kund tut, bis hinauf zu jenen Tieren, welche die höchste sensitive Kraft besitzen, und wieder hinauf bis zum Menschen, der die Fähigkeit hat, seine innern Gedanken, Wünsche und Empfindungen in der angegebenen doppelten Weise zu offenbaren.

Die Gebärdensprache ist für alle leicht verständlich. Um sie zu erlernen, braucht man nicht erst tote Buchstaben zu studieren, man braucht nur als Mensch zu fühlen, man braucht nur blind zu empfinden, wie die Seele bei jeder Erregung auf den Körper einwirkt. Zu dieser Natursprache hat der Mensch einen ebenso allgemeinen Hang wie eine allgemeine unerlernte Fertigkeit, den Ausdruck zu verstehen. Das gilt wenigstens von der Gebärdensprache, insofern sie sich aus rein natürlichen Zeichen zusammensetzt. „Eine Sprache der Konvention ist das Wort," sagt Batteux,[2] „nur geschaffen zu einer bestimmten Mitteilung der Ideen; Gebärden und Töne sind das Wörterbuch der einfachen Natur, eine Sprache enthaltend, die wir alle von Geburt an kennen, und deren wir uns bedienen, um alles das auszudrücken, was in unmittelbarer Beziehung zu unserm Dasein steht, und dieser Ausdruck ist lebhaft, kurz und höchst kräftig."

Diese Sprache ist mit der Natur selbst gegeben und darum bei allen Völkern, bei allen Menschen, zu allen Zeiten dieselbe. „Die Gefühle und Stimmungen der Seele," sagt Dr. Piderit, „die Wünsche und Leidenschaften bekunden sich in derselben Weise in den Bewegungen und Zügen des afrikanischen Wilden wie des gebildeten Europäers, des Sklaven und des Königs, des Kindes und des Greises." Diese Sprache ist so klar und verständlich, daß das Kind, kaum einige Jahre alt, im Antlitz der Natur Zufriedenheit oder Trauer liest. Wir bemerken die geringste Veränderung im Auge oder Antlitz eines andern; wir sehen, ob derjenige, mit dem wir sprechen, aufmerksam ist auf das, was wir sagen, oder nicht; und doch beruht die Veränderung in seinem Auge nur darauf, daß der Stern seines Auges bloß um einen Millimeter zur Seite gerückt ist."

Wenngleich die mimische Sprache an Klarheit des Ausdrucks im allgemeinen weit hinter der artikulierten Sprache zurücksteht, so ist sie

[1] Essais, 7. IV. bei Schilling, Op. cit.
[2] Les beaux arts, pag. 255, Edit. Paris 1746.

doch in gewissen Punkten, speziell in dem sog. Gebärdenspiel, beredter und ausdrucksvoller als das gesprochene Wort. In einer einzigen Bewegung, die jemand macht, in dem momentanen Ausdruck seines Gesichtes erkennt das geübte Auge mit einem Male eine Fülle von Dingen, die es dem Geist zur Erwägung vorlegt. Wieviel lesen wir nicht in dem Blicke eines Sterbenden, in dem offenen, blauen Auge und der heitern Miene eines Kindes! Ein Bettler streckt uns die Hand entgegen, ohne ein Wort dabei zu sprechen: wir verstehen ihn. Wieviel Worte hätte er verschwendet, um denselben Gedanken durch das Ohr in unsere Seele zu tragen. In dem strengen Blick des Vaters, in den einfachen Runzeln seiner Stirne erkennt das fehlende Kind den Inhalt einer ganzen Strafpredigt und häufig noch mehr.

Diese eigentümliche, an sich unvollkommene Sprache hat die wunderbare Fähigkeit, das gesprochene Wort zu vervollkommnen, dasselbe lebendiger, ausdrucksvoller zu machen, dasselbe durch die Augen des Hörers in dessen Seele hineinzutragen, während das Wort durch das Gehör hineindringt. Und gerade in dieser Vereinigung mit dem Wort des Mundes erhält das Gebärdenwort seine größte Kraft, seine größte Verständlichkeit und seinen höchsten Glanz.

§ 21. Notwendigkeit.

Wenn die mimische Sprache, wie aus dem Gesagten erhellt, möglich, ja natürlich ist, so wird deren Anwendung für den Redner, im besondern für den geistlichen Redner, geradezu notwendig. Und zwar aus einem doppelten Grunde.

Zuerst, weil der Redner nach dem Gesetze der Klugheit und des Seeleneifers alle Mittel anwenden soll, welche ihm die Natur und die Kunst darbietet, um das angestrebte Ziel zu erreichen. Die mimische Sprache ist nun einmal ein mehr oder weniger notwendiges, wenigstens sehr nützliches Supplement des gesprochenen Wortes. Wenn auch das Wort ohne die Sprache der Gebärden verstanden wird, so kann doch nicht geleugnet werden, daß durch die Aktion die Verständlichkeit und Eindringlichkeit desselben gehoben, gestärkt und unterstützt, gleichsam kommentiert wird. Wieviel sagt nicht häufig schon der bloße Gestus oder der äußere Ausdruck eines Gefühls! Davon ist übrigens der Zuhörer zum voraus überzeugt. Darum sucht jeder, falls ihn nicht große Bescheidenheit zurückhält, wenn nur immer möglich und selbst auf Kosten der Bequemlichkeit sich eine Stelle zu sichern, wo er dem Redner ins Angesicht sehen kann, und man glaubt, ein gut Teil von all dem Schönen und Vorzüglichen verloren zu haben, wenn man den Vortragenden nicht auch sehen konnte. Der Prediger, welcher seinen Vortrag mit gehöriger Aktion zu begleiten versteht, spricht in doppelter Weise: durch sein Wort und durch seine Gebärden. Durch die harmonische Vereinigung dieser beiden Sprachen erhalten die Ideen größere Verständlichkeit und dringen desto sicherer in den Geist und das Gemüt ein. Wer möchte gerne dem Redner

zuhören, der hinter einer Mauer oder einem Vorhang versteckt seinen Vortrag hielte? Auge und Ohr des Zuhörers müssen beschäftigt sein, damit die Rede ganz verstanden werde. Diese beiden Sinne müssen befriedigt werden, und das kann nur geschehen, wenn sich die Bewegungen des Körpers mit dem Worte harmonisch verbinden. „Die Mimik", sagt Gondal,[1] „ist die notwendige Ergänzung der Sprache; so hat es der Urheber unseres Lebens gewollt; ein unbeweglicher Redner ist zur Hälfte stumm." Das ist ein erster Grund für die Notwendigkeit der Aktion; es kommt eine andere Erwägung hinzu: die Gefahr, der sich ein „aktionsloser" Prediger aussetzt, beim Volke weniger Glauben und Empfänglichkeit zu finden.

Wenn es nun einmal dem Menschen natürlich ist, seine Gedanken und Empfindungen nicht bloß mit dem Munde, sondern auch mit den Mienen und Gebärden auszudrücken, und zwar besonders dann, wenn er von einer Idee erfaßt oder einem Gefühl beherrscht ist, so muß ein kalter, toter, bewegungsloser Vortrag den Gedanken nahe legen, daß es dem Prediger wenig ernst gemeint ist um die Sache, die er verfechtet, um den Zweck, den er anstrebt, oder die Forderungen, die er im Namen Gottes an die Zuhörer stellt. „Die Sache scheint ihm wenig am Herzen zu liegen." — „Er hat die Sache auswendig gelernt und leiert sie aus dem Gedächtnis herab." — Diese und ähnliche Bemerkungen kann man nicht selten nach einem derartigen Vortrag hören, und diejenigen, welche sie nicht aussprechen, haben vielleicht längst im Innern dasselbe Urteil gefällt. Cicero hatte also wohl recht, wenn er die Aktion die Beredsamkeit des Körpers nennt, und sicher hätte jener unrecht, der sie vernachlässigen oder geringschätzen wollte. Den geistlichen Redner muß der Eifer für Gottes Ehre und das Heil der Seelen antreiben, auch in dieser Beziehung formvollendet dazustehen.

Wir sprechen hier natürlich immer nur von der zweckentsprechenden Gestikulation, d. h. von jener, welche das gesprochene Wort wirklich unterstützt und sich auch äußerlich gefällig und schön darstellt. Eine ungeschickte, linkische Aktion ist nicht geeignet, den Eindruck des artikulierten Wortes hervorzuheben, sondern eher zu zerstören, häufig auch den Redner lächerlich zu machen.

§ 22. Notwendigkeit des Studiums und der Übung.

Es läßt sich die Frage aufstellen, ob das Studium und die Einübung der Gebärdensprache notwendig oder auch nützlich sei. Und mehr denn ein Kritiker möchte dieselbe von vornherein im negativen Sinn entschieden wissen. Warum über Gebärden schreiben und sogar die Bewegungen der Arme und des ganzen Körpers in der Beschreibung darstellen? Es genügt natürlich zu sein auf der Kanzel, und das kann auch dem ungeschultesten Redner nicht schwer sein.

[1] Parlons ainsi, Chap. XIII.

Allein so dachten die alten Rhetoriker nicht. Wer einmal Quintilian oder Aristoteles gelesen, wird staunen über den Ernst, mit welchem sie die äußere Beredsamkeit behandeln, und über die Einzelheiten, in welche sie in manchen Teilen derselben eingehen. So denken auch nicht die meisten Lehrer romanischer Zunge, und doch schreiben sie für solche, welche inbezug auf Aktion durchschnittlich nicht mit denselben Schwierigkeiten, wie wir Deutsche, zu kämpfen haben.[1] Und diesen Lehrern müssen wir unbedingt beistimmen. Es genügt nicht, dem Schüler zu sagen: „Bleibe natürlich im Vortrag; rede, wenn du öffentlich auftrittst, geradeso wie du im gewöhnlichen Umgang sprichst, und du wirst jederzeit das Richtige treffen."

Denn 1. dieser Rat unterstellt, daß ein jeder in den Bewegungen, mit denen er im gewöhnlichen Leben seine Worte begleitet, wahr, natürlich und geschickt sei, daß niemand etwas Ungewohntes, Plumpes, Unpassendes, Unnatürliches in seinen Handlungen und gewöhnlichen Bewegungen zur Schau trage. Wird man das im Ernste behaupten können?

2. Dieser Rat unterstellt, daß man im öffentlichen Vortrag genau so zu gestikulieren habe, wie in der einfachen vertraulichen Konversation. Allein wenn die Diktionsweise des gewöhnlichen Umgangs auf der Kanzel veredelt erscheinen muß, so gilt das noch weit mehr von der Gebärdensprache. Oder ist die Gestikulation des Komödianten, des Tragikers, des Advokaten, des Volkstribuns und des Kanzelredners ein und dieselbe? Und doch müssen sie alle dem gewöhnlichen Leben abgelauscht sein.

3. Diese Regel unterstellt, daß es im öffentlichen Vortrag ebenso leicht ist, natürlich zu bleiben im Ausdruck und in der Aktion wie in einem vertraulichen Freundesgespräch. Allein, daß dem nicht so ist, muß jeder bezeugen, der auch nur ein einziges Mal öffentlich aufgetreten ist. Die Beklommenheit, die der junge Redner durchgehends mit auf die Kanzel bringt, übt eine geradezu lähmende Wirkung auf Arme und Hände aus. Er ist mit einem Male äußerst unbeholfen, ungeschickt geworden. Der eigene kluge Sinn wird ihn dazu führen, zu Hause seinen Vortrag inbezug auf Gestikulation zu prüfen, sich seiner Bewegungen bewußt zu werden, dieselbe mit Reflexion zu machen und sie einzustudieren, wie er das Geigen- oder Harfenspiel studiert. Er wird diese Einübung so lange fortsetzen, bis er es gelernt hat, alle Bewegungen auf der Kanzel wie im gewöhnlichen Leben ohne Reflexion, dabei aber graziös und ausdrucksvoll zu machen. Zu diesen Übungen soll ihm die Rhetorik ihren Sukkurs leihen. Ja noch mehr.

4. Nicht selten wird der Schüler verlegen sein bei der Frage: „Wie gestikuliere ich zu diesem Satze im gewöhnlichen Leben?" Die Bewegungen, mit denen wir unsere Worte begleiten, haben wir zum guten Teil andern abgelernt, und zwar häufig denjenigen, für welche wir am meisten Sympathie fühlten. Allein ist das Modell, das wir

[1] Vgl. Hettinger, Aphorismen, XX.

kopierten, immer mustergültig gewesen oder hatten wir nicht in mehr denn einem Fall nur eine plumpe, ungeschickte Abart vor uns? Manche körperliche Ausdrucksmittel haben wir nie gesehen, andere stießen uns beim erstenmal ab, so daß sie uns von vornherein als unrichtig erschienen.

In diesen Umständen wird es als eine große Wohltat erscheinen, wenn wir in plastischer Weise die einzelnen Redegesten, wenigstens einen guten Teil derselben, beschrieben finden, um nach diesen Vorbildern unsere gewohnten Bewegungen zu prüfen, ev. zu verbessern und manche noch nicht geübte uns anzueignen.

Natürlich können in einer Abhandlung über Beredsamkeit nicht alle Gesten aufgeführt werden. Die Gefühle, welche auf der Kanzel zum Ausdruck kommen, sind so vielfältig, daß man nicht zu Ende käme, wenn man auch nur alle beschreiben, geschweige denn ihren äußern Ausdruck in der körperlichen Aktion darstellen wollte. Der Redner, der sich längere Zeit in den unten angegebenen geübt, wird leicht zu den übrigen fortschreiten, um nach und nach seiner Rede den Stempel jener Vollkommenheit zu geben, welche man von dem ausgezeichneten Redner erwartet.

Noch eine andere Einschränkung der gegebenen Antwort müssen wir machen. Von keinem Rhetoriker können solche allgemein gültige Normen aufgestellt werden, welche ohne nähere Individuation oder Anpassung an das einzelne Individuum angenommen oder abkopiert werden können. Die Regeln der Rhetorik sind keine generellen Formen, in welche der einzelne sich, ob mit Geschick oder Ungeschick, hineinzwängen muß; sie sollen vielmehr in ihrer Applikation individualisiert werden und je nach der Veranlagung des partikularen Redners differenziert erscheinen. Die Philosophie der Alten hat uns den Satz überliefert: Unumquodque recipitur secundum modum recipientis. Dieses Axiom gilt auch hier. Je heftiger das Gefühl, je lebhafter und munterer das Temperament, desto lebendiger, regsamer und sprechender wird auch die Gebärde sein. „Man darf nicht blindlings die Gebärden der andern nachahmen; was andern gut steht, möchte für uns schlecht passen.“ [1]

Indes ist der Grundsatz, daß die Aktion sich an die Verschiedenheit der Individualität und namentlich der Temperamente anlehnen muß, nicht mißzuverstehen. Die Gebärden bleiben als mimische Zeichen für den einzelnen Ausdruck an und für sich immer dieselben; worauf die aus dem Gesetz der Natürlichkeit sich folgernde Verschiedenheit ihren Einfluß ausübt, das ist lediglich die bestimmte Modifikation oder Modulation, in welcher die einzelnen Gebärden in der Ausführung erscheinen. Die generische oder spezifische Form der Bewegungen lehrt die Rhetorik; die durch die individuelle Anwendung erfolgte Verschiedenartigkeit derselben kann nur durch die Übung in Verbindung mit dem richtigen Geschmacksinn erlernt werden.

---

[1] Brauns, München 1776.

§ 23. Eigenschaften der Aktion.

Aus dem Gesagten ergeben sich von selbst die allgemeinen Eigenschaften und Erfordernisse der mimischen Sprache.

1. Die Mimik muß dem gesprochenen Worte *untergeordnet* sein und im *harmonischen Einklange* mit demselben stehen.

Das erste und vorzüglichste Mittel, das uns der Schöpfer zur Übertragunng unserer Gedanken gegeben hat, ist die artikulierte Sprache. Das mimische Wort ist nur ein sekundäres Mittel, weit unvollkommener als jenes. Ein Redner, der auf der Kanzel nur agierte, ohne seine Gedanken auch durch das Wort kundzugeben, würde nicht verstanden werden. Die ganze Rolle der Gebärdensprache besteht darin, das gesprochene Wort zu unterstützen, dasselbe verständlicher und eindrucksvoller zu machen. Die Mimik ist wie der Rahmen, der das Bild umgibt, um dessen Schönheit hervorzuheben; sie ist wie der Stab, dessen sich der Kranke bedient, um leichter und besser einhergehen zu können. Wenn die Tonsprache die Melodie in dem aufzuführenden Musikstück ist, dann ist die Gebärde die Harmonie, welche erstere begleiten und besser zum Ausdruck bringen soll.

Diese ihre Rolle als Begleiterin und Stütze darf die Mimik nicht vergessen. Darum muß sie in engem harmonischen Einklange stehen mit dem zugleich ertönenden Worte, darum muß sie lebhafter sein, wenn die Rede einen höhern Grad der Lebhaftigkeit erreicht, ruhiger bei weniger bedeutungsvollen oder accentlosen Stellen. „Paßt die Gebärde dem Wort, das Wort der Gebärde an," läßt Shakespeare seinen Hamlet den Schauspielern sagen.

Wie in der Tonsprache die Angemessenheit des Stils verletzt würde, wenn man z. B. sagen wollte: „O Gott, erhabener Schöpfer des Weltalls, ewige Hoheit, unendliche Majestät, allweiser Regierer aller Dinge, laß diesen Apfel zu seiner vollen Reife gelangen," so würde es auch in der Gebärdensprache auffallend und fehlerhaft sein, wenn man da dem Gestus den höchsten Grad von Innigkeit, Lebendigkeit, Kraft, Schärfe und Fülle des Ausdrucks geben wollte, wo die Rede selbst und deren Inhalt weniger bedeutungsvoll oder gar völlig accentlos ist, wenn man z. B. in dem Augenblick des rein historischen Vortrags seine mimischen Bewegungen gleich den Gebärden des effektvollen und begeisterten Redners gestalten würde. Ton- und Gebärdensprache müssen zu einem vollendeten Ganzen sich vereinigen und darum in innigem Einklang zueinander stehen.

„Nur aus der Kräfte schön vereintem Streben
Erhebt sich wirkend erst das wahre Leben."

2. Die Aktion muß *natürlich* sein, d. h. sie darf der Gestikulation des gewöhnlichen Lebens nicht widersprechen, sie muß vielmehr aus dieser hervorgehen und zum mindesten eine bestimmte Ähnlichkeit mit ihr haben.

Die Gedanken und Gefühle des Menschen werden eben dadurch keine andern, daß sie an einem erhöhten Orte vor einer großen Versammlung vorgetragen werden; und weil die innern Seelenvorgänge nicht ändern,

darum muß auch der körperliche Ausdruck wenigstens bis zu einem gewissen Grade derselbe bleiben. Daraus folgt jedoch nicht, daß die kirchliche Aktion nur in einem Übertragen der rednerischen Bewegungen aus dem gewöhnlichen Leben auf die Form des geistlichen Redevortrags besteht, daß der Prediger sich in Ton, Ausdruck und Haltung genau so auf der Kanzel zu verhalten habe, wie wenn er in einer ordinären Unterhaltung im Kreise seiner Freunde spricht. Wie die Kanzeldiktion sich durch ihren Adel und ihre Würde über den Ton der gewöhnlichen Umgangssprache erhebt, so ist auch die Aktion des geistlichen Redners nicht geradezu identisch mit der des alltäglichen Lebens. Sie muß zwar aus dieser hervorgehen, wird sich aber doch bei aller Natürlichkeit über das Vertraute und Familiäre derselben erheben. Um nur ein Beispiel anzuführen: Im gewöhnlichen Leben manifestiert sich die Freude in lautem Jauchzen, frohem Lachen, Händeklatschen; auf der Kanzel fällt das alles weg, und es bleibt nur eine leise Andeutung jenes spontanen Ausdrucks, die indes nicht minder wahr und natürlich ist. Darum fügen wir gleich eine weitere Eigenschaft hinzu:

3. Die Aktion soll einfach, edel, schön und gefällig sein.

Von derselben ist fernzuhalten: a) alles, was linkisch, ungeschickt oder unbeholfen erscheint. Schwerfälligkeit, Unbeholfenheit macht auf viele Zuhörer einen komischen Eindruck, andere werden dadurch abgestoßen. Wer von der Natur weniger Geschick zur graziösen Aktion empfangen hat, muß sich bemühen, dem Mangel der natürlichen Gabe durch desto fleißigere Übungen abzuhelfen. Das Beispiel des Demosthenes hat gezeigt, wie weit der ausdauernde Fleiß es in diesem Punkte zu bringen vermag.

b) Jede Affektation und Ziererei. „Die Grazie ist ihrer selbst unbewußt." Wer die Anmut erst merklich suchen will, sagt Lucian,[1] den flieht sie gewiß. Nie darf der Redner seine äußere Persönlichkeit dem Zweck seiner Rede voransetzen; es darf ihm nicht daran gelegen sein, eitel zu gefallen, sondern nur auf seine Zuhörer dauernd einzuwirken. „Nichts ist schrecklicher anzusehen als ein affektierender, künstelnder Prediger, er macht den Eindruck eines Menschen, der Kandidat für das Tollhaus ist."[2] Einfachheit, Natürlichkeit der Bewegungen und Wahrheit der Darstellung, verbunden mit einer gewissen anspruchslosen und bescheidenen Würde, sind der geistlichen Rede allein angemessen.

c) Alles Unedle, das freie Maß der Natur Überschreitende. Eben weil die Bewegungen gefällig sein müssen, dürfen sie weder zu langsam, noch zu schnell sein. Zwar sind die Gesten bei heftigen Gemütserregungen rascher als bei ruhiger Darstellung, allein auch im höchsten Affekt muß der Redner Herr seiner selbst und seiner Bewegungen bleiben. „Bediene dich der Gesten mit Mäßigung," sagt Shakespeare, „und selbst im Augenblick der höchsten Leidenschaft übe die Kunst, eine gewisse Sanftmut zu bewahren." „Ein Schütteln und Werfen des Kopfes, ein Senken und Strecken des Körpers ist ebensowenig geeignet, der Zuhörer Augen

[1] Epigr. VII. [2] Schilling, Die Kunst der äußern Kanzelberedsamkeit.

zu fesseln, als ein Rufen, Schreien, Blöken und wie man alle die Stimmüberbietungen und Mißbräuche nennt, deren Gehör und Gemüt wohltut."[1]

d) Inbezug auf die Bewegungen im Raume ist die gerade Linie weniger schön. Diese Linie bietet überhaupt kein anderes Wohlgefallen als dasjenige, welches uns jene Dinge bieten, die den Ausdruck der genauen Regel und des ordnenden Verstandes in sich tragen. Darum ist es unschön, wenn die Oberarme dicht am Körper anliegen, so daß nur die Unterarme zur Bewegung gebraucht werden; unschön auch, wenn die Arme und Hände in gerader Linie weit ausgestreckt oder hoch über den Kopf gehoben werden, oder wenn die Arme in steifer Linie sich auf die Kanzelbrüstung stemmen; noch unschöner, wenn der Redner die Arme fechtermäßig hin und herbewegt, als ob er sie wegwerfen oder die spitzen Zickzacke des Blitzes nachbilden wolle.

Die vollkommenste Grundform der schönen Bewegung ist der Kreis, speziell die ovale und die Wellen- oder Schlangenlinie. In elliptischen Bahnen bewegen sich die Himmelskörper; kreisförmig-ovale Gestalt haben die Sterne am Firmament, die Blätter und Früchte, des Menschen Haupt, sein Auge, sein Mund. Diese Form bietet auch für die Bewegungen der Arme und Hände den schönsten psychischen Ausdruck, obgleich sie anderseits kein zu streng ängstlicher Maßstab für die Gestikulation werden darf.

e) Manche Autoren verlangen vom Rhetorenschüler die Vermeidung jeder symmetrischen Bewegung. In der Malerei und Skulptur ist der Parallelismus verpönt. Beide Arme, heißt es dort, dürfen nie in derselben Linie liegen. Wenn das Angesicht nach oben gewandt ist, müssen sich die Arme nach unten wenden; umgekehrt senkt sich das Haupt nach unten, wenn die Arme sich erheben.

In der kirchlichen Aktion wird in der Tat diese Regel — man könnte sie Kontrast des Gestus nennen — manchmal mit guter Wirkung angewandt. Die Anbetung ist bezeichnender, wenn das Haupt sich auf die erhobenen Hände neigt, als wenn Hände und Haupt sich zu gleicher Zeit nach unten senken. Die Invokation ist ausdrucksvoller, wenn die Arme sich senken, indes die Augen zum Himmel gerichtet sind, als wenn Arme und Auge dieselbe Bewegung nach oben haben. So nehmen auch beim Ausdruck der Verachtung, des Widerwillens, des Schreckens Haupt und Arme eine entgegengesetzte Richtung.

Was indes die symmetrische Bewegung und Haltung der Arme betrifft, so kann die angegebene Regel in ihrer Ausführung nicht mehr so genau genommen werden. Die kirchliche Liturgie, welche doch Anspruch auf ästhetische Schönheit machen darf, ist übrigens auch nicht so streng. Sie läßt den Priester mit parallel ausgebreiteten Armen am Altare stehen; sie läßt den Diakon, wenn er vor dem Evangelium den Segen des Priesters begehrt, mit beiden Knien genuflektieren, obwohl er es

[1] Schilling, Op. cit.

ebensogut mit einem Knie tun könnte. Übrigens möchte es schwer sein, den Schüler an die genaue Durchführung der aufgestellten Regel zu gewöhnen; in vielen Fällen dürfte nichts anderes als eine gewisse Ungeschicktheit in Ausführung der Gesten als Resultat erzielt werden.

4. Die Aktion muß ausdrucksvoll sein.

Es genügt nicht, auf der Kanzel aufs Geratewohl zu gestikulieren, die Arme wechselweise geradeaus zu strecken und wieder zurückzuziehen — ein Fehler vieler angehender Prediger; eine solche Gestikulation ist weder schön noch vernünftig; sie kann nicht den mindesten Eindruck hervorrufen und macht den Vortragenden zu einer figurierenden Puppe. Der Redner muß nach bestimmten Regeln und Gesetzen seine Aktion formen; die mindeste Bewegung muß ihre bestimmte Bedeutung haben, nicht bloß im allgemeinen, sondern auch im einzelnen Gedanken.

In ein und demselben Satz kann es verschiedene Elemente geben, die alle, absolut genommen, hervorgehoben werden können, von denen aber nur eines in diesem Ideengang hervorgehoben werden soll. Bald ist es das Subjekt, bald das Prädikat, das Adverb, ein Qualifikativum oder auch ein Gefühl, das im Satze zum Ausdruck kommt. Diesem zu accentuierenden Elemente muß der Gestus entsprechen, d. h. dieses Element muß durch die Aktion unterstützt, hervorgehoben, gleichsam unterstrichen werden. Mehr denn einmal fordert derselbe Gedanke eine sehr verschiedene Geste, je nachdem das eine oder andere Moment markiert werden soll.

Z. B. Maria wird uns nie verlassen (Gestus der Indikation). — Maria wird uns nie verlassen (Gestus der Negation).

Manchmal kann es für den Redner schwer sein, das hervorzuhebende Moment zu treffen, da nicht bloß häufig verschiedene Empfindungen in demselben Satze zum Ausdruck kommen, sondern auch Gefühle mit Regungen des Verstandes und diese wieder untereinander sich mischen.

Z. B. Der Satz: „So weit war man gekommen, daß man niederfiel vor dem Werke seiner Hände, dem Sinnbilde der eigenen niedern Leidenschaft" läßt eigentlich einen doppelten Gestus zu: 1. den malenden Gestus, wobei die Hand nach unten geführt wird, um das Niedersinken jener verworfenen Menschen anzuzeigen; 2. den wegwerfenden Gestus, zum Ausdruck des Abscheues vor der tiefen Versunkenheit des Heidentums. Welcher wird vorzuziehen sein? Offenbar der letzte, da der Redner seinen Abscheu vor der greulichen Verkommenheit der Heiden ausdrücken und in seinen Zuhörern dasselbe Gefühl wecken will.

Hier kann natürlich die Rhetorik keine Regeln mehr aufstellen. Wie in der sprachlichen Accentuation, so muß auch auf diesem unabsehbaren Felde alles dem richtigen Denken und Fühlen des Vortragenden überlassen bleiben.

5. Bei aller Mannigfaltigkeit und Wahrheit müssen die Bewegungen der Hände, Arme und des ganzen Körpers priesterlich würdig und dem kirchlichen Anstande angemessen sein.

Wie wir oben mehrere Arten des Vortrags unterschieden haben, insofern sich derselbe zergliedert in oratorischen, dramatischen, deklamatorischen und Lesevortrag, so können wir hier mehrere Arten des körperlichen Redeausdrucks oder der Mimik unterscheiden: die Pantomimik, die theatralische oder schauspielerische und die rednerische, speziell die geistliche Mimik.

Die Pantomimik, welche im alten Rom sehr beliebt war, sucht die Handlungen, Wünsche und Empfindungen durch bloße Gebärden, ohne Rede und Gesang darzustellen. Mit Zuhilfenahme konventioneller Zeichen kann sie eine große Vollkommenheit erreichen. In manchen Taubstummenanstalten ist sie noch heute ein bevorzugtes Unterrichtsmittel.[1]

Die theatralische Mimik besteht in der Übertragung des mimischen Ausdrucks aus dem gewöhnlichen Leben auf die Schauspielerbühne. Der Schauspieler darf den Gegenstand nicht bloß andeuten, sondern nach Umständen ihn auch malen, um ihn so plastischer und sinnfälliger den Augen der Zuhörer darzustellen. Doch ist diese malende Gebärdensprache und überhaupt die ganze theatralische Aktion sehr verschieden, je nach dem Charakter des aufzuführenden Stückes und der handelnden Personen.

Die rednerische Mimik ist jene mit edlem Anstand geführte Gebärdensprache, welche nicht sowohl malt, als die Sache oder den Gedanken im allgemeinen ausdrückt, und dies nicht durch naturgetreue Nachahmung, sondern durch bloße Andeutung; welche nicht so sehr selbst zu sprechen sucht, als vielmehr das Gesprochene und vom Ohr Empfundene zugleich auch den Augen der Zuhörer möglichst zu versinnbilden; welche zwar aus der Aktion der gewöhnlichen Konversation hervorgeht, aber doch geläutert und abgeklärt erscheint, d. h. frei von allem, was familiär und der Kanzelwürde zuwider wäre.

Darum auch sind die Bewegungen des Predigers an Zahl geringer und bei aller Lebhaftigkeit der Gebärde getragener als auf dem Theater oder im gewöhnlichen Leben. Das verneinende Kopfschütteln oder das Zurückbeugen des Körpers als Ausdruck des Staunens darf der geistliche Redner weder so oft, noch in so schneller Folge oder mit solcher Heftigkeit machen, als in der Konversation mit seinesgleichen. Wie der Gang zum Altare, die Zeremonien bei der

[1] Zu diesen konventionellen Zeichen gehört unter andern auch die sog. Fingersprache, deren Alphabet durch die verschiedenen Stellungen der Hand gebildet wird (z. B. A: natürlich geschlossene Hand; B: die aufwärts gerichtete offene Hand usw.). Nach Lucian (De saltatione) war diese Kunst im alten Rom so weit fortgeschritten, daß man alle Tätigkeiten des Denk- und Begehrungsvermögens ohne Wörter ausdrücken konnte, freilich nur jenen gegenüber, welche in das Verständnis dieser Sprache eingeweiht waren. Der vornehme Römer soll in der Tat mit seinen Sklaven kein Wort geredet, sondern alle Befehle durch Gebärden und Zeichen erteilt haben. In den Klöstern mit stetem Stillschweigen bringt man es zustande, sich mitunter die schwierigsten Anweisungen ohne gesprochenes Wort, durch bloße Zeichen zu geben. Sikkard, ehedem Vorsteher des Pariser Taubstummeninstituts, meint sogar, die Zeichensprache habe dem Worte gegenüber manches voraus in der Darstellung physischer und moralischer, nicht aber intellektueller Begriffe.

hl. Messe, so müssen auch die Bewegungen auf der Kanzel eine ernste, feierliche und heilige Stimmung verraten. Im gewöhnlichen Leben kann das Vorwärtsbeugen oder Neigen des Kopfes bei manchen Gefühlszuständen tief sein, auf der Kanzel darf die beugende Bewegung nur sehr gering erscheinen. „Wenn mancher Prediger die Faust zusammenballt und auf die Kanzelbrüstung schlägt, mit wild herumrollendem Blick oder gar mit spöttischem Lächeln auf die Zuhörer herabschaut, so entspricht das auch nicht im entferntesten der Würde des geistlichen Redners und dem Adel, mit welchem er sprechen soll.“ [1]

Darum darf selten der Gebärdeausdruck des familiären Lebens einfachhin, ohne Abklärung und Veredelung auf die Kanzel übertragen werden. Im gewöhnlichen Leben und in der Pantomimik wird das Denken auf das unzweideutigste dargestellt: die Augen schauen stier auf einen bestimmten Punkt, ohne daselbst etwas zu bemerken oder bemerken zu wollen, oder ziehen sich tief gesenkt nach den Nasenwinkeln zusammen, die Hand stützt den Kopf usw. Auf der Kanzel hebt sich zum Ausdruck des Denkens die Hand mit nachlässiger und bedeutungsloser Haltung der Finger bis fast vor das Gesicht, doch in solcher Entfernung, daß dieses von keiner Seite her dem Auge der Zuhörer entzogen wird, geht aber dann gleich zu einer andern Bewegung über.

6. Die Aktion des Redners sei individuell getreu, d. h. subjektiv natürlich oder der einzelnen Persönlichkeit angepaßt und aus ihr hervorgehend.

Die Ethnographie lehrt, daß die einzelnen Völker in ihrem leiblich-psychischen Leben einen bestimmten Grundtypus aufweisen, der sie voneinander unterscheidet und den man Volkscharakter nennt. Das eine Volk zeichnet sich mehr durch Tiefe der Wissenschaft aus, das andere durch Kunstsinn oder Wärme des Gemüts; das eine ist leichtsinnig, flatterhaft und sorglos, das andere ragt durch Tatkraft und Charakterfestigkeit hervor. Man spricht von dem cholerischen Italiener, dem sanguinischen Franzosen, dem phlegmatischen Deutschen, wenngleich diese Bezeichnungen nur ganz im allgemeinen gelten können.

Wie jedes Volk, so hat auch jeder Mensch seinen eigenen Grundtypus; er unterscheidet sich von den übrigen Menschen nicht bloß durch die Züge seines Angesichtes, die Größe seiner Gestalt oder die Haltung seines Körpers, sondern auch durch die Verschiedenheit seines Charakters, seines Talentes, seines Temperamentes, seines Denkens, Fühlens und Wollens und die Art, wie er seine Gedanken und Gefühle nach außen kund gibt. Nur letzteres kommt für uns hier in Betracht.

Dieser individuellen Persönlichkeit, welche vom Lebensalter, Temperament und Geschlecht, ja von der Lebensstellung bestimmt wird, muß der Vortrag inbezug auf Diktion und Handlung entsprechen. Wollte ein jugendlich feuriges Temperament die Bewegungen eines von Natur aus ruhigen Menschen annehmen, so würde dies ebenso lächerlich erscheinen,

[1] Schilling, Op. cit.

wie wenn der junge Mann mit dem Tone des hochbetagten reden oder der Greis mit der feurigen Regsamkeit der Jugend auftreten würde. Unter den Rednern gleichen Alters und Standes hat der eine von Natur aus ein stilles, ruhiges Temperament; des andern Temperament ist lebhaft, feurig, ungestüm. Der erstere darf niemals das Feuer, die Wärme und Lebendigkeit des andern in seinen Vortrag legen, und ebensowenig darf dieser es inbezug auf jenen tun. Für eine hohe Persönlichkeit ist nach gewöhnlichem Dafürhalten nicht jene Beweglichkeit im Vortrag und in der Handlung schicklich, welche einem Redner untergeordneten Ranges sehr gut anstehen mag.

Selbst auf die Zuhörer hat man, wie beim Vortrag, so auch bei der Aktion Rücksicht zu nehmen, da eine hohe Versammlung weniger sprachliche und körperliche Bewegung verträgt, als ein Auditorium gewöhnlicher Natur.

Diese Normen hat man vor Augen zu halten, wenn es sich um die Nachahmung fremder Redner handelt. Mancher vergißt, daß Vorbildner und Nachbildner zwei ganz verschiedene Personen sind und daß selten eine Gleichheit der innern und äußern Naturen zwischen beiden herrscht. Zuerst wäre zu untersuchen, ob der Nachbildner auch die natürliche Fähigkeit besitzt, ob es auch in seinem ganzen natürlichen Wesen liegt, die Haltung und Bewegungen geradeso zu gestalten, wie er sie im Vorbild gesehen und bewundert hat. In den wenigsten Fällen dürfte diese Frage im bejahenden Sinne zu entscheiden sein.

P. Lacordaire, der langjährige Prediger von Notre Dame in Paris, hatte einen ihm ganz eigenen Gestus, der von Zeit zu Zeit in seinem Vortrag wiederkehrte und der allen auffiel, welche der Predigt des berühmten Dominikaners beiwohnten. Dieser Gestus bestand in einem Vorbeugen des Körpers, während sich die Arme nach vorne über das Auditorium ausstreckten. Zwar wurde diese Aktionsart von den Kunstjuristen getadelt, allein sie war doch von ergreifender Wirkung, wenn Lacordaire damit eine der beredten Tiraden schloß, an denen seine Predigt so reich war. Geblendet von der glanzvollen Schönheit dieses Gestus wollten einige mittelmäßige Prediger denselben nachahmen; aber am Schlusse ihrer ordinären Prosa wurde er lächerlich. Diese Prediger hatten ja nicht das Talent, noch den Charakter, noch das Temperament ihres Vorbildes.

Schluß: Wie im Inhalt der Rede, so bleibe auch in der Aktion deiner Persönlichkeit getreu.

§ 24. Die Aktion nach den verschiedenen Körperteilen.

Die Körperteile, welche zur Gestaltung der kirchlichen Redner-Aktion mitwirken, sind der Leib, der Hals und das Haupt, das Antlitz, speziell das Auge, die Arme und Hände. Zwar sind auch die Schultern des rednerischen Ausdrucks, wenngleich in vermindertem Maße fähig, doch können die Bewegungen derselben in der geistlichen Rede nicht in Betracht

kommen. Denn zur Furcht vor unangenehmen körperlichen Berührungen, welche die Schultern krampfhaft in die Höhe zieht, hat der Prediger keine Veranlassung, und die andere bekannte Schulterbewegung, das mehr konventionelle Achselzucken, drückt in seinen verschiedenen Modifikationen nur unchristliche Dinge, Spott, Verachtung, Gleichgültigkeit aus und bleibt darum von der Lehrstätte der christlichen Wahrheit fern.

Die übrigen Körperteile aber sind reich an mimischem Ausdruck und fähig, in Verbindung mit dem gesprochenen Wort eine sehr beredte und eindrucksvolle Sprache zu reden.

I. Stellung und Haltung des Körpers.

Zwar hat der Leib unter allen Faktoren, die bei der Redeaktion in Betracht kommen, das geringste und unbedeutendste Ausdrucksmittel unserer Innenzustände, und doch ist mehr denn eine Position oder Bewegung desselben in vorzüglichem Maße dazu angetan, die innern Vorgänge unserer Seele deutlich zu verraten.

Die gerade stramme Haltung deutet auf Festigkeit des Sinnes und entschlossenen Mut; die Verbeugung ist ein Zeichen der Ehrerbietung oder auch der Unterwerfung. Zurückgeworfen zeigt der Körper den brüstenden Stolz, vorwärtsgebogen die tiefe Herablassung und das innigste Mitleiden usw.[1]

Auf der Kanzel nehme der Redner, wie am Altare, nie eine Stellung ein, welche als nachlässig bezeichnet werden müßte. Darum wird er sich nicht mit der einen Seite wider die Kanzelbrüstung lehnen, noch viel weniger, nach Art jenes Dickleibigen, mit dem Bauch sich auf das Parapet stützen. Edel und würdevoll, anspruchslos und ungezwungen, fest und doch belebt sei allezeit seine Haltung, wie es dem Verkünder des göttlichen Wortes geziemt. Diesen edlen Anstand, diese männliche Würde wisse der Prediger besonders im Affekte zu wahren.

In den Bewegungen, mit denen er die Rede begleitet, halte er sich von beiden Extremen fern: er mache nicht den Eindruck eines Menschen, der starr wie eine Bildsäule da steht, oder, wie jemand sich über einen Prediger äußerte, der angefroren zu sein scheint; er geriere sich auch nicht nach Art einer unnahbaren Majestät, die sich nur selten und dann auch nur mit affektierter Bedachtsamkeit zu einer Bewegung herabläßt; noch mehr halte er sich entfernt von dem unruhigen Hin- und Herschwanken des Perpendikels oder von den beständigen wirren Bewegungen der Gliederpuppe. Alle Veränderungen, die in der Stellung vorkommen, etwa wenn der Redner im Affekte spricht oder sich an eine bestimmte Gattung der Zuhörer wendet, seien mäßig, natürlich und edel. Sich vertraulich umherdrehen oder niederbeugen, sich mit mathematischer Regelmäßigkeit von einer Gattung der Zuhörer den andern zuwenden, sich so tief beugen, daß man beinahe den Kranz der Kanzel küssen kann,

[1] Wir geben hier und im folgenden bei Behandlung der einzelnen Körperteile zuerst eine Charakterisierung der sog. Gliedgebärdensprache im allgemeinen, um dann zur (beschränkten) Anwendung des Gesagten auf den Kanzelvortrag überzugehen.

sich zu rasch erheben, niederbeugen oder zur Seite bewegen sind Fehler, welche auf der Kanzel zu meiden sind.

Die Füße halte der Redner weder eng zusammen, noch zu weit auseinander gespreizt, um so mehr, da mit letzterm sich bei starken Bewegungen und großer Anstrengung der Stimme leicht die Gefahr eines körperlichen Schadens verbindet; er lasse vielmehr den Körper auf einem Fuße ruhen, während der andere Fuß etwas nach vorne steht, weil diese Position dem Körper mehr Grazie und den Lungen größere Leichtigkeit zum Atmen gibt. Einige Rhetoriker fügen hinzu, man solle den Körper auf jenem Fuße ruhen lassen, welcher der agierenden Hand entgegengesetzt ist, also gewöhnlich auf dem linken; doch ist diese Regel nicht allzu streng aufzufassen.

Wenn der Redner auf einer Kanzel auftritt, so stelle er sich so in dieselbe, daß er die Hände ungezwungen auf das Parapet niederlegen und dennoch den Schalldeckel zur Verstärkung des Sprachtones vollständig benutzen kann.

NB. Eine kleine Bemerkung über die äußere Gestalt des geistlichen Redners.

In der profanen Beredsamkeit, mehr noch als in der geistlichen, bespricht man auch die Rolle, welche die Schönheit des Körpers in der Ausübung der Redekunst spielt. Gewiß ist, daß ein anziehendes Äußere die Augen der geringen und vornehmen Welt mehr auf sich zieht, als eine knorrige, vulgäre Gestalt, und besonders die Frauenwelt jüngern Alters pflegt ein wachsames Auge für die angenehme und unangenehme Erscheinung zu haben, mit welcher der Redner vor sie hintritt. Gewiß ist auch, daß eine Karikatur in Form eines Thersites nur einen ungünstigen Eindruck hervorrufen kann, vielleicht auch manchen Zuhörern ein mitleidiges oder spöttisches Lächeln abgewinnen wird. Die Kirche hat übrigens Krüppel und Mißgestalten vom Empfange der hl. Weihen ausgeschlossen. Ob aber der Prediger gerade infolge seiner äußern Vorzüge wie auf das Auge so auch auf die Seele seiner Hörer vorteilhaft einwirken wird, ist sehr zweifelhaft; es wird sich vielmehr jederzeit bestätigen, was ein gewiegter Menschenkenner schreibt: „Ein zu vorteilhaftes Äußere kann dem hl. Amte schaden; es ruft mehr Bewunderung hervor, als es Salbung verbreitet. Wenn der Zuhörer davon gefesselt wird, vergißt er denjenigen, welcher sendet, und beschäftigt sich nur mit demjenigen, der gesandt ist. Das Wort Gottes muß unabhängig von jeder rein menschlichen Zutat angehört werden.“[1] Und ein anderer schreibt: „Zur ausdrucksvollen Gebärde des Gesichts bedarf es gerade nicht einer griechischen Nase, blauer Augen, roter Wangen, kleiner Mundspalte und was sonst wohl als schön zum Gesichte gezählt wird, wenn nur die einzelnen Teile natürlich geformt sind und diese in keinem zu sehr kontrastierenden Verhältnisse zueinander stehen.“[2]

[1] P. Gaichiés, Maximes.
[2] Schilling, Op. cit.

Schlimmer als der Mangel einer vollendeten natürlichen Schönheit sind die fehlerhaften Angewöhnungen, die schon im gewöhnlichen Leben dem Anstande zuwider sind, die darum in der Kirche und auf der Kanzel noch weit mehr ungeziemend und abstoßend erscheinen müssen. Beständig mit den Augen blinzeln, „die Nase rümpfen, manchmal so arg, daß selbst die Oberlippe noch etwas in die Höhe gezogen wird", fortwährend mit einer Achsel zucken usw., das sind Fehler, welche auf die Dauer auch die ruhigsten Nerven in Erregung bringen und bei weniger gebildeten Zuhörern zum Gegenstand des Witzes und Spottes werden.

Die Zeiten, wo der Prediger mit langen künstlichen Haarlocken, mit feiner Frisur auf der Kanzel erscheinen mußte, sind glücklicherweise vorüber, und Gott gebe, daß sie nie wiederkehren. Auch würde heute derjenige sich eines großen Fehlers schuldig machen, der etwa durch ausgesuchte Modemittel die natürliche Grazie seines Äußern erhöhen oder auch nur seinem Körper das geben wollte, was ihm die Natur versagt hat.

„Für die Beredsamkeit der Kanzel genügt die moralische Schönheit, d. h. jene Grazie, welche eine reine und schöne Seele dem Körper mitteilt. Leidenschaftslose, tugendhafte Menschen tragen in ihrem Antlitz und in ihrem ganzen Wesen das Gepräge des übernatürlich Schönen, das sie so anziehend macht und ohne das wir uns Jesus Christus, die heiligste Jungfrau und die Heiligen überhaupt nicht vorstellen können."

Ein wohlgenährter Körper ist für manchen Zuhörer ein Stein des Anstoßes, — freilich ein Ärgernis jener Art, welches die Moraltheologen scandalum pusillorum nennen. Wahr bleibt immerhin, daß es einem dickbeleibten Prediger nicht so leicht ist wie dem aszetisch Aussehenden, über Buße und Abtötung durch das Wort und das Beispiel zu predigen und von den Herzen der Hörer den allerdings boshaften Gedanken fernzuhalten, den der hl. Basilius in die Worte gekleidet hat: „Bei vollem Magen ist es leicht vom Fasten predigen" und jenen andern: „Folget meinen Worten, aber nicht meinem Beispiele." [1]

II. Das Haupt.

Das Haupt spricht meistens nur durch die mannigfachen Wendungen und Bewegungen des Halses; doch hat dasselbe in dieser Weise, abgesehen von seinen einzelnen mächtig beredten Teilen, einen sehr vielseitigen Total-Ausdruck. Der Stolz richtet das Haupt gerade empor und scheint ihm von der angeborenen Bewegbarkeit etwas zu rauben; Mißbilligung neigt den Kopf leicht auf die Schulter, die Neugierde schaut mit lang gerecktem Halse umher. In den mannigfaltigsten Nuancierungen der Hauptbewegung sprechen sich Aufmerksamkeit, Bejahung, Verneinung, Wohlgefallen,

[1] L'obésité est plus qu'une infirmité, c'est une disgrâce. Un embonpoint excessif fait de qui le porte allègrement un colosse dont l'imposante allure promet d'autres exploits que ceux de l'éloquence; qui l'étale avec complaisance pourra bien éveiller l'idée d'un jojeux convive et d'un bon vivant, mais il fera sagement de laisser à d'autres le soin de prêcher le jeune et la pénitence (Gondal, op. cit. p. 456).

Hoffnung oder banger Zweifel aus. „Mit dem Haupte", sagt Montaigne,[1] „laden wir ein und weisen wir ab; wir gestehen, leugnen, strafen Lügen, heißen willkommen, verehren, bezeigen Achtung und Verachtung; fragen, machen irre, scherzen, klagen, liebkosen, schelten, erklären unsere Unschuld, trotzen, vernehmen, drohen, versichern usw."

Auf der Kanzel darf mit dem Kopfe allein nie ein Gestus gemacht werden, auch dürfen die Bewegungen des Hauptes nicht zu häufig sein. Ein leichtes Zunicken kommt vor, wenn wir etwas zugestehen, ein sanftes Abnicken, wenn wir etwas verweigern oder verneinen; durch ein mäßiges Wenden des Kopfes drücken wir den Abscheu, den Schrecken, die Furcht oder auch den Zweifel aus.

Besonders in den Bewegungen des Hauptes und des Körpers hat der geistliche Redner darauf zu achten, daß dieselben mäßig, edel und priesterlich würdig seien.

III. Das Antlitz, die Mienen und der Blick.

Das Antlitz ist der Spiegel der Seele, klar wie rein geschliffener Kristall, durchsichtig wie das feinste Gewebe. Die Mienen desselben flehen, drohen und schmeicheln; sie drücken Trauer und Freude, Liebe und Haß aus, oft weit beredter als das gesprochene Wort. — Auf der Wange zeigt sich das Erröten der Scham, das Glühen des Zornes, das Erbleichen der Furcht, das starre Erblassen des Schreckens und Entsetzens. — Selbst die Nase kann durch verächtliches Rümpfen Mißfallen und Ironie, Spott und Hohn tief bedeutsam ausdrücken. — Die Stirne in Verbindung mit den Augenbrauen ist, wie Herder sagt, eine Tafel, auf welcher jede Regung der Seele leserlich verzeichnet steht. Plinius[2] nennt die Stirne den Anzeiger der Traurigkeit und der Heiterkeit, der Sanftmut und der Strenge. Zusammengezogen zeigen die Augenbrauen Trauer und Verdruß, ernstes, tiefes Denken, frei emporgehoben deuten sie Verwunderung und Freude an. — Auch schweigend spricht der Mund und verrät des Menschen Inneres. Die Lippen zucken krampfhaft bei heftiger innerer Erregung, beben leise in stummer Rührung und sind, leicht zusammengedrückt, ein natürlicher Ausdruck der Verschwiegenheit. Sie sind überhaupt nächst den Augen der meisten und nuanciertesten Bewegungen fähig, auf welche die Leidenschaften und Gefühle einen besonders bedeutenden Einfluß haben. — Und erst das Auge und der Blick des Menschen! Das Auge schweigt nie, solange eine Regung in der Seele lebt; kein Gefühl keimt im Innern auf, das sich nicht abspiegelte im hellen Kristalle des Auges. „Für sich allein schon", sagt Cicero,[3] „bildet das Auge eine Art der Rede." Buffon schreibt:[4] „Das Auge gehört der Seele näher an als jedes andere Organ; es scheint sie zu berühren und an allen ihren Bewegungen teilzunehmen; es drückt die lebhaftesten Gefühle und die ungestümsten Regungen, wie die sanftesten Bewegungen

[1] Essais, I. IV. [2] Nat. hist. lib. XI, c. 37.
[3] De orat. lib. III, cap. 59. [4] Hist. nat. I, II.

und zartesten Empfindungen aus; es zeigt sie in ganzer Stärke, so rein, wie sie entstanden sind, es pflanzt sie durch schnelle Bewegungen fort, welche in eine andere Seele das Feuer, die Tätigkeit und das Bild derjenigen hineintragen, von welcher sie ausgehen." In den Augen zeigen sich Mäßigung und Sanftmut, Mitleid und Wohlwollen, Liebe und Haß. Sie sind erhoben beim Aufblick zu Gott, niedergeschlagen im Unwillen, bei Scham und Mutlosigkeit. Im Zorne brennen sie; sie rollen umher bei Zweifel, Angst und wilder Leidenschaft; sie können drohen und schmeicheln. Wir lesen darin Unschuld und frohen Sinn, Bescheidenheit und Demut, aber auch Stolz und Wollust und manchmal tiefe Verkommenheit. Die Freudenzähre erfüllt das Auge mit himmlischem Glanze, indes die Träne des Schmerzes dasselbe verdunkelt. Der Blick des Auges, als Ausdruck starker Willenskraft, weiß Löwen zu bändigen und wild anspringende Hunde von sich fernzuhalten. So siegreich beredt ist das menschliche Auge im allgemeinen betrachtet.

Auf der Kanzel muß der Gesichtsausdruck dem vorzutragenden Gedanken entsprechen, bald ernst, bald freudig, bald traurig, bald sich der Erregung nähernd, je nach dem Charakter der Ideen und Gefühle, die ausgesprochen werden. Die Zuhörer müssen, wenn sie in das Auge und das Angesicht des Redners hineinschauen, in ihnen die Gedanken und Gefühle seines Innern lesen können. Manchmal freilich ist es wegen zu großer Entfernung, ungünstiger Stellung oder schlechter Beleuchtung dem Zuhörer nicht möglich, in den Gesichtszügen des Predigers zu lesen; allein dies mag für den ungeschickten Vortragenden ein Vorteil sein, ein Vorteil für die Predigt selber ist es nicht.

Diese Übereinstimmung des Gesichtsausdrucks mit dem gesprochenen Wort ist nicht bloß eine Forderung der Rhetorik, sondern manchmal auch des Anstandes oder sogar der Moral. Wird der Trauernde es nicht als eine Beleidigung ansehen, wenn ihm jemand mit stoisch gleichgültigem Angesichte oder gar mit freundlich lächelnder Miene entgegenkommt, um ihm zur Kondolenz die Hand zu reichen? Und wäre es nicht eine offene Sünde, wenn der Prediger in demselben Augenblick, wo er eine tiefernste Wahrheit als Dogma hinstellt, wie zum Zeichen des Zweifels oder gar des Spottes die Lippen verziehen würde?

Zu jeder Zeit sei der Gesichtsausdruck des Redners edel und würdig, sich fernhaltend von den Extremen des gewöhnlichen Lebens und der theatralischen Mimik. Man vermeide die häufigen und heftigen Kontraktionen, welche das Gesicht zur Grimasse verzerren. Es gibt im Gesicht 22 Muskelpaare, den Labialmuskel nicht miteinbegriffen; wenn alle diese Muskeln sich zugleich bewegen, so muß der Redner unbedingt lächerlich, ja schrecklich erscheinen.

Von P. Bourdaloue liest man mitunter, er habe mit geschlossenen Augen gepredigt, andere bestreiten es und stellen es bei einem so lebendigen Redner als ein Ding der größten Unwahrscheinlichkeit hin. Jedenfalls dürfte der berühmte Prediger hierin niemandem als Vorbild dienen. Die Augen halte der Redner weder geschlossen noch beständig auf einen

Gegenstand, etwa auf einen Pfeiler oder eine Person gerichtet; auch schaue er nicht ins Blaue, d. h. mit mattem Blicke in den weiten Raum hinein. Er richte vielmehr die Augen auf die Zuhörer, bald auf diese, bald auf jene, um mit ihnen wie in einer lebendigen Konversation zu verkehren, ohne jedoch längere Zeit einen bestimmten Zuhörer zu fixieren.

Dieser lebendige Verkehr mit dem Auditorium kann dem Prediger nur von Nutzen sein. Unter den Zuhörern gibt es manche, in deren Physiognomie die empfangenen Eindrücke wie in einem Spiegel sichtbar werden. Sie geben die beste Kritik für die Predigt ab. In den Zügen der einen liest der Vortragende Verständnis, Zustimmung, rege Aufmerksamkeit; die geöffneten Augen, der aufmerksame Blick, die zustimmenden Bewegungen sind für ihn ebensoviel ermunternde Stimmen, welche ihm zuzurufen scheinen: „So ist es gut, fahren Sie nur so fort." Andere geben durch das Zusammenziehen der Augenbrauen oder andere unbewußte Zeichen kund, daß etwas am Vortrag mangelhaft ist, daß der Prediger zu hoch oder zu tief spricht, zu schnell oder zu langsam, zu heftig oder zu kalt. Er nehme Notiz von diesen Warnungen. Nur eine Kategorie fliehe er mit dem Blicke, nämlich die Schlafenden, damit er sich nicht in seinem Eifer abkühlen oder zu unklugen Äußerungen fortreißen lasse. Zu Hause aber frage er sich, ob nicht die Art seines Vortrags eine Einladung zum Schlafe gewesen und welche Mittel er anzuwenden habe, ein andermal auch dieser Schläfer-Kategorie Aufmerksamkeit für Gottes Wort abzugewinnen.

Von dem Blick des seligen Pfarrers von Ars heißt es:[1] „Seine Augen strahlten einen unvergleichlichen Glanz aus. Das, was die Seele kennzeichnet, der Blick, war in Vianney wie der Widerschein eines übernatürlichen Feuers, das inbezug auf Kraft und Ausdruck abwechselte. Dieser Blick erweiterte sich und sprühte Funken, wenn der sel. Pfarrer von der Liebe Gottes sprach; er ward mit einer Wolke von Trauer umschleiert, wenn er von der Sünde redete; er war abwechselnd durchbohrend und sanft, furchtbar und liebkosend, kindlich naiv und tief. Es war ein Herd von Liebe und Barmherzigkeit, wenn er das Auge auf jemandem ruhen ließ. Dann hatten diese Blicke jene geheimnisvolle Kraft und anziehende Offenherzigkeit, die der Herr denen verleiht, welche die Augen oft zu ihm erheben."

IV. Die Arme und Hände.

Durch ihre verschiedenen Bewegungen haben die Arme, selbst abgesehen von der vielgesprächigen Hand, einen mannigfaltigen Ausdruck. Michaelis gibt in seinem Werke „Die Kunst der rednerischen und theatralischen Deklamation" nicht weniger als 139 Fundamental-Stellungen der Arme, welche zum größten Teile nebst einem höchst charakteristischen Ausdrucke noch Adel und Schönheit zeigen. Der gerade emporgehobene

[1] Monnais, Leben des Pfarrers von Ars.

Arm ist demonstrativ; zwei frei emporgehobene Arme sind Ausdruck des Gebetes. Widerspruch und trotzender Zorn stemmen beide Arme in die Seite, phlegmatische Behaglichkeit kreuzt sie nachlässig auf dem Rücken. Hängend künden die Arme stets einen passiven, emporgehoben einen aktiven Zustand an. — Weiter unten, bei Besprechung der einzelnen Gestus, werden wir noch andere Bewegungen des Armes aufführen, die sich mehr für die geistliche Beredsamkeit eignen.

Die Hand, dieses wunderbare Meisterstück der göttlichen Weisheit, ist, wie der hl. Thomas nach Aristoteles sagt, in Verbindung mit dem Verstande das Organ der Organe, weil durch sie der Mensch sich eine unendliche Fülle von Hilfsmitteln zu seinem Unterhalte und seiner Verteidigung verschaffen kann [1] Auch für die Beredsamkeit ist die Hand von großer Bedeutung. Wie mannigfach ist ihr Ausdruck in der Berührung anderer Körperteile! Wird sie auf die Stirne gelegt, so ist sie ein allgemein verständliches Zeichen von Schmerz und Kummer oder auch von Nachsinnen und Überlegung. Auf dem Munde deutet sie Stillschweigen; auf der Brust Beteuerung, Ehrgefühl, inniges Verlangen, herzlichste Teilnahme. Die Beschämung deckt die Augen mit der Hand; das weite Schauen schirmt mit ihr das Auge; physisches Wohlbehagen klopft leise mit ihr den Leib; Freude und Schadenfreude klatschen sie beide zusammen. Die Hände ringen in der Verzweiflung und falten sich beim andächtigen Gebet. Michaelis hat in dem genannten Werke 54 verschiedene Lagen und Stellungen der Hand angegeben, die noch anderweitig vermehrt werden können. „Was Worte nicht verständlich genug auszudrücken vermögen," sagt Montaigne, [2] „das spricht ausdrucksvoll die Sprache der Hände aus. Sie verlangen, versprechen, rufen, drohen, bitten, flehen, verneinen, fragen, bewundern, zählen, bekennen, bereuen, fürchten, zweifeln, belehren, befehlen, reizen, muntern auf, beteuern, bezeugen, klagen, verdammen, beleidigen, verzeihen, verachten, versöhnen, empfehlen; sie können Freude und Entzücken, Mitleid und Betrübnis, Zorn, Verzweiflung und Bewunderung ausdrücken; sie können schreien und schweigen, und was nicht alles mehr! und das mit größerer Mannigfaltigkeit und Abwechselung, als die Zunge es vermag."

Selbst die Finger reden als gesonderte Glieder eines ausdrucksvollen Ganzen, der so sehr beredten Hand, eine charaktervolle Sprache: sie zeigen, drohen, spotten, schwören, rufen usw.

Inwiefern diese und ähnliche Bewegungen auf der Kanzel zu verwerten sind, geht aus dem oben Gesagten hervor oder soll im folgenden und weiter unten noch näher zur Sprache kommen.

Auf der Kanzel spielen die Bewegungen der Arme und Hände, speziell Gestus (Gestikulation) genannt, eine sehr bedeutende Rolle. Die Gesichtszüge kommen häufig wegen des hohen oder entfernten Standortes nicht in Betracht; der Ausdruck der übrigen Körperteile ist weniger

[1] Summa theol. I, qu. 76, 5 ad IV.
[2] Essais, I. IV.

markant; an der Gestikulation vor allem erkennt man den kunstgerechten Vortrag.

Gerade hierin finden die angehenden Prediger meistens ihre größten Schwierigkeiten. Manche junge Leute glauben, um zu gestikulieren, sei es genug, die Arme aufs Geratewohl zu bewegen; und so bewegen sie denn die Arme nach oben und nach unten, nach rechts und nach links, nach vorn und nach hinten, ohne zu wissen warum. Anstatt das Wort hervorzuheben und verständlicher zu machen, erschweren sie dessen Auffassung. Dem intelligenten Zuhörer wäre in diesem Falle anzuraten, die Augen zu schließen, damit er nicht durch diese linkischen und unnatürlichen Bewegungen in seiner Aufmerksamkeit gestört werde.

Mancher hat bis in sein hohes Alter gepredigt, ohne die Kunst der Gestikulation erlernt zu haben; andere haben sie im Laufe der Jahre wieder verlernt. Sogar von manchen nicht unbedeutenden Rednern liest man, daß sie äußerst wenig, zu wenig gestikulierten, daß die wenigen Gestus, die sie machten, nicht immer ganz geschickt waren; allein dies darf für den gewöhnlichen Prediger keine Entschuldigung sein. Wenn diese und derartige Fehler in vereinzelten Fällen nicht so sehr hervortraten, so kommt das daher, weil sie durch andere oratorische Vorzüge, durch den Glanz der Sprache, durch den gedankenvollen Inhalt, wohl auch durch den rednerischen Ausdruck der übrigen Körperteile, etwa der Gesichtszüge, ganz oder beinahe ganz verdeckt wurden. Wie hätten jene Männer erst gesprochen, wenn sie zu allem dem noch die Vollendung der Aktion gehabt hätten!

V. Einige Grundsätze für die kirchliche Gestikulation.

1. Die agierende Hand hat auf der Kanzel die verschiedensten Positionen. Sie kann ganz oder nur zur Hälfte geöffnet sein; bald ist die Fläche der Hand nach unten gerichtet (gedeckte Hand), bald nach oben (offene Hand); jetzt sind Daumen und Zeigefinger ausgestreckt, indes die übrigen lose zusammengelegt sind (Indikation), ein andermal sind Daumen und Zeigefinger oder Daumen und Mittelfinger zusammengelegt, während die übrigen mehr oder weniger ausgestreckt sind (Erklärung). Hier hält sich die Hand in der Scheide (Zweifel), dort bewegt sie sich zur Seite hin (Negation, Repulsion) usw.

Unschön ist das eigentliche Zeigen mit dem einzeln vorgestreckten Zeigefinger, während die andern fest in der Hand liegen; dadurch entstehen notwendig gerade, eckige und darum unästhetische Linien.

Ist die Hand geöffnet, so seien die Finger weder eng aneinander gelegt, damit sie sich mit Leichtigkeit bewegen können, noch ausgespreizt, damit niemand versucht werde, sie zu zählen, weder steif ausgestreckt, noch in Form eines Hakens gebogen; sie seien in ungezwungener Weise zusammengelegt und leicht gekrümmt. Wohl kommt die gespreizte Hand in der Plastik und Malerei vor und soll den höchsten Grad unangenehmer Empfindungen ausdrücken; allein die Kunst der Beredsamkeit kennt sie nicht. Nie auch soll die Hand zur Faust geballt werden; man lege sie

gegebenenfalls (z. B. im Affekte des Zornes) nur lose zusammen, ohne die Finger in den Handballen einzuklemmen, So werden auch die gekreuzten Arme nur leise zusammengelegt, nicht eng aneinander gedrückt.

2. Die Gestus dürfen nicht zu groß und umfangreich sein. Nach der Regel der Alten führe man in den ruhigen Redeteilen die Hand nicht über die Höhe der Augen, nicht tief unter die Brust und nicht in das Gebiet der andern Hand, d. h. über die Mitte der Brust bis zur andern Schulter. Das Angesicht, etwa zum Ausdruck des Schmerzes verdecken, wäre fehlerhaft: Gesicht und Brust sollen soweit wie möglich frei bleiben. Wenngleich die bewegtern Teile der Rede über diese engen Grenzen hinwegschreiten — die Leidenschaft kennt ja keine Regel —, so dürfen doch auch hier, selbst im höchsten Affekt, die Bewegungen nicht unästhetisch sein und den Eindruck des Enormen machen.

3. Inbezug auf das Tempo der Bewegungen hat der Redner im allgemeinen sich mehr vor der großen Schnelligkeit als vor der allzu großen Langsamkeit zu hüten. Dem Sanguiniker ist es von Natur aus eigen, schneller und bewegter in der Gestikulation zu sein; allen, selbst dem Phlegmatiker, ist es natürlich, bei einem lebhaften Bilde, einem erregten Worte eine erste rasche Bewegung zu machen: Immer habe der geistliche Redner vor Augen, daß er auf der Kanzel steht und daß allzu große Raschheit in den Bewegungen sich nicht mit der Würde der geistlichen Rede verträgt.

4. Eine der vorzüglichsten Eigenschaften der Gebärde ist die Stetigkeit in der Bewegung. Zwar fordert in manchen Fällen die Natur des Gedankens ein gewisses Verweilen der Handlung in derselben Position, etwa wenn man die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand lenken (Gestus der Indikation) oder die Inbrunst im Gebete ausdrücken will, allein auch dann darf dieses Verweilen, soll es nicht lästig werden, nicht zu lange andauern. Im übrigen sind die Arme in einer mehr oder weniger kontinuierlichen Bewegung.

Diese Kontinuität der mimischen Handlung geht aus der Natur der hervorzuhebenden Idee selbst hervor. Denn die Idee ist, dem Wesen der mitteilenden Rede entsprechend, in beständigem Fortschreiten bis zu ihrer vollständigen Entwicklung; darum muß auch der Gestus, als verkörperter Ausdruck und gleichsam als Diener derselben, sie in dieser fortschreitenden Bewegung begleiten. Selbst ein und derselbe Satz, etwa eine längere Periode kann mimisch sehr einförmig erscheinen, wenn wir während desselben nur ein und denselben Arm bewegen und nach ein und derselben Seite hin reden wollten. Häufig wird uns das Gefühl für Schönheit und Wohlbewegung dazu treiben, am Schlusse des Vordersatzes, d. h. beim Eintritt des Nachsatzes uns mehr nach der andern Seite zu wenden, Kopf und Gesicht dahin zu richten und den bis dahin tätigen Arm von dem andern ablösen zu lassen.

5. Nicht bloß im Umfang, sondern auch in der Anzahl der mimischen Bewegungen halte der Redner weises Maß. Er darf

nicht nach Art des Komödianten jedes Wort mit einer Hand- oder Armbewegung begleiten wollen. „Ein längerer Gestus, langsam ausgeführt, genügt oft für einen langen Satz.“[1] Da die Gestikulation das gesprochene Wort unterstützen, gleichsam vervollständigen soll, so tritt sie nur dann ein, wenn der Gedanke sie notwendig oder wünschenswert erscheinen läßt, und insofern, als die Rede der Unterstützung bedarf. Zwar kann an und für sich genommen jeder Satz mit einer Bewegung begleitet werden, weil sich schließlich in jedem Satz wenigstens ein Element vorfindet, das einen mimischen Ausdruck haben kann (Indikation, Erklärung, Accentuation usw.); allein daraus folgt nicht, daß jeder Satz unterstrichen werden muß, daß er überhaupt eine Markierung durch den Gestus wünschenswert macht. Besser ist, zu wenig als zu viel die Arme und Hände bewegen, besser auch, überhaupt keine Gestus als ungeschickte und unpassende machen.

Im Exordium, das nicht ex abrupto geschieht, in der ruhigen Erzählung und überhaupt in den ruhigen Teilen der Rede ist der Gestus seltener, im Affekt und in allen belebtern Teilen ist er mannigfacher und häufiger, je nach der Natur des auszudrückenden Gedankens. Cicero sagt: „Die Hand darf nicht zuviel sagen wollen. Die Finger sollen die Worte begleiten, ohne ihren Sinn ausdrücken zu wollen.“ Denselben Gedanken drückt Fénélon aus:[2] „Die Arme beim Sprechen immer bewegen wollen, ist nicht natürlich; man muß die Arme bewegen, weil man ergriffen ist; aber man dürfte sie nicht bewegen, um sich den Anschein der Ergriffenheit zu geben. Es gibt Dinge, welche man ruhig, ohne Bewegung vortragen muß.“ Diesen letztern Gedanken führt ein Lehrer der Beredsamkeit[3] weiter aus: „Es gibt Fälle, in denen die Ruhe mehr bezeichnend ist, als die Bewegung. Ein tiefgehendes Gefühl macht unbeweglich. Gewisse große Affekte werden durch das Spiel der Physiognomie, die Gesichtszüge, durch einen Blick, eine Bewegung des Kopfes genugsam ausgedrückt; ein Gestus würde sie nur abschwächen. Eine hohe Persönlichkeit hat wenige oder gar keine deklamorische Bewegungen, und darum sagt man, daß die Dignität keine Arme hat.“

6. Der Gestus soll das hervorzuhebende Moment ankündigen, gleichsam vorausahnen lassen.[4] Darum soll derselbe dem zu accentuierenden Worte in geschickter Weise vorausgehen, nie aber ihm nachfolgen. „Ich nehme an,“ sagt Castellar, „man habe den Befehl zu geben: ‚Fort von hier‘, so wird man zuerst in lebhaftem Tempo den Arm mit der Richtung nach dem Ausgang erheben, dann sprechen: ‚Fort von hier‘, um dann am Schlusse des Satzes den Arm wieder sinken zu lassen. Bei der Repetition desselben Gedankens wird zur markantern Hervorhebung am besten erst das zweite Glied mit der Geste begleitet; z. B. Von froher Hoffnung, von seligem Vertrauen bin ich erfüllt.

---

[1] Castellar, Op. cit. [2] Dialogues.
[3] Hamon, Traité de la Prédication.
[4] Le geste doit toujours précéder la parole (Delaunez).

7. Eine quantitativ gleiche Teilnahme an der Redeaktion dürfen die beiden Arme nicht haben. Da der linke Teil unseres Körpers die wirksamsten und notwendigsten Funktionen des physischen Lebens birgt und durch diese innerlich erhöhte Tätigkeit eine gewisse äußerliche Ruhe bedingt wird, so darf sich auch der linke Arm nicht so viel uud nicht so geschmeidig bewegen wie der rechte. Quintilian meint sogar, der linken Hand gelinge es nie, allein eine Geste zu machen; wenigstens darf die linke Hand die Aktion der Rede nicht eröffnen.

Gewöhnlich wird nur ein Arm und zwar vorzugsweise der rechte bewegt, abwechselnd, besonders bei entgegengesetzten Hinweisungen, auch der linke. Bei lebhaftern Stellen werden zur Erhöhung des Eindrucks häufig beide Arme gebraucht.

Ist die eine Hand erhoben, so ruht die andere entweder auf dem Kranz der Kanzel oder hängt mitunter in ruhigem natürlichen Flusse am Leibe nieder. Fehlerhaft wäre es, den linken Arm, während der rechte operiert, mit dem Ellenbogen auf die Kanzelbrüstung zu stützen.

Spricht der Redner vom Altare aus, so ruhen die unbeschäftigten Hände vor oder unter der Brust, in- oder übereinander, oder die eine liegt vor der Brust, indes die andere lose herunterhängt. Während der Aktion der einen Hand liegt die andere auf der Brust oder hängt in ungezwungener Weise herab.

§ 25. Die Aktion nach den einzelnen Redemomenten.

Da die Bewegungen der Hände und Arme — im besondern Gestus genannt — unter allen Teilen der geistlichen Mimik die schwierigsten sind, so sollen sie hier, zum Teil wenigstens, noch einzeln vorgeführt werden, und zwar in der konkreten ästhetischen Gestalt, wie sie auf der Kanzel auftreten.

Die Gestus lassen sie auf 6 Kategorien zurückführen.

Mit der Hand zeigen wir 1. den Ort oder die Richtung an — indikative Gesten;

2. messen wir oder bezeichnen wir die Position eines Gegenstandes — mensurierende Gesten;

3. können wir andere zu einer Handlung oder Bewegung veranlassen — interpellative Gesten;

4. mit der Bewegung der Hand und des Armes drücken wir manches Gedanken-Objekt oder auch den Darstellungsmodus sinnbildlich aus — intellektive Gesten;

5. geben wir im körperlichen Ausdruck die Gefühle und Stimmungen des Herzens kund — affektive Gesten;

6. endlich können wir mit Hand und Arm auch die Handlungen und Bewegungen anderer in der Imitation darstellen — imitative Gesten.[1]

[1] Dr. Piderot sucht alle mimischen Bewegungen direkt oder indirekt auf zwei Klassen zurückzuführen: auf die hinweisenden und die malenden oder symbolisch andeutenden. Zur praktischen Darlegung empfiehlt sich mehr die obige Einteilung.

I. Die indikativen Gestus.

Die Gesten der Indikation zeigen eine Person, einen Ort oder Gegenstand an. So darf man die Hand erheben, wenn man von Gott, vom Himmel, von den Auserwählten, von den Sternen spricht; man führt sie nach unten, wenn man von der Erde, dem Grabe, der Hölle redet. Spricht der Redner von sich selbst, vom Tabernakel, von einem Heiligen, dessen Bild in der Nähe steht, so darf wieder diese indikative Geste eintreten. Häufig ist der zu zeigende Gegenstand nur in Gedanken gegenwärtig.

Bemerkungen: 1. Für die indikativen Gebärden — die leichtesten und deutlichsten von allen — gebraucht man am besten die ganze Hand mit leicht ausgestreckten, matt aneinander gelegten Fingern, die zeigenden Finger nur dann, wenn sich ein Befehl oder Tadel damit verbindet. Manche Autoren reden auch vom ausgestreckten Zeigefinger oder von mehrern Fingern zugleich; einige geben sogar als Musterbild die Figur der zeigenden Hand mit vorgestrecktem Zeigefinger, welche man an die Mauer zeichnet mit der Inschrift: „An diese Türe klopfen." Allein diese Position möchte doch für die Kanzel weniger zu empfehlen sein.

2. Spricht der Redner von sich selbst oder macht er ein Zugeständnis, so legt er den Zeigefinger mit der leicht geschlossenen Hand an die Brust; spricht er in der Deklination des wir, so deutet er zuerst auf sich selbst und bewegt dann die Hand in einem Halbkreis vor dem Körper, als wolle er gleichsam alle Anwesenden dabei überzählend zusammenfassen. Ist von Geist, Seele, Herz, als in dem Menschen wohnend, die Rede, so berührt die Hand die Brust, und zwar, je nach dem Grade der Innigkeit entweder nur durch ein nahes, kaum berührendes Hinzeigen mit den Fingerspitzen, oder durch ein völliges festes Auflegen der ganzen Handfläche auf dieselbe.

3. Die rechte Hand soll keinen Gegenstand andeuten, der auf der linken Seite liegt; umgekehrt darf die linke Hand anzeigen, was sich auf der rechten Seite befindet.[1] — Eine hinweg[illegible]e Bewegung über den eigenen Körper hinweg bezeichnet immer etwas Geringschätzendes, Wegwerfendes oder Höhnisches.

4. Der doppelte oder größere Gestus der Indikation besteht darin, daß man beide Hände, die eine höher als die andere haltend, zu dem anzuzeigenden Gegenstande hinführt.

5. Der Gestus der Indikation hat seine Stelle nicht nur, wenn der Redner selbst auf einen nahen oder entferntern Gegenstand hinzeigt, sondern auch, wenn er eine andere Person, als diese Indikation machend, in die Rede einführt (vgl. Gestus der Imitation).

6. Es versteht sich von selbst, daß der Redner nicht jedesmal diese indikative Gebärde macht, wenn einer der bezeichneten Gegenstände in der Rede auftritt, sondern nur dann, wenn der Gegenstand vor den übrigen Momenten des Gedankens hervorgehoben werden soll.

[1] Delaunez, L'art de se rompre à la parole.

Z. Ü. Elias erwiderte dem Achab: Nicht ich habe Israel in solches Unglück gebracht, sondern du und das Haus deines Vaters, die ihr die Gebote des Herrn verließet und den Götzen nachginget.

Ja, ich habe den Allmächtigen in seinem Tempel angebetet (Zugeständnis).

Dort im Tabernakel ist der Herr der Welt verborgen; dort erwartet er einen jeden, um ihm seine Gnade mitzuteilen.

Die Erde öffnete ihren Schlund, und sie fuhren hinab in die Hölle.

Soldaten, von der Höhe dieser Pyramiden schauen vier Jahrtausende auf euch hernieder.

Die meisten Heiligen schauen mit besonderer Freude vom Himmel hernieder, nicht auf den Taufstein, wo sie die erste Unschuld empfingen, sondern auf einen stillen Winkel im Gotteshaus, wo der Beichtstuhl steht und wo sie die verlorene Unschuld wiederfanden.

Pilatus sprach, von Mitleid bewegt, zum Volke: Sehet da, welch ein Mensch (doppelter Gestus der Indikation).

Ich halte euren Urteilsspruch in der Hand (der Redner zeigt die offene Hand).

Hoch über den Sternen wohnt das Glück.

Über ihm lag der Himmel so mild und freundlich, unter ihm gähnte der Abgrund, so schrecklich und voll Grausen.

II. Die mensurierenden Gestus.

Nahe verwandt mit den Gestus der Indikation sind die sog. mensurierenden Gesten, welche ein physisches oder moralisches Größenverhältnis ausdrücken.

1. Die Ferne zeigt der Redner an, indem er die Hand, mit der Fläche nach unten, ausstreckt.

Z. Ü. Weit von hier, in einem fernen Lande, wohnte einst eine kleine Familie.

2. Die Höhe wird durch die erhobene Hand angedeutet; auf dieselbe Art wird die moralische Größe (Majestät) angezeigt.

Z. Ü. Hoch, wie die Riesenalpen.

Sie steht so hoch da, die hlst. Jungfrau, vor den Augen unseres Geistes.

3. Zur Bezeichnung der Tiefe führt man eine oder beide Hände nach unten der Tiefe zu, indes die Augen eben dahin gewendet sind und die Tiefe zu messen scheinen.

Z. Ü. Unter mir gähnte ein tiefer, tiefer Abgrund (beide Hände).

Zu ihren Füßen dehnte sich eine unermeßliche Tiefe aus.

4. Die Universalität (alle, viele, das geschaffene All, lange Dauer usw.) hat einen zweifachen Gestus:

Der einfache Gestus wird gemacht, indem man die offene Hand (rechte oder linke) resp. beide Hände in Form eines kurzen Halbkreises von innen nach außen führt.

Beim größern Gestus der Generalität werden beide Hände mit der Fläche nach unten nach rechts und links ausgestreckt.

Z. Ü. Er hat die ganze Welt und alles, was darin ist, erschaffen.
Viertausend lange Jahre dauerte diese Zeit.
Ein unermeßlich großes Reich darf er sein eigen nennen.

5. Die Enumeration. — Pantomimisch wäre es, die Zahl durch ebensoviel ausgestreckte Finger anzuzeigen, etwa beim Aussprechen des dreieinigen Gottes jedesmal drei Finger der rechten Hand emporzuhalten; pedantisch und familiär wäre es, wollte man die einzelnen Punkte dadurch angeben, daß man mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Finger der linken berührt. Diese Hervorhebung des Zahlwortes mag im gewöhnlichen Leben und auf dem Theater vorkommen, für die kirchliche Aktion ist sie nicht geeignet.

Auf der Kanzel enumeriert man durch die bloße mimische Accentuation, d. h. durch einen kurzen Aufschlag der Hand in der Lage, in welcher sie eben geriert.

Z Ü. Ich werde euch im ersten Punkt von der Barmherzigkeit Gottes reden, im zweiten Punkt von seiner unermeßlichen Güte (die darreichende Hand senkt sich zweimal nach unten).

Ist die Aufzählung bedeutender und deren einzelne Glieder länger, so gebraucht man wohl auch die Hände abwechselnd.

III. Die interpellativen Gestus.

Aus den Gesten der Indikation gehen die der Interpellation hervor. Unter Interpellation versteht man hier das „Sichwenden" der Rede an eine oder mehrere Personen, um sie zu einer Handlung, Antwort usw. zu veranlassen. In diesem Falle wenden sich die Arme naturgemäß dem Angeredeten zu.

1. Die Ermahnung, Aufforderung geschieht mit der darreichenden Hand.

Z. Ü. Im Hause des Herrn, bei Jesus im Tabernakel, sollet ihr gerne weilen; dahin sollet ihr kommen am Morgen zur hl. Messe, am Abend zur Segensandacht; dahin sollet ihr die Anliegen eurer Herzen tragen.

Lasset uns immer so leben, daß wir immer sterben können; lasset uns jeden Tag so zubringen, daß wir am Abende desselben froh in die Ewigkeit hinübergehen können.

In ähnlicher Weise wird der Wunsch ausgedrückt, wenigstens wenn derselbe sich auf die Zuhörer bezieht. Wenn eine heftigere, innere Regung der Seele sich damit verbindet oder derselbe sich mehr oder weniger dem Ausrufe nähert, so wird die Hand (mehr oder weniger) erhoben.

2. Autoritativer Auftrag. — Die Autorität bezeichnet der Redner, indem er den Arm mit abgekehrter Handfläche in horizontaler Weise ausstreckt. So steht Ludwig XIV. in seinem Standbild vor dem Königspalast in Versailles: die geeigneteste Position für einen Mann, der von sich selber den Ausspruch tat: L'état c'est moi.

Eine ähnliche Geste hat die Aufforderung, welche mit einer besondern Autorität oder Machtbefugnis geschieht.

Z. Ü. Jüngling, ich sage dir, stehe auf.

Halte ein und tue dem Knaben nichts zuleide.

Stehe auf, nimm das Kind und seine Mutter und fliehe nach Ägypten.

Lazarus, komm heraus.

3. Ernster oder strenger Befehl. — Man befiehlt mit Ernst oder Strenge, wenn man die Hand mit vorgestrecktem Zeigefinger in gerader Richtung zu der Person hinführt, welcher der Befehl erteilt werden soll. Häufig ist die Person nur als gedacht gegenwärtig. Wie bereits bemerkt, habe der Redner acht, daß er die übrigen Finger nicht zu fest zusammenlege.

Z. Ü. Ich sage dir noch einmal: du wirst nicht mehr mit diesem Menschen umgehen.

Dieser Gestus des Befehls tritt ebenfalls ein, wenn etwas mit Ernst, Autorität, gerechtem Unwillen oder Strenge angekündigt oder eingeschärft werden soll, ferner um eine Verweigerung (abschlägige Antwort) auszudrücken, um einen Tadel, einen Vorwurf, eine formelle Mißbilligung zu unterstreichen.[1]

Z. Ü. Er soll von heute an nicht mehr ausgehen, sprach der Vater mit erregter Stimme.

Entweder gehorcht ihr, oder ihr werdet es zu büßen haben.

Darum zittert vor ihm, ihr stolzen und lasterhaften Menschen.

Besonders muß dieser Gestus, wie auch der zu unterstreichende Inhalt im Einklang stehen mit dem Temperament und Charakter des Redners und der Zuhörer.

4. Drohung. — Zur Drohung oder Ankündigung einer Strafe hebt man den Arm empor, so daß der Ellenbogen zu einem spitzen Winkel gebogen wird; Daumen und Zeigefinger sind ausgestreckt, indes die übrigen Finger lose in der Hand liegen. In dieser Position bewegt sich die Hand leicht und würdig und vollführt zugleich die Bewegungen der Accentuation.

Z. Ü. Der Herr des Himmels wird euch eines Tages finden.

Ihr werdet es einst schwer zu büßen haben.

Zur Drohung kann auch der Gestus des Befehls gebraucht werden.

Z. Ü. Gottes Fluch soll ihn treffen bis ins Todesbett hinein.

Beim väterlichen Verweis erhebt sich die Hand nicht so hoch.

Z. Ü. Martha, Martha, du machst dir viel zu schaffen.

5. Bitte und Gebet. — Die Bitte unterstreicht der Redner:

a) Indem er die Hand wie zur Entgegennahme darreicht.

Z. Ü. Bitte, sprach er, eine kleine Gabe.

b) Indem er die Hände mit ineinander gelegten Fingern vor der Brust oder auch auf der linken oder rechten Schulter faltet. Zur inständigen Bitte faltet er wohl auch die Hände in einiger Entfernung vor der Brust.

---

[1] Gondal, Op. cit., n. 300.

Diese zweite Form wird beinahe nur in den Bitten an Gott gebraucht, weniger in den Bitten an die Menschen.

c) Indem er die Arme und Hände zu demjenigen hin ausstreckt, an den die Bitte gerichtet ist.

Z. Ü. Salomon breitete seine Hände gegen Himmel aus und sprach: „Herr, Gott Israels! Es ist zwar nichts dir gleich im Himmel oben und auf der Erde unten usw."

So heißt es auch im römischen Brevier von der hl. Agatha (5. Febr.): „Agatha stand in der Mitte des Kerkers und betete mit ausgebreiteten Händen zum Herrn: ‚Herr Jesus Christus, guter Meister, ich danke dir, daß du mir geholfen hast, die Folterqualen der Henker zu überwinden; laß mich, o Herr, glücklich zu deiner unvergänglichen Glorie kommen,'"

Jesus, Sohn Davids, erbarme dich unser.

Rette uns, o Herr, sonst gehen wir zugrunde.

Bei der Liebe des gekreuzigten Heilandes, rief er dem Gualbertus zu, schone meines Lebens.

6. Repulsion. — Um abzustoßen oder abzuwehren führt man die Hand (die rechte oder linke) oder auch beide Hände abwehrend dem Gegenstande zu, der gewöhnlich seitwärts gedacht wird, indes der Kopf etwas zur entgegengesetzten Seite sich neigt.

Z. Ü. Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer.

Ebenso wird die Verachtung, die Abneigung, der Abscheu, der Haß, der Ekel oder Widerwille ausgedrückt.

Die Frage wird besser unten, nach vorheriger Besprechung einiger anderer Gebärden behandelt.

IV. Die intellektuellen Gestus.

Unter intellektuellen Gestus verstehen wir solche, welche einen objektiven Gedanken oder auch den Darstellungsmodus eines Gedankens ausdrücken.

1. Erklärung. — Um zu erklären, hat man eine dreifache Position der sich erhebenden und bewegenden Hand: 1) Der Zeigefinger bildet mit dem Daumen einen Kreis, wie wenn man eine Prise nimmt, indes die übrigen Finger ihre natürliche Biegsamkeit bewahren (der sog. Fenelon-Gestus). 2) Daumen und Mittelfinger sind zusammengelegt, die übrigen ausgestreckt. 3) Daumen und Zeigefinger sind ausgestreckt, indes die übrigen geschlossen sind (der sog. griechische Gestus).

Besonders ergibt die zweite Position eine schöne und bestimmte Darstellung. Die Hand bewegt sich in dieser Haltung gerne nach unten, um das Bestimmte der Behauptung darzustellen, bei der Negation auch zur Seite hin.

Z. Ü. Was heißt, seinem Feinde verzeihen? Seinem Feinde verzeihen heißt, ihm nichts Böses wünschen, ihm nichts Böses im Werke zufügen, ihm die gewöhnlichen Zeichen der Liebe nicht vorenthalten.

2. Behauptung. — Um einen affirmativen Gedanken als wahrheitsgetreu zu markieren, gebraucht der Redner die darreichende niedergesenkte

Hand, gleichsam um den Zuhörern die Richtigkeit des Gesagten zur offenkundigen Schau hinzuhalten.

Z. Ü. Der Mensch ist auf Erden, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben und ihm zu dienen.

In dieser Weise wird häufig die Antwort auf eine gestellte Frage mimisch ausgedrückt.

Um eine schwierige Sache darzulegen, erhebt sich die Hand bis vor das Gesicht, indes das forschende Auge darin die Lösung der Schwierigkeit zu lesen scheint (Monsabré).

3. Die Negation drückt der Redner aus:

a) mit einfach abweisender Bewegung der rechten oder linken Hand, resp. beider Hände, als ob er den Gegenstand aus den Augen seiner Zuhörer entfernen wolle;

b) mit einer seitwärts hin und her gehenden Bewegung, indes der Zeigefinger erhoben ist und die Arme ausgestreckt sind;

c) größer, markanter und energischer, indem er den rechten Arm von der linken Schulter bis zur entgegengesetzten Hüfte führt.

Der Kopf wird sich dabei spontan etwas seitwärts wenden; doch darf dies nicht zum förmlichen Hin- und Herwenden der eigentlich pantomimischen Verneinung ausarten, was der Würde der geistlichen Rede unangemessen wäre.

Z. Ü. Es gibt keinen Menschen hienieden, der sich vor den Höllenstrafen nicht zu fürchten hätte.

Nein, auf diesem Wege werdet ihr das Glück nicht finden.

Nein, nie werde ich es tun.

4. Nachdruck (Accentuation). — Der Gestus des Nachdrucks tritt entweder als reiner Accentuationsgestus oder als Modifikation einer gegebenen Bewegung auf.

a) Die Accentuation in einer gegebenen Gebärde geschieht durch einfachen Aufschlag oder einen angemessenen Stoß.

Z. Ü. Ich werde euch die ganze Liebe, die ganze Barmherzigkeit, die ganze Güte unseres Gottes zeigen. — Hier senkt und erhebt sich die darreichende Hand in kurzen Bewegungen bei jedem Worte.

Nichts vermag da zu helfen: weder Bitte, noch Befehl, noch Rat. — Die abweisende Hand bewegt sich bei jedem hervorzuhebenden Worte zur Seite hin.

b) Die einfache Accentuation eines einzelnen Wortes besteht nur in einem geringen Aufheben der einen Hand vom Parapet und zwar so, daß das unmittelbar nachfolgende Niederführen derselben mit dem Accentworte zusammentrifft. Ist der Nachdruck ein besonders starker, so wird die Bewegung der Hand auch wohl mit einer entsprechenden Bewegung des Kopfes begleitet.

Z. Ü. Die christliche Tugend kann nur durch feste Wachsamkeit bewahrt werden; nur das aber bewahrt der Mensch, was er bewahren will, und nur das will er bewahren, was ihm ein teures Gut ist.

Wenn mehrere aufeinander folgende Wörter accentuiert werden sollen, so wird das Aufheben der Hand (und die Kopfbewegung) wiederholt, wie dies in dem angeführten Beispiele zu geschehen hat.

c) Soll ein ganzer Satz seinem vollständigen Inhalte nach accentuiert werden, so hebt sich die Hand in der eben beschriebenen Form und Lage sogleich zu einer merklichern Höhe und macht alsdann während der ganzen Dauer des Satzes eine hiernach abgemessene, langsame Bewegung von innen nach außen.

Z. Ü. Die Welt ist von Jesus Christus abgefallen; das ist der wahre Grund unserer sozialen Leiden und Zustände. — Nach dem ersten Satzgliede hat sich die Hand gesenkt, um bei dem folgenden Glied denselben Gestus zu wiederholen.

Man mag von der Vollkommenheit reden, soviel man will: eine Tugend, welche die Demut nicht zum Fundamente hat, beruht auf Wahn.

Statt dieser Geste kann man auch beinahe in derselben Bedeutung die nachfolgende 6. gebrauchen.

5. Ausruf. — Um einen Ausruf zu markieren, erhebt sich die Hand (oder die Hände) mit (noch durchsichtig) zusammengelegten Fingern und gebogenem Arme bis zur Höhe der Schulter, bei gesteigertem Accente selbst noch höher.[1] — Von der Stetigkeit der Bewegung, von der modifizierenden Accentuation ist bereits gesprochen worden. Dieselbe Bemerkung gilt auch für die andern Gestikulationsarten.

Z. Ü. O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendglanze!

O glücklich die Familie, in welcher dieser hl. Gottesfriede herrscht!

6. Feierliche Aussage, Verheißung, Beteuerung, feierliche Ankündigung, feierliche Behauptung. — Um eine Aussage als besonders feierlich oder wichtig hinzustellen oder um ihr eine gewisse Feierlichkeit zu geben, erhebt man die rechte Hand wie zum Schwure, gleichsam als ob man eine Ankündigung oder ein Versprechen im Namen Gottes machen wollte. Daumen und Zeigefinger sind ganz, wenngleich lose, die übrigen Finger weniger ausgestreckt.

Z. Ü. Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben.

Siehe, ich verkünde euch eine große Freude: Heute ist euch der Erlöser der Welt geboren worden.

Dies eine Wort sagt genug: Joseph ist der Nährvater Jesu Christi.

Dieselbe Geste wird gebraucht zur Darstellung des Schwures und der Beschwörung. Die im gewöhnlichen Leben oder vor Gericht übliche Form des Schwures ist pantomimisch.

Z. Ü. Ich schwöre es dir beim lebendigen Gott.

Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du bist Christus, der Sohn Gottes, des Hochgebenedeiten.

7. Gegensatz. — Den Gegensatz bezeichnet der Redner durch die Accentuation des gegebenen Gestus, d. h. durch bloßen Aufschlag der Hand aus der Lage, in welcher sie beim ersten Glied der Antithese gerierte.

[1] Vgl. Schilling, Op. cit.

Zur Bezeichnung eines größern oder längern Gegensatzes gebraucht man auch wohl abwechselnd beide Hände.

Z. Ü. Wie kann man, sagt ein alter Kirchenlehrer, an Gott denken, wenn man nicht von ihm reden hört?

Auch im Leben des Gerechten gibt es bald Sonnenschein, bald Regen, bald heitere, bald traurige Tage.

Manchmal, bei der mimischen Andeutung von Lokalverhältnissen ist die Antithese im Gestus (der Indikation oder Imitation) selbst gegeben.

Z. Ü. Auf der Seite der Israeliten war die Wolke leuchtend, zur Seite der Ägypter war sie dunkel.

Es geschehe dein Wille, o Herr, nicht der meinige.

8. Die Conclusio, als Zusammenfassung eines vorhergehenden Ideenganges am Schluß eines Gedankens oder einer Aufzählung markiert der Redner, indem er die Hände nach unten in Form der (gnadenspendenden) Immakulata ausstreckt. Er breitet gleichsam das Resultat des Ganzen vor den Augen seiner Zuhörer aus.

Z. Ü. Das ist alles, was ich euch zu sagen hatte.

Das ist also der Lohn, den uns Gott für die Treue in seinem Dienste versprochen hat.

Das ist, m. H., die einzige Antwort, die ich auf diese Frage geben kann.

9. Schutz und Segen. — Um den Schutz oder Segen auszudrücken, hält man die rechte Hand oder gewöhnlicher beide Hände über den zu segnenden oder zu beschützenden Gegenstand. Wenn die Person oder der Gegenstand nur in der Vorstellung gegenwärtig ist, so hält der Redner die Hände in der angegebenen Weise vor sich hin.

Z. Ü. Der Herr des Himmels soll seinen Segen über euch ausgießen.

Isaak segnete seinen Sohn Jakob und sprach: „Gott gebe dir vom Tau des Himmels und von der Fruchtbarkeit der Erde Korn und Wein im Überfluß."

Die in derselben Weise mit der Fläche nach unten ausgestreckte Hand deutet auch die Autorität an. Denn beides: Autorität und segenspendendes Wohlwollen kommt dem Obern zu.

10. Ruhe — Die innere Seelenruhe sowohl als die körperliche Ruhe wird markiert durch vorn verschlungene oder auch untereinander gelegte Arme. Manchmal kann eine ganze Stelle in dieser Weise vorgetragen werden.

Da Nachdenken und angespannte Beobachtung innere und äußere Ruhe bedingen, so werden sie ebenfalls durch diese Haltung angezeigt. Der Geist mag in solchen Augenblicken durch kein, selbst unwillkürliches Spiel der Hand gestört werden. Legen sich die verschlungenen Arme fester zusammen, so drücken sie ein lebhaftes inneres Gefühl aus, als ob sie dessen Ausbruch zurückhalten und regeln wollten.

Über das Denken als solches siehe oben § 23, 4.

11. Der Zweifel, die Unschlüssigkeit. — Zum Ausdruck des Zweifels, des Fraglichen, Unschlüssigen, Unbestimmten („ja, ja", „hm, hm", „wohl — allein") erhebt sich die Hand in die Scheide, während der Kopf eine kleine Bewegung zur Seite macht.

Z. Ü. Ob er das getan hat, weiß ich nicht.

Der eine sagt so, der andere so (wenn man das Fragliche markieren will).

Was ist Wahrheit? fragte Pilatus.

12. Die Frage. — Der Fragesatz hat an und für sich keinen eigenen Gestus, d. h. eine Gebärde, die jedem Fragesatz als solchem zukomme. Es ist vielmehr der Inhalt der Frage, welcher das bestimmende Element für die Gestikulation abgibt.

Bald ist es Zweifel, Ungewißheit, ein gewisses Staunen, welches im Fragesatz hervorgehoben werden soll, und dann tritt die eben (12.) besprochene Geste ein.

Z. Ü. Wie ist das alles möglich gewesen? Ich frage noch einmal: Wie ist das alles möglich gewesen?

Was sollte ich in diesem Augenblick tun? sprach er.

Bald wird der Gestus der darreichenden Hand gemacht, gleichsam als ob der Redner seinen Zuhörern den Frageinhalt zur eigenen Prüfung und Beantwortung vorlegen wolle. Darum fällt die Hand auch nicht gleich nieder, wenn die Frage vollendet ist, sondern bleibt noch einige kurze Augenblicke in dieser Schwebe, um den Zuhörern gewissermaßen Zeit zum Nachdenken zu lassen. Wie lange diese stumme und stille Frage fortdauert, das hängt teils von der innern Bedeutung derselben, teils von der danach eintretenden Redepause ab.

Z. Ü. Was werden wir in Bethlehem sehen?

Ein andermal ist es die Geste der Indikation, des Größenverhältnisses, der feierlichen Aussage, des Denkens usw., welche zu machen ist.

Z. Ü. Habe ich es getan? Habt ihr es getan?

Umfaßt mich nicht das weite Himmelszelt?

Wer ist groß und stark wie er?

Wie kann man das alles betrachten und doch verstockt bleiben?

Aus der Vergleichung der angeführten Gestus geht hervor, daß es auch in der geistlichen Gebärdensprache Synonyme gibt. So kann die darreichende Hand eine wahrheitsvolle Lehre, eine Ermahnung oder auch eine vorzulegende Frage ausdrücken. Allein diese Synonyme können hier weit weniger als anderswo miteinander verwechselt oder mißverstanden werden, da das begleitende und vorwaltende Wort stets den treuesten und untrüglichsten Kommentar dazu bildet.

V. Die affektiven Gestus.

Die affektiven Gesten drücken das eigene subjektive Gefühl und (als Gestus der Imitation) die objektiven Gefühle der andern aus.

Von den Affekten sagt Cicero: Omnis motus animi suum quendam a natura habet vultum et sonum et gestum, totumque

corpus hominis et eius omnis vultus omnesque voces, ut nervi in fidibus, ita sonant, ut a motu animi quoque sunt pulsae. In der Tat manifestieren sich die Seelenbewegungen nicht bloß im Auge, auf der Stirne, in der Körperhaltung, sondern auch in der Gestikulation der Hände und Arme, und diese haben wir, als den schwierigern Teil, an dieser Stelle in erster Linie ins Auge zu fassen.

1. Die Liebe. — Die innere Liebe zeigt der Mensch dadurch an, daß er die Hand aufs Herz legt.

Z. Ü. Ich liebe ihn aus ganzem Herzen.

Auf diese Weise wird die Innerlichkeit jedes Affektes ausgedrückt, d. h. jedes Gefühl (Liebe, Trauer, Reue, Hoffnung, Bangigkeit), insofern es nicht so sehr in die äußere Erscheinung tritt, als vielmehr im Innern als Herzenssache lebt, wobei übrigens die Worte Herz, Seele häufig zur Anwendung kommen.

Z. Ü. Es schmerzt mich sehr, dich beleidigt zu haben.

Auf der Brust liegend deutet die Hand ferner Beteuerung, Innigkeit, Ehrgefühl, inniges Verlangen, herzliche Teilnahme.

Hat man die geliebte Person (in Wirklichkeit oder in der Vorstellung) vor sich, so führt man wohl auch die Hand zu derselben hin, als wolle man die Handlung des Handgebens und Handdrückens andeuten, welche der Liebe und Freundschaft so sehr eigen ist. Die Hand ist dabei etwas über die Hälfte geöffnet, Daumen und Zeigefinger sind von den übrigen, aneinander geschlossenen Fingern getrennt.

Z. Ü. Herr, du weißt, daß ich dich liebe.

2. Um die stille innere Sehnsucht auszudrücken, führt der Redner die rechte Hand von der linken Brust, d. h. vom Herzen aus, zu dem Gegenstand der Sehnsucht hin.

Z. Ü. O wie zieht es mich hin nach dem fernen Lande, wo mir ein so teures Herz schlägt.

Wie möchte ich hin zu dir, o mein Gott, um dich im Himmel ewig zu besitzen.

Die Begierde oder das heftigere und sich nach außen kundgebende Verlangen hat den Gestus der Bitte: die Arme erheben sich und breiten sich nach vorne ausgestreckt aus (dem ersehnten Gegenstande zu), indes der Körper sich ein klein wenig vorlehnt. Es ist die Stellung des Bettlers, der den Vorübergehenden flehentlich um eine milde Gabe bittet; es ist die Haltung des Priesters bei den Orationen der hl. Messe; so wird St. Andreas dargestellt, wie er sein Kreuz umfaßt: O süßes Kreuz, o heiliges Kreuz, wie sehne ich mich nach dir.

Z. Ü. Wann werde ich dich schauen im Lande der Lebendigen?

Um die innigste Begierde (wie auch tiefen Schmerz, tiefe Trauer, tiefe Liebe) zu unterstreichen, faltet man die Hände und legt sie auf die Brust, indem man die Ellenbogen herausdrückt.

3. Hoffnung, Vertrauen. — Zum Ausdruck dieses Affektes erheben sich die Arme (oder ein Arm) seitwärts und bewegen sich so

schwebend, mäßig, langsam, wobei die Hände zur Deutung, daß das Gehoffte noch weit entfernt ist und in Gottes Händen liegt, mit matt und durchsichtig zusammengelegten Fingern (nie höher als bis zur Schulterlinie) nach oben gerichtet sind.[1]

Z. Ü. Ich werde gerettet werden.

Ich werde die nötige Kraft erhalten, um auszuharren in seiner Gnade.

4. Mut, Kühnheit bedingt eine größere Entschiedenheit, ja Heftigkeit im Gestus des Entschlusses, speziell in dessen Accentuation.

Z. Ü. Wir kennen jetzt die Gefahr, die uns droht; treten wir ihr mit Mut und Entschlossenheit entgegen.

Wir wollen ihm entgegengehen, wir wollen ihn angreifen und überwältigen.

5. Freude. — Häufig tut sich die Freude im Ausruf kund und hat dann dessen Gebärde. Im allgemeinen zeigt sich die Freude (im Angesicht und) in der größern Lebendigkeit der Körperbewegungen; dabei bewegen sich die Arme und Hände mit Vorliebe in den höhern Regionen. Über die plötzlich und heftig auffahrende Freude siehe § 23. 2.

Z. Ü. Die Botschaft der Freude ist auf unserer Erde erklungen, ja die Botschaft der Seligkeit und des Heiles in den Gezelten der Sünder. Vernommen ist das gute, das tröstliche Wort, die Rede voll Fröhlichkeit und aller Annahme wert. Jubelt, ihr Berge, in Lobgesängen, und alle Bäume des Waldes klatschet Beifall vor dem Angesichte des Herrn; denn er ist erschienen (Hl. Bernard).

6. Ehrfurcht, Bewunderung, Verwunderung, Staunen. — Der Ehrfurchtsvolle steht vor der hochverehrten Person mit gesenktem Blick und geneigtem Haupt. Die Arme und Hände öffnen sich wie entkräftet nur halb und sinken nieder, als ob sie den Platz zeigen wollten, auf welchem die Knie bis in den Staub sich beugen möchten,[2] doch nicht allzu tief, als ob sie dabei die verehrte Person umfassen möchten.

Z. Ü. Der kleine Heiland erniedrigt sich (bei der Aufopferung im Tempel) vor der Majestät seines Vaters und betet ihn in tiefster Ehrfurcht an.

Bei der Bewunderung sind die Augen wie verloren in der Betrachtung des Gegenstandes, den der Redner entweder in Wirklichkeit oder im Bilde der Phantasie vor sich hat.[3] Die Arme breiten sich aus und erheben sich zu dem Gegenstande der Liebe, des Wohlgefallens und Entzückens hin, als ob sie denselben umfassen wollten, sinken aber bald langsam am Körper nieder.

Die Verwunderung über ein Unerklärliches, Ungewohntes schlägt die Hände vor der Brust zusammen.

Z. Ü. O Gott, was war das für eine Rede!

---

[1] Schilling, Op. cit.

[2] Dies ist überhaupt der Gestus der Subjektion (Demut usw.).

[3] Attonitis metiri oculis, Claud. in sec. Consult. Stilich. v. 70.

Den Gestus des hohen Staunens, der Verdutztheit macht in der gewohnten Abbildung die kleine Seherin von Lourdes, da ihr die seligste Jungfrau in der Felsenhöhle erscheint: sie hebt die Arme im Halbkreis empor, die innere Fläche der Hände zur Erscheinung hin gerichtet, lautlos, den Atem zurückhaltend, den Körper etwas zurückgelehnt, als ob der Eindruck sie überwältige, oder als ob sie sich vor dem blendenden Glanze desselben schützen wollte.

7. Mit dem Gestus der Repulsion werden die abneigenden Affekte des Hasses (Abneigung), Schauders, Abscheues, Ekels, Widerwillens, der Verachtung und Verabscheuung ausgedrückt, d. h. die Fläche der Hand oder beider Hände wendet sich dem Gegenstande zu, gleichsam um ihn von sich abzuwehren, während der Kopf sich etwas zur entgegengesetzten Seite neigt. Diese Bewegung der Arme und Hände geschieht nicht in vorwärts gerader Richtung gegen die Zuhörer hin, — schon des Anstandes wegen —, sondern etwas mehr aus- und seitwärts.

Z. Ü. So häßlich und abscheulich ist die Tat, daß man nicht ohne Ekel daran denken kann.

Wenden wir uns ab von einer so ruchlosen Tat (der unwürdigen Kommunion).

8. Furcht (Besorgnis, Angst, Schrecken). — Wenn eine Gefahr sich in der Nähe zeigt, sucht der Mensch instinktmäßig mit beiden Händen (resp. mit einer Hand) den Gegenstand abzuwehren oder auch den Körper, etwa die Brust oder den Kopf mit der Hand zu schützen. In ähnlicher Weise wird auf der Kanzel die abwehrende oder schützende Hand zum Ausdruck der Furcht gebraucht.

Z. Ü. Furchterfüllt sprach er: Er wird mich töten.

Mutter, rief das Kind, das Untier verfolgt mich.

9. Zorn (Unwille, Entrüstung). — In der Erregung bewegen sich die Arme und Hände, um gleichsam den Gegenstand der Geistesqual zu zerbrechen und zu vernichten. Besonders hier hat der geistliche Redner in der Diktion und Aktion die Kanzelwürde zu wahren.

Z. Ü. Dich hätte ich zermalmen können.

10. Schwermut, klagender Schmerz, Reue. — Die Schwermut macht den Menschen schlaff, teilnahmslos, bewegungslos: so stellt sich auch ihr äußerer Ausdruck dar. So mögen die Freunde Jobs um den frommen Dulder gestanden haben: schweigend, die Hände nach unten zusammengelegt.

Trauer und Schmerz ist ein Gefühl, das im Tränental hienieden häufig auftritt und eben aus diesem Grunde einen verschiedenartigen Ausdruck hat. Am gewöhnlichsten greifen die Hände ineinander und legen sich unter die Brust oder unter den Hals oder zur Schulter hin (die eine in der andern oder ineinandergefaltet).

Z. Ü. Die Mutter hört es und ruft: „Mein Kind, mein einziges Kind, es ist verloren! Es ist gemordet! Es ist tot."

Zur Schulter hin: Was habe ich Unglücklicher getan? Ich habe die Armen, die besondern Freunde meines Gottes, beraubt; ich habe

Schrecken und Trauer hineingetragen in diese einfachen und treuen Seelen, die ich hätte beklagen und trösten sollen (Brydaine).

Die Reue schlägt mit der Hand, d. h. mit zusammengelegten Fingern an die Brust. — „Man kann sehr gut", sagt Quintilian, „die geschlossene Hand gegen die Brust stützen, sei es zum Zeichen der Reue, sei es in einer Anwandlung des Zornes" (in letzterm Falle ist indes die Hand mehr zur Faust geballt).

Z. Ü. Saul bereute seine Tat und sprach: „Ich habe gesündigt."

11. Scham. — Im gewöhnlichen Leben sucht die Scham das Gesicht mit der Hand zu verbergen. Auf der Kanzel darf die emporgehobene Hand die Aussicht auf das Gesicht des Redners nicht verdecken.

Z. Ü. Ich schäme mich vor mir selbst.

12. Die Trostlosigkeit, Mutlosigkeit, Verzweiflung ringt mit den zusammengelegten Händen.

Z. Ü. Sie weinten und schrien laut zusammen, rangen die Hände und waren untröstlich.

Wie wahnsinnig springt er auf: Was werde ich beginnen, es ist alles verloren, das letzte Mittel ist erschöpft.

Nur einige aus der großen Zahl der Gemütsbewegungen haben wir aufgeführt, um sie in ihrem mimischen Ausdruck zu charakterisieren, und zwar nur die sog. reinen Affekte. Es wäre ein Ding der Unmöglichkeit, die verschiedenen Schattierungen und Verbindungen zu beschreiben, deren die Seelenaffekte fähig sind; ebenso unmöglich wäre es, den äußern Ausdruck sprachlich festzulegen, welcher den Tausenden von gemischten Gefühlen (ehrerbietige Liebe, ehrfurchtsvolle Liebe usw.) in der Haltung, auf dem Antlitz, in der Gestikulation eigen ist.

Häufig läßt sich ein gemischtes Gefühl durch einen äquivalenten Gestus ausdrücken (z. B. Furcht und Bitte: Hände gefaltet, Körper zurückgebogen); in andern Fällen markiert man durch die Gebärde nur das prävalierende Gefühl.

VI. Die konfigurativen oder imitativen Gestus.

Configurare heißt eine Sache nach etwas bilden. Die konfigurativen Gebärden sind also jene, durch welche die Handlung, die Bewegung, die Position, die Gestalt einer Person oder Sache in edler und ansprechender Weise nachgebildet wird.

Z. Ü. Es war ein unbeschreiblicher Anblick, als der Hl. Vater über die Tausende seine Hände ausbreitete und sie segnete.

Mit ausgebreiteten Armen hängt er am Kreuze, zum Zeichen, daß er die ganze Welt umarmen möchte.

Es sind unsere Sünden, welche den Heiland zu Boden drücken.

Selbst abstrakte Begriffe können in dieser Weise mimisch dargestellt werden. So findet z. B. der Begriff „Kraft" seinen Ausdruck in der Nachahmung der dadurch bezeichneten Handlung und Wirkung: man drückt dabei die Hand fest zusammen und zeigt durch eine gewisse Spannung

und Anstrengung besonders der Armmuskeln eine gewisse Bestimmtheit, Kürze und stemmende Gewalt.

Allein bei der Imitation fremder Handlungen und Bewegungen sind dem Redner sehr enge Grenzen gezogen. Wie er in der Diktion sich nicht zu der sog. Tonmalerei erniedrigen darf, so muß er auch in der Gestikulation alles vermeiden, was familiär, grotesk oder gar burschikos wäre. Besonders hier zeigt sich der Unterschied zwischen der Aktion des Pantomimen oder Schauspielers einerseits und der des Redners anderseits. Auf der Bühne wird manches angestaunt, was auf der Kanzel abstoßend wirkt. Dem Redner ist es nicht, wie dem Akteur gestattet, jede Aktion und ihre Schattierungen in der Gebärde darzustellen; ihm ist nicht bloß die Grenze der Schönheit, sondern auch die viel engere der Würde gesteckt. Darum empfahl Cicero den Lehrern der Redekunst, ihren Schülern nicht Schauspieler als Muster vorzustellen, da der Redner die Kunst der Gebärdensprache nicht wie der Schauspieler erlernen dürfe.

Wenn das von dem profanen Redner gilt, dann gilt es in noch weit höherm Maße von dem geistlichen Redner, dessen Würde so groß und dessen Amt so heilig ist.

Darum scheint der Begriff von Malerei, wenn wir dieses Wort beibehalten wollen, hier sehr geschwächt und eingeschränkt; es bleibt in den meisten Fällen nur mehr ein leises Andeuten der zu charakterisierenden Handlung oder Gestalt.

Der Redner darf bei der Vorstellung einer erhabenen Seele seinen Körper und seinen Blick erheben und aufrichten, aber sich nicht strecken und so die erhabene Seele eigentlich zu einer langen machen; bei der Vorführung eines eigensinnigen, trotzigen Charakters darf er einen festen Stand annehmen, seinen Körper wohl etwas steifen, die Hände fest auf die Kanzelbrüstung legen, aber er darf sie nicht in die Höhe heben und ballen, als wolle er in Wirklichkeit dem Drohenden oder der Zumutung mit Gewalt sich widersetzen.

„Die Hand unterscheidet bloß die Handlungen," sagt Lutz, „stellt sie nicht dar. Man zählt nicht an den Fingern ab, man bezeichnet die Worte Christi vom Abhauen des Fußes und Ausreißen des Auges nimmermehr durch eine entsprechende Bewegung." Ebenso lächerlich und unwürdig wäre es, wenn der Redner das Händewaschen des Pilatus durch eine waschende Bewegung der Hände ausdrücken wollte, die Gewalt und Macht durch Schlagen und Stoßen der geballten Faust, die Idee des Erfassens durch ein wirkliches Zugreifen, das Verlassen und Vergeuden durch eine förmlich wegwerfende Geste, den Rost des hl. Laurentius durch gespreizte Finger.

Solche und ähnliche Gebärden, welche mehr amüsieren, als erbauen, nennt die Rhetorik pittoreske Gesten.

Noch einige Beispiele pittoresker Gebärden:

„Alsdann legt der taufende Priester dem Kinde etwas Salz in den Mund": der Redner führt die zugespitzte Hand zum Munde.

„Eine Kugel groß und schwer“: die Hände bilden einen Kreis zur Darstellung der Kugel.

„Eine lange Bergkette dehnte sich dahin“: die ausgestreckten Finger zeichnen schnell auf dem fernen Horizont eine sich schlängelnde Linie.

Ein Pariser Herr erzählt: „Es werden manchmal recht eigenartige Gestus auf der Kanzel gemacht. Ich wohnte einst, es mögen schon über 30 Jahre her sein, einer Predigt über das letzte Gericht bei, in welcher der Redner, um die Posaune des Engels darzustellen, beide Hände in Form eines Rohres an den Mund legte. Die Pariser Welt lacht im Gotteshause nicht gern; aber diesmal konnten sich auch die Seriösesten kaum eines Lächelns erwehren.“ „Diese komische Bewegung“, fügte der alte Herr etwas schelmisch hinzu, „ist freilich das einzige, was ich aus jener Predigt behalten habe.“

§ 26. Zusammensetzung der Gesten.

Bisher wurden die Gesten in ihrer Einzelheit betrachtet; es wurde gleichsam das ABC oder das Wörterbuch jener eigentümlichen Ausdrucksweise, welche man Gebärdensprache nennt, aufgestellt und ein nicht unbedeutender Wortschatz aus diesem Wörterbuch vorgetragen. Dem einzelnen wird es leicht sein, mit den angegebenen Mitteln das Lexikon seiner eigenen Aktionssprache zu vermehren.

In der Ausführung treten diese Gestus nicht immer in ihrer Singularität auf. Manchmal wohl. Auch in der gewöhnlichen Sprache kann man mitunter den Gedanken seines Geistes durch ein einzelnes Wort ausdrücken und andern mitteilen. Wenn jemand fragt: Wo ist er? Wer hat das getan? so genügt ein einziges Wort: Dort — ich, um die Antwort in der deutlichsten Weise zu geben, ja, nebenbei gesagt, in diesem Falle könnte mit dem bloßen Gestus (der Indikation) eine vollkommene Antwort gegeben werden.

In analoger Weise kann eine Bewegung der Hand oder des Armes vereinzelt und für sich allein bestehend als Supplement des gesprochenen Wortes auftreten, indem sich die Hand zwischen beiden Ruhepunkten zur Gebärde erhebt. Ja weit öfters geschieht dies in der Aktionssprache als in der Sprache des artikulierten Wortes. Indes sind, besonders in der lebhaftern Rede, die Fälle doch verhältnismäßig seltener, wo die Hand sich erhebt, um *eine* bestimmte Bewegung zur Bezeichnung *einer* Idee oder *eines* Gefühls zu machen; häufiger treten die Gebärden so auf, daß *sie sich einander modifizieren* oder *die einen in die andern übergehen*.

Hier freilich kann die Theorie der kirchlichen Aktion keine besondern Regeln mehr aufstellen. Schon die Anweisungen, welche über die einzelnen Gestus gegeben wurden, mußten sich in den Grenzen einer gewissen Allgemeinheit bewegen, da die Anwendung der allgemeinen Regeln auf den besondern Fall, wie in jeder Kunst, so auch in der der geistlichen Beredsamkeit, dem ausübenden Künstler überlassen bleiben muß. Hier aber, wo es sich um die *Satzlehre* der kirchlichen Mimik handelt, ist

der Theoretiker noch ohnmächtiger. Es läßt sich eben keine Grammatik für die ins Unendliche gehenden Möglichkeiten der verschiedenenen Zusammensetzungen aufstellen. Die allgemeinen hier geltenden Regeln über die Schönheit, den Adel, den Rhythmus usw. sind oben gegeben worden.[1] Im übrigen kann nur der gute Geschmack im Verein mit der Übung und Beobachtung das Richtige treffen.

Beispiel eines zusammengesetzten Gestus:

Der Mensch, das ist Wahrheit unseres Glaubens, geht nie unter; nach dem Tode des Leibes geht die Seele hinüber in die Ewigkeit, in die glückselige oder unglückselige Ewigkeit.

In diesem Satze folgen sich vier Gestus aufeinander, die, in ihrer Einzelheit aufgefaßt, vier verschiedenen Ideengliedern entsprechen: der Gestus der Accentuation (1), der Negation (2), der Indikation (3) und des Gegensatzes (4). Doch senkt sich die Hand nicht nach den einzelnen Gliedern, sondern geht von einer Bewegung zur andern über, um erst am Schluß zu ihrem Ruhepunkt zurückzukehren.

NB. Dieser Ruhepunkt wird von den Rhetoren, nach Analogie der Wortsprache, mimische Interpunktion genannt.

Diese Interpunktion tritt ein:

1. So oft die fortlaufende Rede — wie es besonders in den historischen Teilen der Fall ist — nichts enthält, was der Begleitung irgendeines mimischen Spieles bedarf oder Gegenstand einer mimischen Darstellung werden kann.

2. Am Schluß eines Abschnittes oder Teiles.

3. Am Schluß eines Satzes oder einer Periode.

In letzterm Falle sistiert zwar die Bewegung der Hände und Arme (relativer Ruhepunkt), nicht immer aber auch die Aktion der übrigen Körperteile, wie dies im ersten und zweiten Fall geschieht (absoluter Ruhepunkt). Nicht selten dauert am Schluß eines Satzes das eigentliche Gebärdenspiel, die Sprache in den Mienen und Gesichtszügen und vor allem das Leuchten der Augen fort und läßt die Gemüter der Zuhörer schon im voraus erraten, was der Mund noch reden wird.

§ 27. Zu vermeidende Fehler.

Bereits im vorhergehenden sind manche Fehler und Unschicklichkeiten, welche gegen die gute Aktion verstoßen, namhaft gemacht worden. Unmöglich wäre es, alle Fehler, welche beim Vortrag gemacht werden können oder gemacht wurden, anzuführen und zu besprechen. Nur auf einige derselben soll hier hingedeutet werden. Dieselben gehen teils aus Nachlässigkeit, teils aus natürlicher Ungeschicktheit oder auch aus Ziererei und Übertreibung hervor.

[1] § 23.

Solche Fehler sind: mit dem Fuße aufstoßen, die Hände gewaltsam zusammenschlagen, auf den Tisch oder das Parapet schlagen und überhaupt lärmende Gesten machen; die Worte mit der Hand herauswerfen, das Gesicht mit beiden Händen bedecken, mit den Händen säen, stoßen, fechten, herumschlagen, sie beim Zurückziehen schließen, als ob man Mücken fange; die Hände in die Seite stemmen, auf den Rücken legen, eine zum Angriff bereite Stellung annehmen; die Arme dicht an den Körper schließen oder beständig nach unten gesenkt halten; sich mit beiden Händen an der Kanzel festhalten und dabei den Körper zurücklehnen; die Hände nach Art ausgehängter Fleischstücke über die Kanzel herunterhängen lassen, beide Hände zugleich auf die Brust legen, mit den Fingern den Rand der Kanzel nach Art der Krallen eines Raubvogels festhalten; mit den Armen weit umhertappen, dieselben weit über den Kopf erheben, in horizontaler Richtung soweit als möglich ausstrecken; die Hand auf die Schulter legen, sie über die Brust auf die andere Seite des Körpers hinausführen; öfters während des Vortrags ausspeien, Schnupftabak nehmen, die Nase reinigen; beständig sich den Schweiß abwischen; das Schnupftuch am Zingulum oder gar von der Kanzel herunterhängen lassen; häufig mit dem Kopfe schütteln, sich in raschem Wechsel hin und her, auf und ab bewegen; die Blicke beständig auf einen Gegenstand, in die Höhe, auf eine Person gerichtet halten, öfters verstohlen auf sein Konzept hinschielen; häufig nach der Uhr sehen;[1] die Kanzel wie ein Flüchtling betreten oder verlassen.

Redet man vor einem Tisch, so spiele man nie, selbst in der vertraulichen Konferenz, mit irgendeinem Gegenstand: Buch, Feder, Bleistift, Glas; das macht zuletzt auch die wohlwollendsten Zuhörer nervös.

In einem Anno 1833 zum erstenmal edierten, von einem lutherischen Pfarrer verfaßten Werke über äußere Kanzelberedsamkeit[2] liest man einige interessante Anekdoten, die der Autor selbst als Musterbeispiele von Ungeschicklichkeit aus dem protestantischen Predigerleben vorführt.

Nachdem der Verfasser von den Pausen und von der während derselben einzunehmenden Haltung gesprochen, fährt er fort:

„Ein weiteres Bedürfnis als jene Schleimausleerungen, dessen Befriedigung entweder in den kürzern oder längern Pausezeiten der Predigt vorgenommen werden dürfte, kennen wir nicht, wenngleich Prediger bekannt sind, die Freiheiten sich herausnehmen, welche alle schickliche Gebühr auf das empfindlichste verletzen, und den Gemeindegliedern nicht selten zur Veranlassung des gemeinsten Betragens werden. Wir wollen nicht gedenkendes Unfugs (man verzeihe diesen Ausdruck, es paßt kein anderer), von dem glaubwürdige Männer mit Entrüstung in solcher Beziehung

[1] Jüngere Prediger tun im allgemeinen besser, überhaupt nicht nach der Uhr zu sehen oder dieselbe auf das Parapet zu legen, weil sie sonst leicht in den Verdacht der Eitelkeit kommen. Sie sollen sich zu Hause so vorbereiten, daß sie genau wissen, wie lange ihre Predigt dauern wird.

[2] In dem öfters zitierten Werke von Gustav Schilling.

erzählten; nur beschränken wollen wir uns auf das, was unsere eigenen Augen sahen, unsere eigenen Ohren hörten. In B. (Dorf zwischen Göttingen und Hannover) lebt ein Prediger, welcher unter dem Pulte auf der Kanzel ein Brettchen nur allein zur Aufbewahrung der — Schnupftabaksdose (!) hat befestigen lassen; jedesmal, wenn er in seiner Predigt Zeit dazu findet, wie es am Schlusse der Hauptteile immer der Fall ist, verneigt er sich und füttert die Nase mit einem ziemlichen Quantum des geriebenen Krautes. Nach dem herkömmlichen Ritus ist es in dieser Gemeinde Sitte, daß unter der Predigt, nach der Verlesung des Textes und Ankündigung des Themas, ein sog. stilles Gebet verrichtet wird; demzufolge hörten wir von diesem Manne zu der geeigneten Zeit folgende Worte: „Zur Erhöhung unserer Andacht lasset uns aber, bevor wir unsere Betrachtung fortsetzen, im Angesichte des allerhöchsten Gottes die frommen Worte unsers Erlösers im stillen beten!" — Er sowohl als seine Zuhörer neigten das Haupt, eine tote Stille herrschte, plötzlich hörten wir ein Schnaufen, wir sehen auf den Prediger und sehen — daß er nicht betet, sondern recht behaglich schnupft, und das mit einer Gier, mit einem echten Schnupfer-Anstande, dem nichts als das endliche Schnalzen mit den Fingern fehlte. Unser Nachbar, ein Bauer, sah nicht auf, sagte aber auf echt plattdeutsch zu dem Nebensitzenden: „Auch uns einmal her den Kasten. Prosit!" und dgl. mehr. — Der Pastor M. in A. läßt vor dem Anfange des Gottesdienstes ein Glas Wasser, mit Wein und Zucker vermischt, auf die Kanzel tragen, und zu den gleichen Zeiten, in welchen jener Prediger schnupft, trinkt er. Von seinen Zuhörern hörten wir darüber äußern: er tränke, was vorher im Abendmahlskelche zurückgeblieben sei. Ist dies auch nur ein boshaftes Spötteln, so gibt doch nur er allein durch eine Unschicklichkeit die Veranlassung dazu. Während des Trinkens hört man auch wohl: wohl bekomm es! halb Part! bis auf den Grund! usw. usw. — Pfarrer F. in H., ein noch ziemlich junger Mann, hat einen Stuhl auf der Kanzel, auf welchem er sich während der längern Pausen, des stillen „Vater unser", oder bei sonstigen Gelegenheiten ausruht. — Pastor W. in B. läßt sich alle Sonntage von seiner Frau eine ziemlich starke Portion warmes Getränk (Bouillon, Schokolade, Weinsuppe oder dgl.) nebst Brot in die Sakristei schicken, und wenn er die Vorlesung vor dem Altare gehalten hat, und die Gemeinde den Hauptgesang anstimmt, läßt er es sich recht wohl schmecken. Daher heißt der Hauptgesang in dieser Gemeinde auch wohl: Pastors Tafelmusik. — In P. rief der Pfarrer nach dem ersten Teile der Predigt einen Handwerker beim Namen und forderte ihn auf, den andern Tag seinen Gartenzaun zu reparieren und einen neuen Futtertrog in den Gänsestall (!) zu machen. Ich drückte gegen einen Ortsangehörigen meine Verwunderung über dieses unzeitige und unschickliche Besorgen von Haushaltungsangelegenheiten aus und erfahre zu meinem noch größern Staunen, daß der ehrwürdige Hr. Pfarrer zu gleichen Zeiten, besonders aber am Schlusse der Predigt, auch wohl verschiedentliche Ausstände anmahne oder den Gläubiger zu sich bestelle. — Der schon vorhin erwähnte Pastor W.

arbeitet alle seine Predigten selbst aus, liest sie aber, ruhig auf den Ellenbogen gestützt, förmlich ab von dem hochgehaltenen Konzepte. So geschah es auch, als im heißen Sommer die gegenüberstehenden Fenster der Kirche geöffnet waren und dadurch einiger Luftzug entstand, der ihn im Ablesen etwas hindern mochte. Er nahm keinen Anstand, gleich bei der ersten längern Pause dem Altaristen folgendermaßen zuzurufen: „Herr Altarist! machen Sie doch die Fenster zu, der Wind verweht meine Predigt immer!“ — Wie gefallen diese Dinge? — Lassen sie sich entschuldigen? — Womit? — Kann Mangel an Bildung, Mangel an Schamgefühl und Gefühl überhaupt, Mangel an religiösem Sinn, Mangel an Berufstreue entschuldigen, ja dann lassen sie sich entschuldigen, sonst nicht. Wir gestehen, uns hat es jedesmal im Innersten des Herzens erschüttert, wenn wir dergleichen anhören oder ansehen mußten; was wir eigentlich dabei fühlten, wissen wir nicht; Mitleid, Verdruß, Furcht. — Alles durcheinander. Warum wir diese Sonderbarkeiten, denen wir eine noch ganz lange Reihe ähnlichen Inhalts zufügen könnten, hier erzählen, wer wüßte oder ahnte es nicht!?“ —

Ebenso schlimm, wenn nicht schlimmer als die Fehler der Ungeschicktheit sind die der Affektation. Solche sind: „Sentimentaler Ton, allzu feine, prätentiös artikulierte und modulierte Aussprache; beständiges Anlächeln der Zuhörer, besonders nach zierlichen Redensarten, weiche und süßelnde Gebärden, schmachtendes Wesen, affektiertes Zudrücken oder auch Verdrehen der Augen als Zeichen andächtiger Rührung, Ringen und Winden der Hände,“[1] überhaupt alles, was den Charakter des Dünkelhaften, Weltlichen, Allzugeschmeidigen, Romanhaften trägt. „So beleidigend es ist,“ heißt es in einer Pastoraltheologie,[2] „wenn der Prediger in schmutziger Kleidung, unbarbiert, mit verwirrten Haaren erscheint, so verwerflich ist eitler Putz, das Gezierte in der Kleidung und der Tracht des Kopfes.

Noch weniger soll sich der Prediger durch die allzu akkurate Nachahmung der Affektäußerungen anderer oder gar durch die von manchen aufgestellten, bis ins einzelne gehende Beschreibungen derselben verbilden lassen. Sicher wäre die genaue Beobachtung folgender Vorschriften dazu angetan:

Ausdruck der Liebe. Die Sprache (des Predigers) ist dabei zart dehnend, schmelzend, wohlklingend; auch die härtern Nebenvorstellungen, die sich etwa in der Periode vorfinden, sind durch ihr sanftes Wesen schmiegsamer und weniger rauh ausgesprochen; das Auge frohglänzend, offen, zutraulich, halb nach oben gerichtet, der Mund sanft lächelnd, die Händebewegung häufig gegen das Herz, zartwellend, gefaltet, gegen die Brust gehalten, der Körper mehr vorwärts gebeugt.

Darstellung des Zornes. Die Sprache ist zitternd, beinahe stotternd, nachdrucksam und laut, die Augen offen, von unsanftem Glanze leuchtend, oft finster, die Stirn in krause Falten gefurcht; Feuer durch-

[1] P. Schleiniger, Predigtamt, 2. Buch, Aktion. [2] von Gallowitz.

glüht den ganzen Körper, der sich jetzt mit Stolz erhebt, jetzt, anderer Verachtung ausdrückend, abwehrend, etwas links sich beugt; der Händebewegungen sind viele, kraftvolle, krampfhafte Gestus, sie zeugen von der innern Bewegung; der Kopf ist in die Schulter gezogen.

Wollte ein Redner nach diesen und ähnlichen Präzepta seinen Vortrag einüben, so könnte er sich leicht zu einer völligen Karikatur in der Redekunst ausbilden.

§ 28. Akzeß zur Kanzel und Präliminarien.

1. Es ist bekannt, daß der Eindruck, den der Mensch bei seinem ersten Auftreten macht, einer der tiefsten und nachhaltigsten zu sein pflegt. Das habe der geistliche Redner beim Akzeß zur Kanzel wohl vor Augen, und wenn er auch bereits viele Male vor denselben Gläubigen aufgetreten ist, stets erscheine er mit dem hl. Ernst, der Würde und Bescheidenheit, die dem Priester eignet. In seiner Haltung, in seinem Gang darf nichts Affektiertes liegen, aber auch nichts, was Nachlässigkeit oder plumpes, bäurisches Wesen genannt werden müßte.

Von Bossuet sagt Saint-Simon, er habe sich immer als Abgesandter des lebendigen Gottes, d. h. majestätisch gezeigt. „Du brauchst die Dignität nicht bis zur Majestät zu treiben; es soll dir genügen, würdig zu erscheinen, d. h. würdig und bescheiden zugleich."

2. Zur Kanzel gehe der geistliche Redner *ohne Angst und Furcht*. Er ist Abgesandter Jesu Christi, dessen Lehramt er fortsetzen soll. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch . . . Ich werde bei euch sein bis zum Ende der Zeiten." Wenn Christus mit ihm ist, was hat er dann zu fürchten? Der Prediger darf desto mehr auf Gottes Mitwirkung vertrauen, je näher er ihm in Glaube und Liebe steht, und je besser er seine Pflicht bei der Vorbereitung der Predigt erfüllt hat.

3. In einem neuen, ungewohnten Zuhörerraum werfe der Redner vor Beginn der Predigt einen flüchtigen Blick über das Auditorium, um sich mit der Größe und der Zahl desselben bekannt zu machen. Denn in einem kleinen Raume vor wenigen Zuhörern braucht er nicht mit derselben Stimmstärke zu sprechen wie in einem großen Lokale vor Tausenden. Auch vergesse er nicht, bevor er in einer großen Kirche auftritt, sich über die Akustik derselben zu erkundigen, sowie über die Stellung, welche für ihn am geeignetsten ist, um soviel wie möglich von allen verstanden zu werden.

Schwer fehlerhaft wäre es, wenn der geistliche Redner bei seinem Erscheinen auf der Kanzel, anstatt einen *bescheidenen* Blick über die Zuhörer zu werfen, mit der Miene eines Siegers oder eines als tüchtig anerkannten und mit Freuden aufgenommenen Orators über dieselben hinschauen würde, als ob er mit diesem Blicke sagen wollte: „Hier bin ich; eure Erwartung soll heute nicht getäuscht werden; ich werde euch heute mit Bewunderung erfüllen."

Diese Bemerkung möchte nicht überflüssig sein. P. Monsabré hat sie vordem für seine Schüler niedergeschrieben.

Die Heiligen und die Lehrer des geistlichen Lebens haben uns hierin die einzig richtige Anweisung gegeben. „Wenn der Prediger", schreibt Ludwig von Granada, „die Kanzel bestiegen und einen Blick auf die herzugeströmte Menge geworfen, stelle er sich vor, es sei die Schar der Kranken, welche ehedem den Schwemmteich umstanden, um von ihren Krankheiten geheilt zu werden, und er sei der Engel, vom Himmel gesandt, um durch die verschiedenen Heilmittel des göttlichen Wortes nicht einen, sondern alle Anwesenden zu heilen. Er stelle sich vor, er habe vor sich viele Lahme, Ausgedörrte, Blinde, Geizige, Neidische, Rachgierige, Stolze, Wollüstige, Zornmütige, Schmeichler, käufliche Seelen, . . . überhaupt die meisten von seinen Zuhörern seien krank, auf den Tod krank und zwar auf den ewigen Tod."[1]

Wie hebt sich sein Mut, wie feurig und einschneidend wird sein Wort, wenn er sich diese Erwägungen vor Augen führt.

Der hl. Franz Borgias schreibt:[2] „Der Prediger werde nicht verwirrt noch unzufrieden, wenn er sieht, daß wenige Zuhörer zu seiner Predigt gekommen sind. Vielmehr staune er darüber, daß auch nur einer da ist, der ihn geduldig anhören will . . . Er habe Christus vor Augen, der oft wenigen Jüngern und sogar einem armen niedrigen Weibe zu predigen sich nicht schämte."

4. Die profane Rhetorik gibt dem Redner verschiedene Anweisungen, um vom ersten Augenblick an die Aufmerksamkeit der Hörer zu fesseln: Flüchtiger Blick über die Versammlung, Räuspern der Stimme . . . hm, hm, zum Zeichen, daß man beginnen wolle, Vorstrecken des Armes, um erst dann in Wirklichkeit den Anfang zu machen.[3] — Die geistliche Beredsamkeit hat ein viel einfacheres Mittel als Ersatz für diese theatralischen Präliminarien: das hl. Kreuzzeichen, das jederzeit den Beginn (und den Schluß) der Predigt bildet. Der Prediger mache das Zeichen des hl. Kreuzes stets langsam, würdig, mit Glauben und Frömmigkeit, er mache es schön, wie die Immakulata es in Lourdes gemacht hat und die kleine Bernadette es ihr ablernte. Damals sagten die Umstehenden: „Wenn wir im Himmel das Kreuzzeichen machen, werden wir es machen wie Bernadette." Der berühmte Missionar P. de Ravignan machte jedesmal bei der Predigt das Kreuzzeichen so schön und feierlich, daß es für sich allein eine Predigt war. „Der Christ", pflegte er zu sagen, „muß sich eine Ehre daraus machen, sein Feldzeichen aufzupflanzen; aus Liebe zu Jesus Christus soll in unserm Kreuzzeichen stets etwas Feierliches liegen."

5. Manche Prediger haben die Gewohnheit, sich vor dem öffentlichen Sprechen gut auszuräuspern: eine für das Sprechen sehr nachteilige

[1] Eccl. rhet. l. 2. c. 12. n. 1.
[2] De ratione concion. c. 7.
[3] Vgl. Legouvé, L'art de la lecture. VI.

Gewohnheit. Allerdings ist es angemessen, daß man den Schleim entfernt, der sich von selbst löst. Allein durch unnötiges starkes Räuspern wird der Hals ausgetrocknet, die für das Sprechen nötige Feuchtigkeit geht verloren, indem auch jener Speichel abgegeben wird, der sich erst später von selbst gelöst haben würde und der jetzt eben zum Sprechen notwendig ist.

6. Entsteht während der Predigt ein Geräusch, so werde der Redner nicht verwirrt, noch lasse er sich zur Ungeduld oder zum Zorn hinreißen. „Es mag bei eintretender Störung gut sein, seinen Blick bescheiden nach der Stelle hinzuwenden, von der das Geräusch herkommt, indem sonst den Prediger selbst das Abwenden des Ohres und des Auges leicht noch mehr zerstreut und stört. Um die Stille wiederherzustellen, ist es auch wohl zweckmäßig, im Vortrag etwas innezuhalten und etwa hierdurch — aber nicht durch Gebärden — sein Mißfallen kundzugeben.“ [1]

Drexelius gibt dem Redner den Rat, sich während der Predigt drei- bis viermal zu sammeln, um bei gewissen Zügen besonders acht zu haben und seiner selbst in vollkommener Weise mächtig zu bleiben. Diese Rückkehr in sich selbst geschehe vornehmlich bei kräftigen, feurigen Stellen und darum auch im Epilog.[2]

7. Das Kreuzzeichen am Schluß der Predigt wird häufig weniger gut gemacht als das am Anfang, zu rasch und flüchtig und darum wenig andächtig. Man gebe im besondern auf diesen Punkt acht. Der geistliche Redner verlasse die Kanzel nicht schneller, als er dieselbe betreten hat.

Nach der Predigt stelle er eine kleine Reflexion an über die Pronuntiation, den Gestus, die Aufmerksamkeit, die man ihm geschenkt usw. Je nach dem Resultat dieses Partikularexamens danke er Gott oder bitte ihn um Verzeihung und verspreche ihm, nächstes Mal mehr Fleiß und Aufmerksamkeit anzuwenden. Auch hüte er sich vor den Anwandlungen der Eitelkeit. Vielleicht selten ist der Eitelkeitsteufel so lästig als nach einer Predigt, wenn man glaubt, gut geredet zu haben, besonders wenn die Menschen mit Lobsprüchen entgegenkommen.

Der Priester suche sich nach Ausübung des Predigtamtes wieder zu sammeln und durch seine Dankbarkeit gegen Gott, seine Demut und seinen Gebetseifer schon neuen Segen für die folgende Predigt zu erwirken.

NB. Inbezug auf das liturgische Zeremoniell bleibt zu bemerken: Predigt der Zelebrant oder Diakon während der hl. Messe, so legen sie die Kasula, resp. Dalmatika ab. Spricht der Priester vom Altare aus, so darf er das Meßgewand beibehalten. In den übrigen Fällen predigt der Regulargeistliche im Chorkleid seines Ordens, wenn nicht die Gewohnheit oder die Ordensregeln etwas anderes bestimmt haben, der Säkularpriester in Chorrock und Stola. Die Farbe der Stola,

---

[1] P. Schleiniger, Predigtamt. Mündlicher Vortrag.
[2] Aurifod. p. 3. c. 12. n. 6.

deren Gebrauch übrigens nur durch die Gewohnheit eingeführt worden, wird von den Rubrizisten behandelt. Die Kanoniker legen in der eigenen Kirche Kappa und Mozetta an.[1]

Geschieht die Predigt in Gegenwart des assistierenden Diözesanbischofs, so geht der Prädikans, unmittelbar bevor er die Kanzel besteigt, zu ihm hin, kniet nieder, küßt ihm die Hand und bittet kniend um dessen Segen mit den Worten: Iube Domne benedicere. Von dem zelebrierenden Priester, der nicht Bischof ist, begehrt der Prediger den Segen nicht, es müßte denn eine rechtmäßige Gewohnheit dafür bestehen. In diesem Falle aber erteilt der Zelebrans die Benediktion erst, nachdem das Evangelium vom Diakon gesungen und er selbst inzensiert ist.[2]

Vielerorts besteht die Gewohnheit, daß der Prediger, so oft er nicht bei der Messe oder beim Offizium fungiert, vor dem Akzeß zur Kanzel auf der untersten Altarstufe niederkniet, um in stillem Gebet für sich und seine Zuhörer Gottes Beistand zu erflehen. Zu diesem Zwecke empfiehlt es sich, das Munda cor meum der hl. Messe zu beten.

Der Gebrauch des Baretts bei der Predigt ist fakultativ; doch ist dasselbe besonders dem geübten und unbefangenen Redner zu empfehlen. Untersagt ist der Gebrauch desselben bloß coram Exposito, auch wenn das Allerheiligste mit einem Velum verhüllt ist. So oft der Name Jesus genannt wird, sowie in den Gebeten am Schluß der Predigt wird das Barett abgenommen. Letzteres geschehe stets mit gehörigem Anstande, langsam, von der rechten Seite her und tief genug.

§ 29. Ein letztes Wort über den Gestus.

1. Der angehende Redner, der es ernst mit seiner Aufgabe nimmt, wendet so viel Mühe an, um den Inhalt seines Vortrags nach allen Regeln der Kunst zu gestalten; er sucht mit so großer Sorgfalt die Gedanken zu ordnen, sie in schöner Sprache zum Ausdruck zu bringen, ja jede einzelne Wortfolge zu feilen, und er tut recht damit; er hätte unrecht, wenn er es nicht täte. Allein sollen wir nicht auch eine entsprechende Mühe auf den äußern Ausdruck der Rede verwenden, wie er sich in der Gestikulation darstellt? Sollen wir nicht auch den Gestus feilen? Ist diese äußere, körperliche Sprache, die so wohltuend wirkt und manchmal so beredt ist, nicht zum mindesten einer kleinen Anstrengung wert?

2. Die Gestikulation muß, wenn nicht in ihren Anfängen, so doch in ihrer Vollendung erlernt werden wie jede Kunst. Denn eine Kunst ist sie, und zwar nicht eine der leichtesten. Der Schüler beginne die Übung mit kleinen Erzählungen, um dann zu kleinen und größern Auszügen aus mustergültigen Reden fortzuschreiten; er übe jeden Tag; durch wiederholte Übung wird er sich nach und nach eine gewisse Fertigkeit im Gestikulieren aneignen.

---

[1] S. C. R. n. 2578, ad 2.

[2] Nur die Kanoniker bleiben stehen.

[3] S. C. R. n. 3334, ad 1; 3535, ad 4; 3855, ad 6.

3. Es wird nicht verlangt, daß der Redner für das jedesmalige Auftreten alle einzelnen Gestus in seinem Studierzimmer einübe, wie jener Roscius, von dem die Alten berichten, er habe nie vor dem Volke einen Gestus gemacht, den er nicht vorher einstudiert. Das wäre übrigens für die meisten ein Ding der Unmöglichkeit. Allein die ersten Reden, die der junge Prediger öffentlich hält, sollen inbezug auf Diktion und Gestus vorbereitet sein. Man lache nicht über diese Forderung. Castellar sagt:[1] „Man soll die Gesten vorher festsetzen, die wichtigsten neben dem Texte notieren und sie mit Reflexion und Aufmerksamkeit einüben, um sie dann so natürlich auszuführen, daß jedermann sie für spontan hält." Ein anderer,[2] der über äußere Beredsamkeit geschrieben hat, bemerkt: „Ich kann mich nur belobigend darüber aussprechen, daß ich meine Gesten bearbeitet habe." Wird es übrigens auch nur einen Schauspieler geben, der vor dem öffentlichen Auftreten den Gestus nicht sorgfältig einstudiert hätte? Freilich ist das Publikum schwerer zufriedenzustellen, wenn es sich um einen Schauspieler, als wenn es sich um einen Redner handelt. Denn der Schauspieler trägt nicht, wie der Redner, seine eigenen Gedanken vor, sondern vertritt nur die Person eines andern. Er wird nicht beurteilt nach dem, was er sagt, sondern nur nach der Art und Weise, wie er es sagt. Zeichnet er sich durch seine Art der Diktion und überhaupt durch seine ganze Handlung aus, so erntet er Lob, wenngleich er die geringste Rolle spielt; ist er in seiner Aktion mittelmäßig oder gar stümperhaft, so wird er getadelt, wenn er auch die Person eines Fürsten darstellt. Beim Redner, der die eigenen Ideen vorträgt und darum auch, ja hauptsächlich nach diesen beurteilt wird, tritt die Aktion mehr in den Hintergrund.

Allerdings darf das kein Grund für den Vortragenden sein, auf das Äußere weniger Gewicht zu legen. Solange er nicht eine große Fertigkeit in der Deklamation und in der sie begleitenden Gebärdensprache erlangt hat, suche er den Gestus vorher einzuüben. Das mag viele Monate, vielleicht ein ganzes Jahr hindurch dauern, vielleicht noch länger. Allein die Sache ist dieser Mühe wert. Selbst in spätern Jahren prüfe er sich von Zeit zu Zeit inbezug auf seine Gebärden oder lasse sich von andern prüfen. Man gewöhnt sich sehr leicht nach und nach Unebenheiten oder andere Sonderbarkeiten an, die den Vortrag verunzieren und die von allen Anwesenden bemerkt werden, nur vom Redenden selbst nicht.

4. Während des Vortrags denke man nicht an die das Wort begleitenden Gebärden, oder doch nur in ganz sekundärer Weise.

Die ganze Aufmerksamkeit muß sich auf das beziehen, was man sagt, auf die Zuhörer, vor welchen man redet, auf den Ort, wo man redend auftritt. Die Reflexion auf die Gesten, der Gedanke an die Vorschriften der Rhetoren und die Sorge, sie zu beobachten, würde den

[1] L'art du lecteur etc., Chap. XXIII.
[2] Delaunay, L'art de se rompre à la parole, 1901 p. 210.

Redner zerstreuen und vielleicht sein Gedächtnis stören, jedenfalls den Schwung seiner Rede hemmen. „Es ist nicht möglich," sagt der heil. Augustin,[1] „daß ein Mensch gut spricht und zu gleicher Zeit an die Vorschriften denkt, die man ihm gegeben, um gut zu sprechen. Und man muß sich wohl hüten, daß infolge der allzu großen Sorge, die man aufwendet, um gut zu reden, die Dinge, von denen man notwendig sprechen muß, nicht dem Gedächtnis entschwinden."

5. Ein großer Vorteil ist es für den angehenden Redner, wenn er unter der kundigen Leitung eines Lehrers seine Vorstudien in der äußern Beredsamkeit machen kann. Manche werden ohne fremde Hilfe kaum auskommen. Wenigstens diese dürfen sich mit dem Selbststudium nicht begnügen, sondern müssen sich nach einem Lehrer umsehen oder eine Rhetorenschule besuchen. Die großen Redner der alten Zeit sind alle in solchen Schulen gebildet worden.[2]

6. Selbst dann, wenn der Redner eine gewisse Fertigkeit im Gestus erlangt hat und bereits öffentlich auftritt, bestelle er sich von Zeit zu Zeit einen Monitor, der ihn auf alles Linkische und Fehlerhafte im Vortrag aufmerksam macht. Der Monitor erfülle treu seine Pflicht; er sei eher zu streng, als zu mild und nachsichtig und lasse sich nicht durch die Rücksichten der Eigenliebe weder auf der einen noch auf der andern Seite beeinflussen. Der Ermahnte aber nehme jede Bemerkung dankbar an, und wenn er findet, daß dieselbe begründet ist, so suche er ihr Rechnung zu tragen; er vernachlässige nichts, was ihn in der Redekunst vollendeter und seinen Vortrag wirkungsvoller und angenehmer machen kann.

8. Ein vorzügliches Mittel, sich in der Beredsamkeit zu bilden, ist das Anhören guter Redner. „Die Beredsamkeit", sagt der heil. Augustin, „dringt leichter in den Geist derjenigen ein, welche beredte Männer hören, als in den Geist derjenigen, welche bloß ihre Vorschriften befolgen; die Beispiele, welche in den öffentlichen Vorträgen geboten werden, nützen weit mehr, als die Unterweisungen der Schule." Wenn du daher — das ist der Rat, der sich hieraus ergibt — einen ausgezeichneten Redner hören kannst, sei es in der Kirche oder im Parlament oder vor dem Gerichtshof, so gehe, wenn möglich, hin, um ihn zu hören, und nicht bloß, um ihn zu hören, sondern auch um ihn zu sehen und zu beobachten. Kopiere nicht alles; ahme nicht alles blindlings nach. Die besten Redner, d. h. diejenigen, welche für solche gehalten werden, haben häufig ihre Fehler und Eigenheiten, wenngleich dieselben wegen ihrer übrigen glänzenden Eigenschaften weniger hervortreten als bei mittelmäßigen Talenten. Dasjenige, was in der Aktion des Redners mit den Regeln der Beredsamkeit übereinstimmt, merke

[1] De Doctrina christiana.

[2] Das muß für manche Anstalten, in denen die verschiedensten, oft wenig praktische Gegenstände gelehrt werden, ein Wink sein, etwas mehr Bedeutung jenem Wissenszweig beizulegen, welcher den Redner und den Mann formvollendet im öffentlichen Auftreten und in der gewöhnlichen Konversation erscheinen läßt.

und suche es, mit Anpassung auf deine eigene individuelle Art, zu imitieren. Alles übrige darf dich gleichgültig lassen; am allerwenigsten ahme die Fehler nach. Letzteres geschieht mehr denn einmal von jungen, unerfahrenen Lehrlingen, welche sich durch den Glanz der Diktion blenden lassen und ohne Unterscheidung alles für nachahmungswert halten, was sie an dem Redner wahrnehmen.

Um ein tüchtiger Redner zu werden, brauchst du nicht geradeso zu werden wie jener, der allgemein dafür gehalten wird. In ein und derselben Kunst können hundert groß da stehen und sich doch einander sehr unähnlich sein. Cicero sagt: „Es ist nur eine Bildhauerkunst, in welcher Myro, Polyklet, Lysippus hervorragten; sie waren alle einander unähnlich, und doch hast du inbezug auf niemanden derselben den Wunsch, er möchte anders sein. Es ist nur eine Malerkunst; darum haben sich in verschiedener Weise Zeuxis, Aglaophon, Apelles ausgezeichnet, und doch kann man von keinem derselben sagen, daß er nicht die ganze Vollkommenheit seiner Kunst besessen habe.“[1] Wenn das in diesen gleichsam stummen Künsten der Fall ist, so trifft es mit noch größerm Rechte bei der Redekunst zu.

[1] De Orat. lib. III. n. 26.

CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
BV4214.K54 C001
DIE AUSSERE KANZELBEREDSAMKEIT PADERBOR
3 0311 00036 0862

48026

BV
4214
.K54 Kieffer, G. 48026

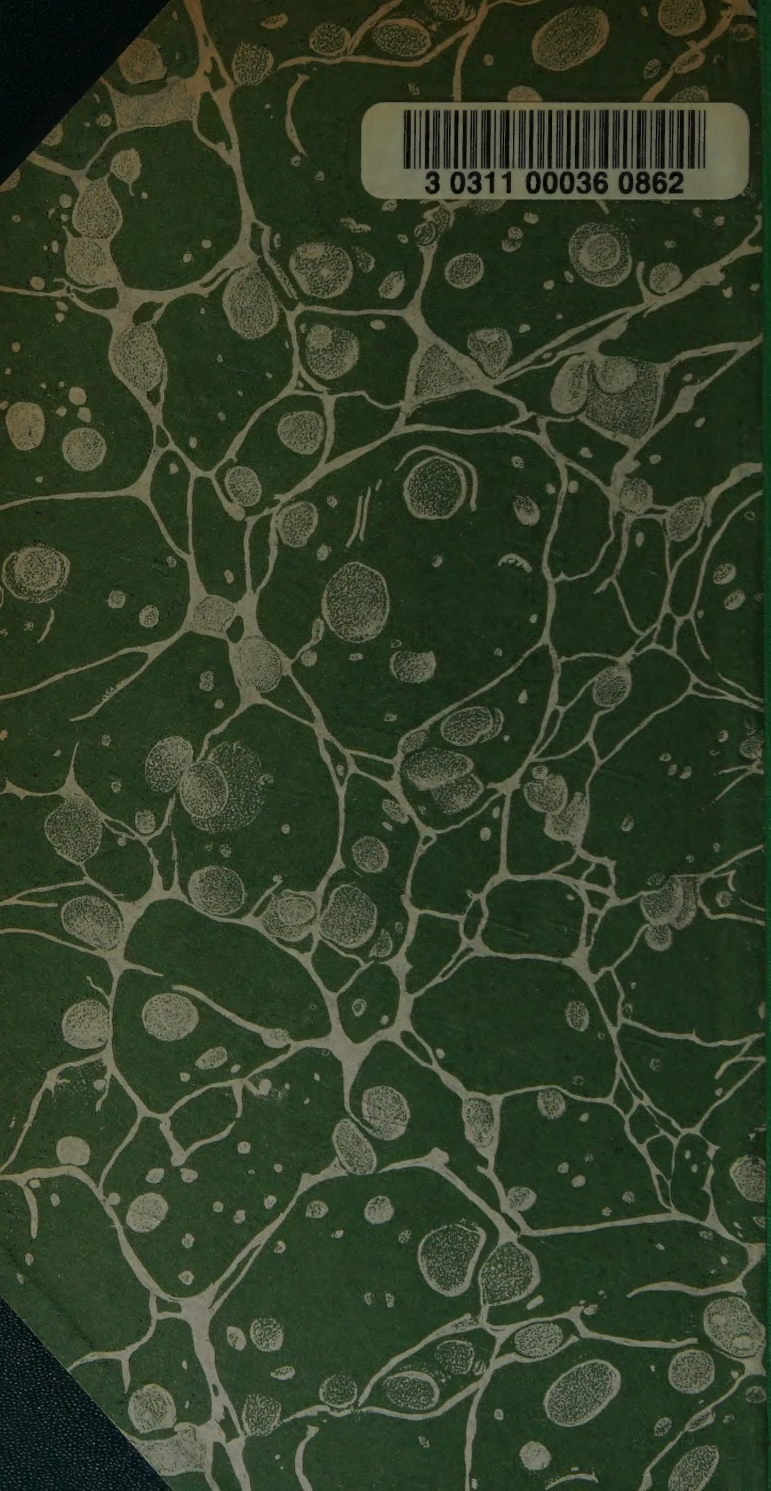
AUTHOR

TITLE DIE AUSSERE KANZEL-
~~BEREDSAMKEIT~~

~~251~~ ~~5198~~ ~~K74~~

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

EX LIBRIS PROV. CLAE
PHIL STUDIO THEOL.
S.S. CORDIS JESU


3 0311 00036 0862